Historische Zeitschrift

herausgegeben von

Heinrich von Sybel,

o. ö. Professor der Geschichte an der k. Ludw.-Max.-Universität in München.

Erster Band.

München, 1859.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalts-Uebersicht.

Historische Zeitschrift

herausgegeben von

Heinrich von Sybel,

o. ö. Professor der Geschichte an der k. Maximilians-Universität in München.

Erster Jahrgang 1859.

Erstes Heft.

München.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Vorwort.

Um den Standpunkt und die Richtung, welche das hier beginnende Unternehmen einzuhalten wünscht, unsern Lesern näher zu bezeichnen, theilen wir aus dem den Mitarbeitern vorgelegten Prospectus folgende Stellen mit:

„Die Zeitschrift soll vor Allem eine wissenschaftliche sein. Ihre erste Aufgabe wäre also, die wahre Methode der historischen Forschung zu vertreten, und die Abweichungen davon zu kennzeichnen — —.

Auf diesem Boden beabsichtigen wir eine historische Zeitschrift, nicht eine antiquarische und nicht eine politische. Einerseits gehen wir nicht darauf aus, schwebende Fragen der heutigen Politik zu behandeln oder uns zu einer speciellen politischen Partei zu bekennen. Es ist hiegegen kein Widerspruch, wenn wir gewisse allgemeine Voraussetzungen als diejenigen bezeichnen, welche das politische Urtheil der Zeitschrift bedingen werden. Der geschichtlichen Betrachtung erscheint das Leben jedes Volkes, unter der Herrschaft der sittlichen Gesetze, als natürliche und individuelle Entwicklung, welche mit innerer Nothwendigkeit die Formen des Staats und der Cultur erzeugt, welche nicht willkürlich gehemmt und beschleunigt, und nicht unter fremde Regel gezwungen werden darf. Diese Auffassung schließt den Feudalismus aus, welcher dem fortschreitenden Leben abgestorbene Elemente aufnöthigt, den Radicalismus, welcher die subjective Willkür an die Stelle des organischen Verlaufes setzt, den Ultramontanismus, welcher die nationale und geistige Entwicklung der Autorität einer äußern Kirche unterwirft.

Andererseits wollen wir kein antiquarisches Organ gründen. Wir wünschen also vorzugsweise solche Stoffe, oder solche Beziehungen in den Stoffen zu behandeln, welche mit dem Leben der Gegenwart einen noch lebenden Zusammenhang haben. Wenn es die höchste Aufgabe der geschichtlichen Betrachtung ist, die Gesetzlichkeit und Einheit alles Werdens und Lebens zu erkennen, so wird sich eine solche Erkenntniß nicht deutlicher ausprägen lassen, als durch den Nachweis, daß das Vergangene noch gegenwärtig ist, und in uns selbst bestimmend fortwirkt. Es ist nicht bloß der Reiz des Pikanten, es ist ein wissenschaftlich berechtigter Trieb, wenn das Publicum mit fester Vorliebe nach Stoffen der bezeichneten Gattung greift, wenn die hierhin gehörigen Bücher überall der bedeutendsten Wirkung sicher sind. Es scheint uns nur angemessen, wenn auch die Zeitschrift in ihrem kritischen Theile vorzugsweise solche Schriften einer besonders eingehenden Betrachtung unterwirft. Es gehört ganz in diesen Zusammenhang, wenn wir hinzufügen, daß Erörterungen, welche die charakteristischen Unterschiede der deutschen und der auswärtigen Geschichtschreibung unserer Tage klar und scharf in's Licht setzen, uns höchst willkommen sein werden. Denn glücklicher Weise hat unsere Wissenschaft in der Gegenwart eine solche Stellung gewonnen, daß ihr Bestand und ihr Fortschritt ein Stück unseres Nationallebens geworden ist. Es ergeben sich sodann aus dem Gesagten folgende allgemeine Regeln für die Redaction:

Sie muß im Allgemeinen den Stoffen der modernen Geschichte einen größeren Raum als jenen der älteren, und den deutschen einen größeren als den ausländischen vorbehalten.

Die einzelnen Gebiete des historischen Studiums stehen der Aufgabe der Zeitschrift gleich nahe. Beiträge aus der Rechts- und Verfassungs-, aus der Literatur- oder der Kirchengeschichte, soweit sie den allgemeinen Grundsätzen unseres Organes entsprechen, werden ebenso wie Arbeiten aus der politischen Geschichte im engern Sinne gegeben werden.

Zur allgemeinen Orientirung wird jedes Heft der Zeitschrift eine bibliographische Uebersicht der neuen Erscheinungen der historischen Literatur Europa's bringen, begleitet, so weit es möglich ist, von

kurzen Bemerkungen über den Inhalt, die Art und den Standpunkt der erheblicheren Schriften«.

Diese kritischen Uebersichten werden in der Zukunft die Novitäten stets eines Vierteljahres umfassen: hier im Beginne des Unternehmens haben wir uns entschlossen, unsern Rückblick auf das Jahr 1858 auszudehnen. Dadurch ist die Masse der Artikel natürlich vermehrt und die Größe der Aufgabe gesteigert worden; es ist nicht möglich gewesen, für jedes Buch einen Beurtheiler zu gewinnen oder jede Anzeige auf das dem Ganzen entsprechende Maaß der Ausführlichkeit zu bringen. Daß so viel, wie geschehn, erreicht worden, danke ich vor Allem der Thätigkeit des Hrn. Dr. Kluckhohn, welcher neben sonstigen Redactionsgeschäften insbesondere die Zusammenstellung des bibliographischen Artikels übernommen hat.

Die Schwierigkeiten, welche hier im Wege lagen, waren nicht gering: um so mehr hebe ich hervor, daß sie ohne große Mühe für irgend einen Einzelnen beinahe völlig verschwinden würden, wenn jeder der gelehrten Freunde unseres Unternehmens uns kurze Notizen über die neuen Schriften seines speciellen Studienfaches einsenden wollte.

München im Februar 1859.

Sybel.

Inhalts-Uebersicht.

(Die deutsche Territorialgeschichte und die Geschichte der übrigen Länder folgen im nächsten Heft.)

Berichtigungen.

S. 27 Z. 5 v. u. aus geführt st. ausgeführt. S. 118 Z. 2 v. u. Entwicklung st. Fortwirkung. S. 131 Z. 13 v. u. als st. aber. S. 135 Z. 9 v. u. (Anm.) ist vor „auffallen" „Stellen" zu setzen. Auf S. 138 gehört die Zusatz-Anmerkung, die sich S. 152 findet. S. 212 Z. 9 v. o. den st. dem.

I.

Zur Charakteristik der heutigen Geschichtschreibung in Deutschland.

---

1. Die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft.

Habilitationsrede gehalten zu Königsberg am 19. April 1858

von

Wilhelm Giesebrecht.*)

Indem ich heute öffentlich nach dem Herkommen dieser Hochschule das mir übertragene Lehramt der Geschichte antrete, bin ich nicht gewillt auf einen dieser Veranlassung fern liegenden Gegenstand die Aufmerksamkeit zu lenken, sondern über ein Thema zu sprechen, welches mir die Gelegenheit gleichsam an die Hand giebt. Ich beabsichtige über die Entwicklung zu reden, welche die Geschichtswissenschaft in den letzten Zeiten bei uns Deutschen gewonnen hat.

Sind auch die Universitäten nicht mehr ausschließlich die Palästren der wissenschaftlichen Kämpfe, nicht mehr die einzigen Mittelpunkte höherer geistiger Bildung, wie vor Zeiten, so müssen sie doch auch jetzt noch mitten inne stehen in der wissenschaftlichen Bewegung der Gegen-

*) Der nachstehende Aufsatz ist die Rede, mit welcher ich mich als Professor der Geschichte an der Universität Königsberg habilitirt habe. Sie war damals nur für die Angehörigen dieser Universität bestimmt, und würde ohne das Erscheinen dieser Zeitschrift nie einem größern Kreise mitgetheilt sein. Allein die Erwägung, daß die hier ausgesprochenen Ansichten im Wesentlichen auch die Richtung dieser Zeitschrift kennzeichnen könnten, veranlaßte mich, sie der Redaction zu überlassen. W. G.

wart. Wo immer das Universitätsleben eine tiefere Bedeutung gewann und nachhaltiger auf die allgemeinen Zustände wirkte, da ist es immer nur eine Folge davon gewesen, daß Lehrer und Lernende frisch mitten in die geistigen Strömungen der Zeit hineintraten; wo ein Universitätslehrer einen bedeutenden Einfluß geübt hat, da ist es nur dadurch geschehen, daß er entschieden seine Stellung in der augenblicklichen Bewegung der Wissenschaft nahm und sich selbst als Vertreter bestimmter Principien hinstellte. Es ist ein sehr bedenklicher Ruhm für eine Universität sich fern gehalten zu haben von allen geistigen Kämpfen der Gegenwart, den neuauftauchenden Richtungen der Wissenschaft nur einen passiven Widerstand entgegengesetzt zu haben; ein fruchtbares Universitätsstudium scheint mir wenigstens nur im engsten Anschluße und in stetem Zusammenhange mit der allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung der Zeit möglich zu sein. Und so wird es für einen eintretenden Lehrer auch nicht unangemessen erscheinen, wenn er seine Ansicht über die letzten Entwickelungen und den durch sie bedingten augenblicklichen Stand seiner Wissenschaft darzulegen sucht, wird doch durch diese Ansicht seine ganze Wirksamkeit in dem neuen Amte bedingt sein, nach ihr wesentlich beurtheilt werden müssen. Wenn diese Darlegung sich nur im Allgemeinen halten wird, so nöthigt mich dazu einerseits die Fülle des Stoffes und die Besorgniß Ihre Geduld zu ermüden; wie ich andererseits glaube, mich auch deshalb kürzer fassen zu können, weil ich bereits vielfach Gelegenheit gefunden habe im Einzelnen zu zeigen, wie ich die Erscheinungen des Tages auf dem Gebiet der historischen Wissenschaften ansehe, worin ich jetzt die Aufgabe des Geschichtsstudiums auf der Universität erkenne und welches Ziel ich in meinem Lehramte erstrebe. —

Man hört nicht selten die Behauptung, daß wir Deutsche erst neuerdings eine historische Literatur gewonnen haben, welche sich der der Engländer und Franzosen ebenbürtig an die Seite stellen könne. Und es ist auch nicht wohl zu leugnen, daß wir nicht so lange Geschichtschreiber besitzen, welche in glänzender Kunst der Darstellung mit den Franzosen wetteifern, daß wir noch kaum historische Werke aufzuweisen haben, welche, gleich denen der Engländer, von dem frischen Hauche eines nationalen Staatslebens durchweht, eine männliche Gesinnung kräftigen und heben. Aber nichtsdestoweniger liegt doch eine äußerst

mannigfaltige und reiche historische Literatur hinter uns, und eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte datirt in gewissem Sinne in Deutschland bereits von den Zeiten der Reformation. Die Entwicklung unserer Geschichtswissenschaft ist dann nicht immer eine stätige gewesen, aber seit mehr als einem Jahrhundert zeigt sich unfraglich auf diesem Gebiet ein ununterbrochener Fortschritt. Eine erschöpfende Darstellung der deutschen Historiographie von Mascov, J. Möser und Schlözer bis auf unsere Tage würde eins der rühmlichsten Denkmale sein, welches dem deutschen Geiste gesetzt werden könnte. Auch nur ein Conspect einer solchen Geschichte deutscher Geschichtswissenschaft würde hier nicht am Platze sein; nur einige Hindeutungen auf den Zustand derselben im vorigen Jahrhundert seien mir vergönnt.

Die Geschichtswissenschaft ist bei uns aus Hilfsdisciplinen der Theologie, der Jurisprudenz und der Humaniora erwachsen; aus Collectaneen zur Kirchengeschichte und zu antiquarischen Studien, wie aus den staatswissenschaftlichen Deductionen der Rechtslehrer sind die ersten historischen Werke hervorgegangen, denen man einen gelehrten und, wenn man will, wissenschaftlichen Charakter zuschreiben kann. Die Geschichte blieb so lange unfrei und im Dienste anderer Wissenschaften, denen sie das unentbehrliche Material so bequem wie möglich zurecht legen mußte. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts tragen fast alle historischen Werke die deutlichen Spuren dieser Gebundenheit durch außerhalb der Geschichtswissenschaft liegende Rücksichten. Man kennt z. B. die Handbücher der Göttinger Professoren, wie sie vor etwa hundert Jahren in den Buchhandel zu kommen anfingen; diese Bücher mit ihrem verständigen und leicht verständlichen Schematismus, ihren scharf begrenzten Paragraphen, ihren exacten Citaten und bequemen Excerpten sind lange für mustergültig gehalten worden und waren auch ohne Frage ungemein verdienstlich. Man wird sie noch heute nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen. Aber das läßt sich doch nicht leugnen, die Geschichte erscheint in ihnen fast nur als ein zufälliges Aggregat einzelner Handlungen und Begebenheiten, die lediglich durch einen oft ziemlich oberflächlichen Pragmatismus zusammengehalten werden; es sind äußerliche, meist practische Gesichtspunkte, nach denen die Ereignisse, wie die Kenntniß von diesen Ereignissen beurtheilt werden. Von Ideen wird wohl gesprochen, aber es sind nüchterne Reflexionen,

welche man als Ideen bezeichnet. Von einer lebendigen Vergegenwärtigung der Vergangenheit, von Kunst der Darstellung ist kaum die Rede. Diese historischen Werke sind wenig mehr als Vorrathskammern der verschiedenartigsten Kenntnisse und Erfahrungen, die für Schule und Kanzel, für die Geschäftsstube und den geselligen Verkehr brauchbar und wünschungswerth scheinen; der Geschichtschreiber ist meist nur der ziemlich gleichgültige und frostige Wart dieser aufgespeicherten Schätze.

Aber trotz vieler und wesentlicher Mängel dieser gelehrten Historiographie, welche ihren Sitz vor Allem auf den Universitäten hatte und einen gewissen Zunftzwang übte, hatte sie doch auch große und schöne Vorzüge, die ihr gerechte Anerkennung selbst außerhalb Deutschland erwarben. Vor Allem zeichnete sie aus ein unermüdlicher Fleiß im Ansammeln des Materials, der Ernst und die Gründlichkeit der Forschung, wie die Wahrheit und Unparteilichkeit der Gesinnung. Um der deutschen Wissenschaft damaliger Zeit gerecht zu werden, vergleiche man nur einmal die Werke unserer gelehrten Forscher in Bezug auf die Solidität der Arbeit und die Unbefangenheit des Urtheils mit dem Besten, was die gelehrte Literatur gleichzeitig in Frankreich hervorbrachte. Wer die Geschichte der Völkerwanderung studirt, dem sind Mascov's Arbeiten noch heute unentbehrlich, während das damals sehr bewunderte Buch des Abbé Dubos fast verschollen ist; und selbst Montesquieus geistreiche Aperçus, so wichtig sie für die Entwicklung der politischen Anschauungen waren, kaum noch für die gelehrte Forschung irgend welches Interesse haben. Niemand wird an schriftstellerischer Kunst Schlözer einem Voltaire zur Seite stellen, aber an Gründlichkeit der Forschung und Wahrheitsgefühl ist der Göttinger Professor dem Schöngeist von Ferney weit überlegen. Mit diesen Vorzügen der deutschen Historiographie hing es zum Theil zusammen, wenn sie sich nicht auf die eigene Geschichte beschränkte, sondern auch die der anderen Völker in ihren Bereich zog und mit großer Beharrlichkeit schon damals die Richtung auf die Universalhistorie verfolgte. Wir Deutsche haben einmal diesen universellen Zug, und der Sammelfleiß unserer Gelehrten zeigte sich bereits in jener Zeit überall geschäftig, wo nur geschichtliches Material zusammenzuschaffen war. Andere Völker sind dadurch unserer Wissenschaft manchen Dank schuldig

geworden und wohl auch schuldig geblieben. Vielleicht aber noch größere Anerkennung als dieser Fleiß verdient das Gerechtigkeitsgefühl und der unbefangene Sinn, mit dem man die Verhältnisse anderer Völker betrachtete. Man schien aus Gerechtigkeit gegen andere Volksthümlichkeiten ungerecht gegen das eigene Volk und seine Geschichte zu werden. Sehr verdienstliche Leistungen jener Zeit liegen auf dem Gebiet der Provincialgeschichte; aber an eine Geschichte der Deutschen wurde nach Mascov nicht weiter gedacht. Die Reichsgeschichte mußte allerdings für practische Zwecke von den Juristen bearbeitet werden, aber wie das heilige römische Reich deutscher Nation selbst wurde auch sie immer ärmer und knapper. Pütters Grundriß war das beliebteste Noth- und Hilfsbuch für alle, die deutsche Reichsgeschichte treiben mußten; es hat — in jener Zeit eine Seltenheit — sieben Auflagen erlebt. Auch sein anderes Handbuch, die historische Entwickelung der Verfassung des deutschen Reichs, wurde viel benutzt. Was aber daraus wurde, wenn man sich einmal an eine umfänglichere Arbeit wagte, zeigt Häberlins Umständliche Reichshistorie; umständlich ohne Frage, aber zugleich ungeheuerlich in jeder Beziehung des Worts. Es ist Niemanden jetzt zu rathen, sich an die Lectüre dieses Werks zu wagen. Die besten Früchte der Wissenschaft reiften auf ganz anderen Gebieten. An der Geschichte der Russen, Osmanen und Mongolen zeigte Schlözer zuerst die Grundsätze einer strengeren Kritik und methodischer Forschung.

Als in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Aesthetik und Philosophie unsere Literatur und unser geistiges Leben zu beherrschen anfingen, konnte begreiflicher Weise jene gelehrte Geschichtschreibung den Forderungen nicht auf die Dauer genügen. Man verlangte nun mehr nach anziehender Darstellung als nach gelehrter Forschung, man beanspruchte Schriften, welche in Vollendung der Form den klassischen Geschichtswerken des Alterthums und den besten Erzeugnissen der historischen Literatur in Italien, Frankreich und England an die Seite zu setzen seien. Zugleich wollten die Philosophen die Anschauungen, in welchen sie lebten und welche sie nach allen Seiten verbreiteten, auch in die Geschichtswissenschaft übertragen; sie suchten Alles zu generalisiren, drangen ihre allgemeinen Constructionen der Historie auf, in ihr System sollte die unendliche Fülle des historischen Stoffes

gezwängt werden und nach dem Maaßstab ihrer Moral sich jede bedeutende Persönlichkeit messen lassen. Auch in der Behandlung der Geschichte fing man an, wie Joh. v. Müller sagt, sich in die allgemeinen Ideen zu verlieben. Damals wurde zuerst nach Mascov — d. h. nach einem halben Jahrhundert — eine Geschichte der Deutschen wieder in Angriff genommen; ich meine das bekannte Werk von Michael Ignatz Schmidt, welches in den Bibliotheken unserer Väter selten zu fehlen pflegte. Schmidt's frühere Schriften sind philosophischen Inhalts; eine Geschichte des Selbstgefühls hat er geschrieben, ehe er die Geschichte der Deutschen bearbeitete. Dieses Werk ist nun freilich keine Anleitung mehr zur Praxis beim Reichskammergericht oder beim permanenten Reichstage, sondern sieht vielmehr in den bildungsfähigen Bürgern der Nation sein Publicum. Die Darstellung ist lebhaft, aber doch in einem ganz anderen Sinne, als die Göttinger Compendien. Die Culturgeschichte tritt in den Vordergrund, und eine wesentliche Rücksicht ist zu zeigen, wie man in Staatseinrichtungen, Künsten und Wissenschaften vorgeschritten, wie man endlich zur gepriesenen Aufklärung gekommen sei. Der aufgeklärte Katholicismus und liberale Absolutismus der josephinischen Zeit bilden die Grundanschauungen des Verfassers. Joseph selbst schätzte das Werk und seinen Verfasser; der Geschichtschreiber der Deutschen wurde kaiserlicher Hofrath, Mitglied des Censurcollegiums und Lehrer des Thronfolgers, des späteren Kaisers Franz. Schmidt war ein wohlmeinender Mann, von klarem Verstande und lebhaftem Gefühl; aber Niemand wird ihm ein hervorleuchtendes Talent oder ungewöhnliche Geisteskraft beimessen. Es gab andere Männer, welche in derselben Zeitströmung stehend in ähnlicher Weise, aber doch mit ganz anderer Energie des Geistes auf das Studium der Geschichte umgestaltend zu wirken bedacht waren. Es ist bekannt, wie Lessing und Kant einen einheitlichen Gedanken in der historischen Entwickelung nachzuweisen suchten. Sie gaben Anregungen; Anregungen und weitere Ausführungen Herder, dessen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit Epoche in unserer Geschichtswissenschaft machen. Einen historischen Kunststyl suchte Schiller zu schaffen. Hier begegnete er sich mit Johannes von Müller, der zugleich durch ein gründlicheres, gelehrtes Studium die Historiographie seiner Zeit zu vertiefen strebte. Alle Richtungen derselben concentriren sich

gleichsam in seinem überaus versatilen Geiste, ohne sich freilich harmonisch zu durchdringen; darin liegt Müllers Bedeutung und Müllers Schwäche.

Man wird den Einfluß dieser großen Geister auf den Entwickelungsgang unserer historischen Wissenschaft nicht leicht hoch genug anschlagen können. Sie haben vor Allem eine tiefere Auffassung der Universalgeschichte bei uns angebahnt und nach vielen Seiten des Studiums die fruchtbarsten Keime gelegt. Sie haben unserer Geschichtschreibung Frische, Wärme und Kraft gegeben, das dürre Material mit Ideen durchgeistigt. Man dankte es ihnen, wenn die Geschichte nicht mehr allein im Katherderton lehrte, wenn sie aus den Studierstuben unter das Volk trat, wenn sie fortan einen höheren Anspruch machen konnte, als im Gefolge anderer Wissenschaften einherzuziehen. Die Historie wurde von dem Universitätszwang gelöst, sie entwickelte sich frei in der Literatur des Tages und nach den Bedürfnissen der Zeitgenossen. Aber es war allerdings Gefahr, daß diese Befreiung sie in eine andere Abhängigkeit versetzen konnte, in Abhängigkeit von jenen Philosophen und Poeten, welche die Literatur beherrschten, und daß sie auf diesem Wege die edelsten Vorzüge einbüßen würde, welche sie bis dahin vor den verwandten Bestrebungen anderer Völker ausgezeichnet hatten. Es ist bekannt, wie sich schon Schiller glaubte strengerer gelehrter Forschungen überheben zu dürfen, um seine Geschichtswerke zu schaffen. Wie gefährlich mußte das Beispiel eines solchen Mannes wirken! Und in der That sah man bald eine ziemlich leichtfertige Historiographie an vielen Orten im Schwange, in welcher lediglich die currenten Tagesideen auf ein schnell beschafftes Material angewendet wurden. Es ist mindestens in Königsberg unvergessen, daß selbst ein Kotzebue um den Preis der deutschen Geschichtschreibung zu buhlen wagte. —

Die moderne deutsche Geschichtswissenschaft, in deren Entwickelung wir noch jetzt stehen und bei der mir nun etwas länger zu verweilen erlaubt sei, hat sich in der That mehr im Gegensatze gegen jene philosophisch-ästhetische Richtung als im Anschlusse an dieselbe durchgebildet; sie nahm recht eigentlich die gelehrte Historik der früheren Zeit wieder auf, aber doch mit ganz anderer Energie, mit einem ungleich größeren Reichthum von Ideen und Anschauungen und vor Allem in dem Gefühl voller Freiheit und Selbstständigkeit. Und fragt

man, woher ihr der Impuls kam, das Werk der Vergangenheit in einem ganz neuen Geiste aufzunehmen und fortzuführen, so ist vor Allem auf die großen Weltereignisse hinzuweisen, welche an der Scheide des vorigen und unseren Jahrhunderts alle Völker nach langem Schlafe durchrüttelten und vor Allem uns Deutsche einmal recht kräftig daran erinnerten, daß wir ein Volk, ein großes Volk seien, was wir fast vergessen hatten. Unerhörten Begebnissen gegenüber, einer Geschichte ohne Gleichen, mußte auch das Studium der Geschichte eine ganz andere Bedeutung gewinnen. Und indem selbst dem blödesten Auge sichtbar wurde, wie die Macht des Einzelnen — ob sie auch einzig in ihrer Art und unerhört scheine — wie ein Halm zusammenknicke vor Nationen, die sich zu dem Gefühl ihrer Selbstständigkeit erheben und mit leidenschaftlicher Begeisterung die Sache des Vaterlandes und ihrer angestammten Fürsten ergreifen, mußte der nationale Gedanke mit innerer Nothwendigkeit in den Vordergrund jeder historischen Betrachtung treten; ein Gedanke, den die kosmopolitische Tendenz der philosophischen Geschichtschreibung über Gebühr zurückgedrängt hatte.

Die nationale Erhebung jener Zeit war der Born, aus dem unsere Geschichtswissenschaft neues Leben schöpfte; der nationale Gedanke wurde die treibende Kraft derselben, und der Glaube an die unerschöpfte Lebensfülle der Nation und an das Vaterland gibt ihr immer von Neuem Muth und Frische. Das größte und folgenreichste Unternehmen für unser modernes Geschichtsstudium ist in dem Wahlspruch begonnen und fortgeführt: „Sanctus amor patriae dat animum." Wer sich nun in das Studium der Geschichte vertieft, der hat es nicht mehr so sehr mit einer abgestorbenen Vergangenheit, mit den vorübergehenden Wirkungen vorübergehender Ereignisse, mit den Tugenden und Fehlern längst dahingeschiedener Personen zu thun, als das Leben großer Nationen, in denen die Gedanken Gottes sich gleichsam verkörpern, in seinem Ursprung und Wachsthum zu verfolgen und zu begreifen. Da schlägt sich von selbst die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart; das Gestern gewinnt Bedeutung durch das Heute, der heutige Tag durch entschwundene Zeiten; da erst lebt der Historiker nicht mehr im Tode, sondern im Leben, aber in einem reicheren und bleibenderen als das schnell verrauschende Leben des

Tages. Wird die Geschichte vom nationalen Gesichtspunkt erfaßt, so gewinnt Bedeutung, was früher kaum beachtet wurde, und in den Mittelpunkt der Betrachtung treten Momente, die man bisher als gleichgültig ansah. Wer könnte da sich noch auf die Darstellung der großen Hof-, Staats- und Kriegsactionen beschränken? Wer könnte da noch die Culturgeschichte — ein so vieldeutiger und vielmißdeuteter Name — als eine Olla podrida von tausend Wunderlichkeiten oder als eine trockene Aufzählung neuer Erfindungen und Moden betrachten? Wer das Leben der Nationen ergründen will, muß den inneren Zusammenhang ihres Staats- und Kirchenlebens erfassen, muß ihre Sitte und ihr Recht, ihre Sprache und Literatur, wie sie innerlichst mit dem Wesen der Nationen verwachsen sind, begreifen, sich in die ganze Denk- und Anschauungsweise der Völker im Laufe der Zeiten hineinleben.

Indem die deutsche Geschichtswissenschaft von dem nationalen Gedanken mit unwiderstehlicher Macht erfaßt wurde, war wohl nichts natürlicher, als daß der Mangel einer Geschichte der eigenen Nation vor Allem fühlbar wurde. Und in der That warf man sich bald, wie ich alsbald weiter ausführen werde, mit dem ganzen Ernst deutscher Natur auf das Studium der vaterländischen Geschichte. Aber die universellen Gesichtspunkte, welche die Wissenschaft so früh ergriffen hatte, gab sie deshalb nicht auf. Und wie hätte sie es auch thun können? Wie das Leben des einzelnen Menschen erst in seinem Verhältniß zu andern Individualitäten begriffen werden kann, so läßt sich auch das Leben jeder Nation nur verstehen aus ihren Beziehungen zu andern Völkern. Je tiefer man in die Geschichte des eignen Volks eindringt, je zahlreichere Fäden zeigen sich, welche aus ihr in das Gesammtleben der Menschheit, in die Geschichte aller Völker und aller Zeiten hinüberleiten. Der nationale Gesichtspunkt ist so wenig einer universellen Geschichtsanschauung hinderlich, daß sich vielmehr erst aus ihm meines Erachtens eine tiefere und wahrere Auffassung der Universalgeschichte gewinnen läßt.

Man vergönne mir hier einige Worte über den Mann, der als der vorzüglichste Begründer unserer modernen deutschen Geschichtswissenschaft zu betrachten ist. Ich habe kaum zu bemerken, daß ich Niebuhr meine. Die Hindeutung auf seine Person macht vielleicht

klarer, was ich unvollkommen ausgedrückt habe. Woher er den Anstoß und die Kraft zu seiner römischen Geschichte gewann, sagt er selbst: „Es war die Zeit, da wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten, eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen durch deren Zusammensturz hinzog und unsere Seelen durch die Gefahren, mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland stark machte." Einer solchen Zeit, sagt er, vermochte die alte Geschichte nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Klarheit und Bestimmtheit neben die der Gegenwart stellen konnte. „Und indem der Historiker sich, fährt er fort, jene vergangene Welt auf das Anschaulichste vergegenwärtigt, fühlt er über Recht und Ungerechtigkeit, Weisheit und Thorheit, die Erscheinung und den Untergang des Herrlichen, wie ein Mitlebender, und so bewegt reden seine Lippen darüber, obwohl „Hecuba dem Schauspieler nichts ist." Ja fürwahr Niebuhr lebte mitten in diesem Römervolk, er durchlebte mit ihm seine ganze Geschichte, die erst in seinem Geiste sich als eine zusammenhängende, fortlaufende Entwickelung in organischer Einheit gestaltete, erst durch ihn diese Gestalt für uns gewann. Nicht die äußere Geschichte des Volks allein betrachtet er, bei Weitem mehr noch beschäftigt ihn das Wachsthum desselben von innen heraus: die ursprüngliche Bildung aus verschiedenen Bestandtheilen, die Veränderungen der staatlichen Institutionen, die agrarischen Verhältnisse, Handel und Wandel, Kunst und Literatur. Die gesammte nationale Entwickelung wird uns von ihm in einem ebenso reichen als lebensvollen Gesammtbilde vorgestellt. Vom nationalen Standpunkt aus schreibt Niebuhr die Geschichte Roms, aber zugleich ist seine Auffassung doch durch und durch universell. Wie zieht er unablässig die Geschichte aller Völker herbei, um die Geschichte des einen Volkes zu begreifen? Und wer wüßte nicht wie fruchtbar dieses Buch für eine richtigere Behandlung der allgemeinen Geschichte geworden ist? Man kann sagen, er durchlebt in der Geschichte Roms die Weltgeschichte und *wir* mit ihm. Das war ein ganz anderes Ideal, dem Niebuhr nachstrebte, als einst dem Livius oder irgend einem anderen Römer vorgeschwebt hatte, und schon deshalb mußte Niebuhr mit der ganzen alten Tradition brechen. So ist es überhaupt; unsere moderne Geschichtswissenschaft

muß über die Ueberlieferung hinausgehen, weil die Zielpunkte derselben nicht an ihr Ideal hinanreichen, nicht hinanreichen können. Wie oft ist ihr vorgeworfen worden, daß sie der Willkür sich preisgebe, indem sie von dem Buchstaben der Tradition weiche. Gewiß, sie hat sich vom Buchstaben gelöst, aber nur im Glauben an die Macht des Geistes, ohne welchen die Freiheit der Wissenschaft nicht möglich ist. Wo Freiheit ist, da ist die Möglichkeit des Irrthums, aber ohne Freiheit und Selbstständigkeit der Forschung gibt es im Sinne der Wissenschaft keine Wahrheit.

Erst indem die Geschichtswissenschaft das nationale Princip mit aller Energie erfaßte und von ihm erfaßt wurde, gewann sie gegen die anderen Wissenschaften auch äußerlich bei uns eine völlig freie Stellung als ein selbstständiges Studium. Es ist richtig, sie hätte sich zu der Höhe der Auffassung, auf welcher sie jetzt steht, niemals erheben können, wenn ihr nicht die verwandten Wissenschaften vielfach vorgearbeitet, wenn nicht auch diese, von demselben Zeitgeist ergriffen, eine ähnliche Richtung eingeschlagen hätten und ihr noch immer hülfreich zur Seite ständen. Jedermann kennt die nahen Beziehungen der Geschichte zu den historischen Disciplinen der Theologie, zur Alterthumswissenschaft, zur vergleichenden Sprachkunde, zur Jurisprudenz, zu den Staatswissenschaften, zur Geographie; aber Niemand wird die Geschichte deshalb noch als eine Hülfswissenschaft des einen oder des andern Studiums ansehen. Sie steht vielmehr in der Mitte aller jener Wissenschaften, ebenso reichlich spendend als empfangend; sie verfolgt ihre besondere Straße, die sich freilich tausendfach mit den Bahnen anderer Wissenschaften durchkreuzt. So ist sie in gewissem Sinne eine neue Wissenschaft, aber sie hat nichts desto weniger doch eine lange und rühmliche Vergangenheit, und sie hat sich überdies alle jene Vorzüge bewahrt, welche sie bereits auf ihren Vorstufen gewonnen hatte, nicht allein bewahrt, sondern jeden erhöht.

Vor Allem den Ernst und den Fleiß der Forschung. Wem wäre unbekannt, welchen Aufschwung die historische Forschung bei uns genommen hat? Welche Fülle neuen Materials ist herbeigeschafft! Wie ist die alte Geschichte bereichert worden! Die historische Quellenliteratur des Mittelalters wird gleichsam jetzt erst nutzbar gemacht. Die neuere Geschichte wird mit einer fast erdrückenden Masse des

Stoffes ausgestattet. Die Wissenschaft müßte erliegen unter der Wucht dieses Materials, wenn nicht dem Sammlerfleiß mit gleicher Emsigkeit die kritisch sondernde Thätigkeit zur Seite stände. Die Kunst der historischen Kritik, vor Allem durch Niebuhr feiner und schärfer ausgebildet, wird mit immer größerer Sicherheit gehandhabt, in immer weiterem Umfange angewendet. Ein großer Gewinn für unsere Wissenschaft ist, daß sie eine Losreißung und Trennung der Geschichtschreibung von der Forschung nicht mehr duldet. Wenn wir auch namhafte Forscher besitzen, denen die Kunst der Darstellung versagt ist, so haben wir doch seit Niebuhr keinen großen Geschichtsschreiber, der nicht zugleich auch Forscher in hervorstechendem Sinne wäre. Unser erster lebender Geschichtschreiber ist zugleich der scharfsinnigste, der am meisten kritische Forscher unserer Tage.

Strenge Forschung ist sauere Arbeit, und Niemand unterzieht sich leicht derselben, den nicht ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit beseelt. Und dieses Wahrheitsgefühl ist neben der Gründlichkeit das andere edle Kennzeichen unserer Historiographie geblieben. Als Niebuhr die inneren Widersprüche der römischen Tradition aufdeckte und seine Anschauungen an die Stelle tausendjähriger Ueberlieferungen setzte, da hat wohl Mancher ungläubig den Kopf geschüttelt, aber Niemand hat doch ernstlich zu behaupten gewagt, daß es damit lediglich auf ein geistreiches Spiel abgesehen sei, sondern Jeder fühlte, daß ein Mann gleich ihm nur um der heiligen Wahrheit willen den Glauben von Jahrhunderten erschüttern konnte. Wer fühlt nicht den Abstand zwischen dem sittlichen Rigorismus Schlosser's und der freieren Lebensansicht Ranke's? Aber wie verschieden auch ihre Anschauungen von dem großen Entwickelungsgange der Menschheit sind, wie anders sich die Zeiten und Menschen in ihrem Geiste spiegeln, das Trachten nach der Wahrheit der Geschichte und das kräftigste Ringen nach der Erkenntniß derselben wird man ihnen in gleicher Weise zuschreiben müssen.

Und wie das lebendige Wahrheitsgefühl, so ist auch der nahe verwandte Sinn für Gerechtigkeit, für Gerechtigkeit gegen jede geschichtliche Entwickelung, gegen jedes Volk, jede historische Persönlichkeit unserer Geschichtswissenschaft geblieben. Unserer Wissenschaft sage ich, denn die historische Tagesliteratur ist von dem Geist der Parteien

nur zu stark inficirt worden. Man hat von der rechten Seite wie von der linken laut genug den Ruf erhoben: auch der Historiker müsse auf der Warte der Partei stehen; jene leidenschaftslose Ruhe, welche man wohl sonst an ihm geschätzt habe, sei doch nur entweder natürliches Phlegma oder bewußte Täuschung; er solle mithassen und mitlieben wie andere Sterbliche, mitschlagen die Schlachten seiner Zeit mit den ihm eigenen Waffen. Es ist ein Schein der Wahrheit in solchen Worten, aber doch nur ein Schein. Das Parteitreiben ist weder einem gründlichen Studium absonderlich günstig, noch läßt das tiefere Studium eine extreme Parteistellung zu. Je mehr es überdies dem Historiker glückt, sich das Bild einer entschwundenen Zeit zu vergegenwärtigen, je mehr wird es ihn anwidern, seine Anschauungen von derselben durch die unfertigen und unsicheren Gestaltungen der Gegenwart zu verwirren. Es ist nicht so lange her, daß man recht geflissentlich Stoffe aufsuchte, welche irgend eine Analogie mit den momentanen Zeitbewegungen darboten und dann in steter Rücksicht auf diese behandelte. Man wähnte da wohl historische Werke zu schaffen, aber es zeigte sich bald, daß man nur politische Broschüren der ungeschicktesten Art zu Stande brachte. Für die Wissenschaft blieben derartige Productionen meist ohne erheblichen Nutzen, und auch für die Parteien hatten sie selten den erhofften Erfolg; sie waren zu breit und gespreizt für die Menge und kamen gewöhnlich erst an den Tag, wenn die fortstürmende Bewegung bereits den Höhepunkt überschritten hatte. Richtig ist es, daß von den Geschichtsforschern, welche die letzten Jahrzehnte entwickelt haben, wenige theilnahmslos den politischen Kämpfen unserer Zeit zugesehen haben, — und wie hätten sie es können. Aber es ist nicht minder Thatsache, daß die hervorragenderen sich von den extremen Parteien abwandten und überdies die historische Wissenschaft vor den Einwirkungen der Tagespolitik möglichst zu schützen suchten.

Genug hievon! Welche Verirrungen auf dem Gebiet der Tagesliteratur auch von dem Parteileben herbeigeführt sein mögen, die Wissenschaft selbst ist durch dasselbe in ihrem Gange wenig beirrt worden. Sie ist ihrem Streben nach objectiver Wahrheit und Unpartheilichkeit treu geblieben. Keinen besseren Beweis dafür weiß ich anzuführen, als die Anerkennung, welche fremde Nationen noch immer

nicht allein der Gründlichkeit, sondern auch der Wahrhaftigkeit unserer Geschichtschreiber zollen. Sie selbst geben zu, daß deutsche Historiker durch diese Eigenschaften sie oft erst über ihre eigene Geschichte in das Klare gesetzt haben. Die Italiener preisen als die beste Geschichte ihres Volks ein deutsches Buch, das wir jetzt kaum noch als mustergültig gelten lassen. Die Engländer räumen ein, daß die Geschichte der Angelsachsen zuerst von Deutschen einer streng kritischen Bearbeitung unterworfen und das eigene Studium ihrer älteren Geschichte durch Deutsche neu angeregt ist. Und schwerlich wird ein Franzose in Abrede stellen können, daß die Regierung Franz I. niemals einen gründlicheren, unparteiischeren und zugleich lebhafteren Darsteller gefunden hat, als einen deutschen Professor. Ja, es ist unser unbestrittener Ruhm: die deutsche Forschung hat die Geschichte aller Völker Europas bereichert und aufgeklärt, der deutschen Gründlichkeit, Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe sind alle Nationen zu Dank verpflichtet. Und was dankt bis heute unsere Geschichte der Forschung anderer Nationen? Es bedarf darauf keiner Antwort.

Noch auf eine andere Thatsache, welche für die Unparteilichkeit unserer Geschichtschreibung zeugt, erlauben Sie mir eine Hindeutung. Vielleicht nirgends ist die Unparteilichkeit des Historikers härter geprüft, als auf dem confessionellen Gebiete. Aber schon begegnen sich deutsche Geschichtsforscher beider Bekenntnisse, des evangelischen und des römisch-katholischen, in verwandten Anschauungen, und wo nur wirklich wissenschaftliche Begründung der Ansicht und tieferes Studium ist, bahnt sich eine Ausgleichung von Gegensätzen an, welche Jahrhunderte schmerzlich bewegt haben. Die deutsche Theologie hat die Religionsspaltung herbeigeführt, und sie war meiner Ansicht nach dabei in ihrem vollen Rechte; aber auch mit solchem Bekenntniß kann man ein erfreuliches Zeichen gedeihlicher Entwickelung darin sehen, daß die deutsche Geschichtswissenschaft in ihrem Streben nach objectiver Wahrheit eine Verständigung anbahnt über Streitfragen, welche Europa und am schmerzlichsten unser Vaterland zerrissen haben.

Weder die gelehrte Geschichtsforschung, wie sie bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts blühte, noch die ihr folgende philosophirende Historiographie hatte, wie ich berührte, ein sonderliches Interesse für die Geschichte unseres Volks gezeigt. Aber seitdem den nationalen Ge-

danken die historischen Studien erfaßt hatten, konnten sie nicht länger in solcher Gleichgültigkeit sich gegen das Studium der eigenen Nationalgeschichte erhalten; vielmehr mußte dieses in den Mittelpunkt aller Bestrebungen auf dem Gebiet der Historie über kurz oder lang mit unabweislicher Nothwendigkeit treten. Es ist bekannt, wie schon unmittelbar in den Zeitbewegungen, welche der Geschichtswissenschaft den neuen Anstoß gaben, patriotische Männer als begeisterte Lehrer der vaterländischen Geschichte auftraten und schnell in weiten Kreisen Anklang fanden. Die augenblickliche Wirkung war außerordentlich. Wohl wenige Lehrer der Geschichte haben einen dankbareren Zuhörerkreis gehabt, als Luden in Jena, und selten ist ein Buch mit größerer Sehnsucht in Deutschland erwartet worden als seine Geschichte des deutschen Volks. Aber der Enthusiasmus verrauchte schnell, und man hatte von historischer Wissenschaft schon viel zu bestimmte Vorstellungen gewonnen, als daß man Erörterungen, die sich vor Allem durch das patriotische Gefühl zu begründen suchten, einen erheblichen wissenschaftlichen Werth hätte einräumen sollen. Ein tieferes Studium unserer Geschichte, wie es den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft entspricht, hat sich erst an den Monumenta Germaniae entzündet. Dieses Werk, von dem man wohl sagen darf, daß es in der historischen Literatur seines Gleichen nicht hat, verdankt man zunächst dem eisernen Fleiß und der bewundernswürdigen Umsicht des berühmten Herausgebers, aber es ist doch vor Allem ein Product des neuen Geistes, der sich in unserer Geschichtswissenschaft entfaltet hat. Nicht allein, daß der große Karl von Stein auch dieses nationale Werk angeregt und vorbereitet hat, es ist auch durchgeführt in seinem Sinn und im steten Hinblick auf ihn und seine patriotischen Anschauungen. Und es ist Niebuhrs Geist zugleich, der das Ganze durchweht; man kann mit Fug behaupten, ohne Niebuhrs Forschungen hätte Steins Gedanke nie von Pertz so in das Leben geführt werden können.

Seit der Herausgabe der Monumenta Germaniae herrscht nun eine Thätigkeit auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, wie nie zuvor. Die Kenntniß unserer Vorzeit ist in den letzten Jahrzehnten ungemein gefördert worden und neue Fortschritte werden auf diesem Gebiet der Wissenschaft von Tag zu Tage gemacht. Freilich haben wir keine den Ansprüchen der Wissenschaft auch nur von fern entsprechende

allgemeine Geschichte unseres Volks bis jetzt entstehen sehen, und es ist sehr zu bezweifeln, ob für den Augenblick oder die nächste Folge selbst dem glänzendsten Genie unter den günstigsten äußeren Verhältnissen ein solches Werk gelingen wird. Wir stehen vielmehr noch in dem Stadium der vorbereitenden Arbeiten: die wissenschaftliche Bewegung setzt sich vornehmlich durch monographische Bearbeitungen fort. Aber der Gedanke an das Ganze durchdringt doch auch diese Monographien; man weiß, es sind nur Bausteine zu dem Dome, dessen erhabener Bau dem Geist vorschwebt.

Und das ist nun überhaupt der Charakter der historischen Wissenschaft in unseren Tagen. Man hat das höchste Ziel in das Auge gefaßt: das Leben der Menschheit, wie es sich in dem Zusammen- und Auseinandergehen der Völkerindividualitäten gestaltet, in seiner Entwickelung zu begreifen, in der Totalität aller seiner Erscheinungen zu erfassen, und zwar nicht allein mit dem Verstande, sondern mit der ganzen Kraft der Phantasie in vollständiger Gegenwärtigkeit. Aber man hält sich überzeugt, daß man nicht durch irgend eine wunderbare Enthüllung des Geistes zu diesem Ziel gelangen wird, sondern nur durch die gründlichste Untersuchung jedes einzelnen Erbstückes aus der reichen geistigen Hinterlassenschaft der Vorzeit, nur durch das Hineinleben und Sichversenken in die ganze Fülle der echten Tradition, welche vor Allem von der unechten mit Nothwendigkeit zu scheiden ist. Man weiß recht wohl, daß der Weg zum Allgemeinen von dem Speciellen und Speciellsten ein sehr weiter ist, aber man hält ihn für den einzig richtigen und zieht mit Recht jeden ruhigen Schritt auf diesem dem hitzigen Hin- und Herstürmen durch tausend Irrwege vor. Das letzte Ziel liegt so weit, daß wohl Niemand sagen könnte, ob es jemals erreicht wird — es ist ja auch in den anderen Wissenschaften kaum anders, und wir wissen nicht, sollen wir uns dessen freuen oder es beklagen, daß die menschliche Wissenschaft wenigstens in ihrer Unendlichkeit dem Göttlichen analog scheint — aber wie weit und beschwerlich der Weg zu jenem Ziele auch ist, er ist doch zugleich überaus anziehend und lohnend, und wird das letzte Ziel nicht erreicht, so liegen schon auf dem Wege zu ihm Ruhepunkte, welche auch die größten Beschwerden vergessen machen. Noch bemerkt man nicht, daß die Jünger der Wissenschaft auf diesem Wege ermatten, obwohl die Schwierigkei-

ten sich eher zu steigern als abzunehmen scheinen. Niemand verhehlt sich, wie wenig im Verhältniß zum Ganzen gethan ist, wieviel noch zu thun bleibt. Der tiefer Blickende erkennt wohl, daß der sittliche Ernst, mit welchem die neuere Geschichtsschreibung und Forschung auftrat, sich nicht immer auf gleicher Höhe gehalten hat; gerade da, wo die Menge am lautesten den Fortschritt begrüßt, wird er ihn schwerlich finden. Aber daß Fortschritt im Allgemeinen, daß Leben und Bewegung auf diesem Gebiete der Wissenschaft ist, wird Niemand in Abrede stellen; ebensowenig wird man leugnen können, daß der Preis der Wissenschaft ein hoher, der schwersten Mühe würdiger ist und daß wir energische, hochbegabte Männer aus unserem Volke mit allen Kräften ihres Geistes nach diesem Preise ringen sehen.

So allgemein diese Bemerkungen sind, können sie doch darüber keinen Zweifel lassen, daß ich die Entwickelung und den Stand der historischen Wissenschaft bei uns für einen günstigen halte, noch darüber, daß ich die Fortschritte dieser Wissenschaft vor Allem in der geistigeren und lebendigeren Erfassung der Vergangenheit, wie in der Vertiefung der gelehrten Forschung sehe. Meine Meinung kann danach nur die sein, daß das akademische Studium diesem allgemeinen Gange der historischen Wissenschaft sich anschließe, von ihm sich leiten lasse, andererseits aber auch ihn unterstütze, regele und fortleite.

---

2. Falsche Richtungen.

Schreiben an den Herausgeber von Georg Waitz.

Verehrtester Freund!

Die Unternehmung der historischen Zeitschrift kann niemand mit größerer Theilnahme begrüßt haben als ich. Seit Jahren habe ich beklagt, daß wir eines solchen Organs für unsere Wissenschaft entbehrten, daß, während alle möglichen Fächer mit Zeitschriften reich gesegnet waren, während auch für einzelne Seiten und Zweige der Geschichte, für Hülfs- und Nebenwissenschaften solche bestanden, uns Historikern ein periodisches Blatt abging, in dem wir Gelegenheit hätten, uns über wichtige Fragen zu verständigen und zugleich zu den weiteren

Kreisen zu sprechen, die für geschichtliche Wissenschaft Interesse haben. Denn auf dies beides scheint es mir anzukommen, und beides will, wenn ich Ihr Programm richtig verstehe, Ihre Zeitschrift leisten. Sie will weder gelehrte Specialuntersuchungen noch populäre Unterhaltung bringen; sie will der Wissenschaft dienen, ihre Aufgaben und Fragen aber so verhandeln, daß auch andere als die Männer von Fach daran theilnehmen können, überzeugt, daß kaum eine andere Disciplin heutzutage dem allgemeinen Interesse näher steht als die Geschichte, daß für die richtige und unbefangene Würdigung der Gegenwart, ihrer Strebungen und Aussichten, nichts wichtiger ist, als eine lebendige Erkenntniß der Vergangenheit. Wir dürfen mit einem gewissen Stolz und mit freudiger Zuversicht sagen, daß unsere Wissenschaft sich in gedeihlicher Entwickelung befindet; mannigfache frische Kräfte sind in derselben thätig; die verschiedenen Aufgaben, die sie stellt, werden in regem Wetteifer zu lösen gesucht; die Sammlung des Materials und die kritische Forschung gehen tüchtig vorwärts; in der Auffassung und Darstellung kommen wir weiter; das eine stützt das andere, die Arbeiten greifen fördernd in einander, und weder in der einen noch der andern Beziehung brauchen wir den Vergleich mit andern Nationen zu scheuen; zum Theil lassen wir sie weit hinter uns. Ich zweifle nicht, daß die Zeitschrift von diesem frischen Leben auf dem Gebiet der Historie mannigfache erfreuliche Belege bringen wird. Sie will ja nicht Einer Richtung oder Schule ausschließlich dienen. Alles, was wahrhaft die Wissenschaft fördert oder doch auf ihrem sicherem Grunde ruht, wird sie bereitwillig aufnehmen. Auch verschiedene, an sich berechtigte Auffassungen werden Gelegenheit haben, sich zu äußern und gegen einander ihre Streitpunkte auszufechten. Ich freue mich nicht am Wenigsten darauf, mit einem oder dem andern der Freunde, wie früher mit Ihnen in Schmidt's Zeitschrift, über Fragen, sei es der Methode, sei es der Auffassung, einen Strauß zu bestehen.

Aber mit alledem scheint es mir noch nicht gethan zu sein. Die Zeitschrift wird auch noch andere Aufgaben, wenn ich so sagen soll, Pflichten haben, und Sie erlauben mir wohl, daß ich meine Theilnahme an derselben mit einigen Bemerkungen hierüber beginne.

Ich habe es als günstig hervorgehoben, daß mannigfache, unter sich verschiedene Kräfte auf dem Felde der Geschichte thätig sind, daß

verschiedene Richtungen eingeschlagen werden. Aber wenn wir auch fern davon sind, zu behaupten, daß nur Ein Weg der rechte sei und nur in Einer Weise der Wissenschaft gedient werden könne, so müssen wir uns doch sehr entschieden dagegen verwahren, daß alle möglichen Wege berechtigt sein sollen, daß alles, was sich unter dem Namen und einem gewissen äußeren Schein der Wissenschaft einführt, auch wirklich dieser zugerechnet werden dürfe. Die Geschichte, sagte ich weiter, soll dienen, die Gegenwart richtig zu fassen und zu beurtheilen; aber fast mit nichts ist seit lange schon so viel Mißbrauch getrieben, wie mit der Behauptung historisch zu sein oder historisch zu verfahren: fast ist es ja dahin gekommen, daß dies eher zum Vorwurfe und Tadel als zum Lobe gereicht; gerade in unsern Tagen blickt man wohl manchmal mit nicht geringem Mißtrauen auf die Historiker und will sie verantwortlich machen für Dinge, die ihnen so fremd wie möglich sind und nichts weniger als Vergnügen bereiten. Aber es gibt freilich solche, die sich für historisch ausgeben, mit denen wir uns nicht dürfen zusammenreihen lassen. Es gibt überhaupt auf dem Gebiet der Geschichte, ja mehr fast auf diesem als auf dem irgend einer andern Disciplin, Strebungen, die krankhaft und verderblich in hohem Grade sind, die in der Anwendung, die sie auf das Leben suchen, und in dem, was sie in der Wissenschaft selber thun, großen Schaden stiften. Diese muß unsere Zeitschrift bekämpfen, offen, entschieden, rücksichtslos. Da darf sie sich nicht scheuen, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, darf sich nicht für zu gut halten, Unkraut auszujäten, und wenn sie einen ordentlichen Haufen bei einander hat, ein lustiges Feuer davon zu machen. Sie braucht darum nicht persönlich zu werden; sie hat es mit den falschen und verderblichen Richtungen zu thun, und wenn gelegentlich dabei auch ein Freund oder Bekannter getroffen wird, so muß das eben um der Sache willen mit hingenommen werden.

Sie werden auch nicht einwenden, daß es doch wohl so schlimm nicht sei, wie ich sage, oder daß wenigstens das Vorhandene so große Gefahr nicht bringe. Allerdings der Wissenschaft selber nicht, das gebe ich zu. Die wird bestehen und Fortgang haben, ob man sie schelte zerstörend und verneinend, revolutionär und antikirchlich, trocken und poesielos, oder auch das Gegentheil, je wie die Gegner gestimmt oder gestellt sind. Aber sie will ja nicht abgeschlossen für

sich sein; sie weiß, daß sie die Aufgabe und das Vermögen hat, der Nation für ihre Bildung und ihr Leben Förderliches darzubieten, und es kann ihr daher nicht gleichgültig sein, wenn sie vor dieser geschmäht und verdächtigt wird, oder wenn derselben statt gesunder Nahrung verdorbene oder unreife Früchte gegeben werden, sei es auf heimischem Boden gewachsene oder von fremdher eingeführte. Und wer kann läugnen, daß das fortwährend geschieht, im Uebermaaß geschieht. Läßt das Uebel auf der einen Seite nach, so erhält es auf der andern neue Verbreitung. Hat man aufgehört uns mit radicalen französischen Geschichtserzählungen zu überschütten, so theilt man um so mehr ultramontane Bücher und Abhandlungen aus, oder solche, die uns vergangene Zustände des staatlichen Lebens in rosigem Lichte malen und anpreisen. Die einen, das sagt schon Ihr Programm, sind der Wissenschaft und dem Leben ebenso gefährlich wie die andern. Aber auch noch anderes ist es, das nicht so absichtsvoll hervortritt, das keine bestimmten Zwecke verfolgt, dessen Wesen mehr in einer gewissen Beschränktheit und Bornirtheit besteht, die es an sich hat, und trotz deren es sich gerne für etwas Großes und Bedeutendes, ja für das allein Berechtigte ausgeben möchte. Ja es gibt auch solches, dem man nicht einmal diesen Vorwurf machen kann, das wenig Ansprüche erhebt, oft sogar mit großer Bescheidenheit auftritt und doch schädlich ist.

Vielleicht keine Wissenschaft hat mehr von dem Dilettantismus zu leiden als die Geschichte. Es thut einem vielleicht leid, es zu sagen, und es ist doch wahr. Es geht einem schwer an, einen wohlmeinenden, eifrigen und fleißigen Mann in seinen Illusionen zu stören, ihm sein Vergnügen zu verderben. Aber wenn solcher gar zu viele werden, wenn sie andern im Wege stehen, wenn sie Mittel verwenden, die wichtigeren Zwecken dienen könnten, dann ist doch nicht darum zu kommen, auch ihnen einmal ernstlich entgegenzutreten. Wir wissen alle, wie unsere provinciellen historischen Vereine unter jenem Uebel leiden, und wie es nur der aufopfernden Thätigkeit einzelner verdienstvoller Männer zu verdanken ist, wenn wenigstens eine Anzahl derselben ihre Aufgabe besser erkannt und für specialhistorische Forschung Erhebliches geleistet hat. Es ist zu beklagen, daß alle Versuche, durch eine gewisse Verbindung größere Unternehmungen zu Stande zu bringen, überhaupt ein mehr wissenschaftliches Leben in den Vereinen zu wecken, ohne

rechten Erfolg geblieben sind. Die Vereine klagen wohl, daß die namhaften Historiker sich zu sehr von ihnen fern halten. Aber würde das geschehen, geschehen können, wenn sie der Wissenschaft auch nur die Vorarbeit leisteten, die sie sehr wohl zu leisten im Stande sind, und die, wie gesagt, mehrere durch Veröffentlichung von Urkundenbüchern oder Regesten, Herausgabe von Chroniken und anderen Quellen, oder durch monographische Untersuchungen von Werth auch wirklich gegeben haben? Leid thut es dann besonders, wenn man sieht, wie Männer, die auf einem gewissen Gebiet der Forschung ganz Tüchtiges zu vollbringen vermögen, sich daran nicht genügen lassen, und sich entweder zu Aufgaben versteigen, denen ihre Kräfte nicht gewachsen sind, oder ihren Forschungen allerlei beimischen, das ihnen scharfsinnig oder geistreich erscheint und in Wahrheit doch nichts als Schein oder Selbsttäuschung ist. Am übelsten freilich, wenn es nun geschieht, daß man sich und andern die Möglichkeit und Räthlichkeit von Dingen einredet, die die strenge Wissenschaft als unnütz oder eitel verwirft, und wenn man durch Eifer und Rührigkeit Kräfte und Mittel zu gewinnen weiß, die man nur mit sehr getheiltem Gefühle so verwandt sehen kann, wie sie verwandt werden. Ich meine, daß unsere Zeitschrift nicht wird umhin können, auch in solchen Fällen ihre Stimme zu erheben, wo man dem Eifer und der Hingebung für eine Sache gerne Gerechtigkeit widerfahren, auch einen Theil der Bestrebungen wohl gelten läßt, anderes aber für völlig nutzlos halten und jedenfalls den wissenschaftlichen Gewinn als in gar keinem Verhältniß zu dem Aufwand stehend betrachten muß. Das ist eben das Ueble, daß den Halbkundigen in vielen Fällen die öffentliche Besprechung überlassen wird, und ein Urtheil, das man mündlich fast gleichlautend von jedem Sachverständigen hören kann, oft gar nicht in die Oeffentlichkeit tritt. Aber auch das Stillschweigen kann Unrecht sein. Und wenn der Einzelne sich damit beruhigen mag, daß er nicht mehr als jeder andere verpflichtet sei, seine Ansicht auszusprechen, ein wissenschaftliches Organ hat diese Entschuldigung nicht. Es muß der Sache, die es vertritt, auch in solcher Weise dienen.

Aber unsere Wissenschaft hat wohl schlimmere Feinde zu bekämpfen als den Dilettantismus. Es ist wahr, dieser ist meist unkritisch, unwissenschaftlich, aber er ist es wenigstens, weil er eben nichts besse-

res weiß und kann, in einer naiven und fast, möchte man sagen, unschuldigen Weise. Viel widerwärtiger erscheint mir eine Richtung, die sich seit einiger Zeit in der Literatur breit zu machen anfängt, die sich ihrer Feindschaft gegen die Kritik offen rühmt, die sich für positiv, aufbauend, gestaltend ausgibt, im Gegensatz gegen negative, destructive Tendenzen, welche die Meister unserer Wissenschaft in den letzten Decennien befolgt und gelehrt haben sollen. Die Leute haben einen Respect vor dem geschriebenen Wort wie der Bauer vor dem gedruckten: was irgend einmal irgend ein Autor hinter einander geschrieben, Mythen und Sagen, Anekdote und Geschichte, das soll man so belassen und ja nicht mit unheiligem Finger daran gehen, solche Gewebe aus einander zu trennen, um nachzusehen, ob die einzelnen Bestandtheile vielleicht brauchbar sind. Wie ihnen Rollin lieber ist als Niebuhr — wie einer ihrer Wortführer sich nicht entblödet hat, drucken zu lassen, — so werden sie französische Geschichte lieber vom Pater Daniel als von Guizot oder Thierry sich lehren lassen, das deutsche Alterthum aber, wenn sie sich überhaupt um solches kümmern, wohl gar aus Trittheim oder Sebastian Franck studiren, da die Reichshistorien des 18. Jahrhunderts ihnen leicht schon zu viel Kritik und politischen Sinn enthalten möchten. Solcher falscher Conservatismus hat sich in neuerer Zeit vornemlich auf dem Gebiet der Alten Geschichte hervorgedrängt, und die etwas kühnen Versuche, hier neue Wege zu bahnen, haben ihm, scheint es fast, ein neues Vertrauen zu seinen alten Pfaden gegeben. Ich habe manchmal gewünscht, diese Herren von der Philologie oder Jurisprudenz möchten sich auch einmal etwas um die historischen Quellen des Mittelalters kümmern, sie möchten sich einmal das 10. oder 11. Jahrhundert in den Chroniken des 14. 15. und 16. Jahrhunderts besehen, um zu lernen, wie in verhältnißmäßig so kurzer Zeit die Ueberlieferung ausartet, die verkehrtesten Dinge zusammengehäuft werden. Ich dachte wohl einmal in jüngeren Jahren daran, den Spaß zu machen, die Geschichte eines deutschen Kaisers, eines Otto I. etwa, aus diesen Büchern zusammenzustellen, ganz gelehrt, mit vielen Citaten aus lauter mittelalterlichen Autoren, und doch so, daß auch nicht ein Factum der wahren Geschichte entspräche. Vielleicht würde freilich auch ein solches Exempel nichts helfen. Man riskirte am Ende, daß einer käme und sich

wirklich in diese Darstellung verliebte und dann den Widukind oder Thietmar gar nicht mehr gelten ließe. Denn oft genug geht der Haß gegen die Kritik so weit, daß recht wie zum Trotz gegen dieselbe das Unglaublichste glaublich gemacht, das Falscheste als ächt vertheidigt werden soll: man läßt nicht bloß die Franken wirklich von Troja, die Bayern aus Armenien kommen, man hat eine Vorliebe selbst für grobe Betrügereien, wie jenes Machwerk des 16. Jahrhunderts, den sogenannten Hunibald, den Trittheim für einen Zeitgenossen Chlodovech's ausgab, als wenn eine innere Stimme sagte, daß die eigenen Leistungen ungefähr von gleichem Werthe seien: ein Urtheil, das freilich nicht auf alle Anwendung finden soll, die dieser Richtung angehören, aber kaum zu hart ist für Arbeiten, die von ihr aus unser deutsches Alterthum zum Gegenstand ihrer vermeintlichen Restauration lange verschmähter Wahrheiten gemacht haben. Darin sind dann freilich die einzelnen, die in diesem Kampf zusammenstehen, auch wieder sehr verschieden von einander, daß die einen von gewissen Errungenschaften der neuen Wissenschaft überhaupt nichts wissen wollen, während andere gerade auch von ihnen Gebrauch zu machen suchen, nur freilich in der verkehrtesten Weise.

Ja wenn ich sehe, wie dies von einzelnen, die gerne ein großes Wort unter den Historikern führen und auch ein zahlreiches und gläubiges Publikum haben, geschieht, dann begreife ich allerdings, wie einen, der nur dies beachtet und den Mißbrauch mit auf Rechnung derer schreibt, die die Möglichkeit dazu gegeben haben, Abneigung und Mißtrauen gegen manches in der modernen Wissenschaft ergreifen kann. Aber er sollte dann seine Streiche dahin führen, wohin sie wirklich gehören. Es ist gewiß für keinen erfreulich, wenn die großartigen Forschungen unserer Zeit über den Zusammenhang der Völker, ihrer Sprachen, Religionsvorstellungen, Sitten u. s. w., so verwerthet werden, daß man in der Geschichte eines bestimmten Volks hunderte von Seiten lang Dinge lesen muß, die mit dieser Geschichte so gut wie gar nichts zu schaffen haben. Nur daß es nicht eben Wunder nimmt bei einem Autor, der sich darin gefällt, man muß sagen, alles was an absonderlichen, höchst unsicheren oder geradezu falschen Ansichten über eine frühe und dunkle Zeit ausgesprochen ist, zusammenzuhäufen, wenig bekümmert darum, daß die einzelnen Meinungen sich in Wahrheit

gar nicht mit einander vertragen, und daß das Volk, das sich so seine Urgeschichte behandeln lassen muß, immer von Neuem die wunderlichsten Metamorphosen durchzumachen, die verschiedensten Zustände und Kulturen durchzuleben hat, um endlich da anzukommen, wo andere weniger zu Phantasiebildern geneigte Augen sie zuerst auftauchen und in frischer Jugendkraft ihr Leben beginnen sehen. Es ist doch gerade, als wenn ein neuer Hunibald uns irreführen wollte.

Ich finde diesem Mißbrauch unserer Wissenschaft einen anderen verwandt, der mir noch entschiedener scheint bekämpft werden zu müssen, da er meist nicht so augenfällig hervortritt, sich wohl noch mehr in den Mantel besonderer Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit hüllt, seine Anhänger sich der glänzendsten Resultate rühmen und wohl mit einem gewissen Mitleid auf die herabsehen, die nicht so umsichtig und weise sind, wie sie, die nun erst hätten kommen müssen, um den wahren Sinn der historischen Quellen zu enthüllen, die wahre Bedeutung der Ereignisse aufzuschliessen und zu verkündigen. Ich habe mir schon einige Male die Mühe nicht verdrießen lassen, Arbeiten dieser Art zu beleuchten und die außerhalb der Wissenschaft stehenden aufmerksam darauf zu machen, daß hier meist die willkührlichsten Einbildungen statt verläßlicher Ueberlieferung und berechtigter Auffassung geboten werden. Ich bin wahrlich nicht gemeint, der Combination auf dem Gebiet der Forschung ihren Platz zu bestreiten, oder zu behaupten, daß die Geschichte nichts anderes solle, als nackte Thatsachen registriren. Sie will den rechten Zusammenhang und die wahre Bedeutung der Dinge, ihren Werth für das Leben und die Entwicklung der Menschheit, des Volkes, des Staates oder des kleineren Kreises, um den es sich eben handelt, darlegen: aber sie wird diese ihre Aufgabe nur würdig lösen, wenn sie nüchtern und besonnen, klaren Blickes und freien uneingenommenen Sinnes an dieselbe herantritt, wenn sie auch erkennt, daß ihrem Wissen Grenzen gezogen sind, und daß am wenigsten der Einzelne ein Recht hat, die Lücken der Ueberlieferung mit den Gebilden seiner Phantasie auszufüllen oder die vereinzelten Trümmer derselben willkührlich zusammenzufügen oder zu einem Ganzen von modernem Styl und Geist zu ergänzen. Ich weiß sehr wohl, daß ich bei meiner Abneigung und Polemik hiergegen auch mit befreundeten und solchen zu thun habe, mit denen ich mich in anderer Beziehung auf gleichem

Boden weiß. Manchmal mag es sich auch mehr um die Form als die Sache handeln. Ich mag das Recht nicht durchaus in Abrede stellen, sorgfältig und mühsam Erforschtes, auch da wo sich rechte Gewißheit freilich nicht gewinnen läßt, mit gutem Selbstvertrauen so hinzustellen, als fehle ihm eigentlich nichts an voller Bewahrheitung, obschon solches meiner Art, ja meinem Begriff von historischer Wahrheit widerspricht, der mir zu fordern scheint, daß der größere oder geringere Grad der Zuversicht sich auch äußerlich kundgebe. Man schwächt damit wohl die Wirkung der Darstellung. Aber die darf doch auch nie das Höchste sein. Doch etwas ganz anderes ist es noch, wenn überall solche sorgfältige und mühsame Forschung fehlt, oder wo Fleiß und Mühe aufgewandt sind, die Grundbedingungen des Gelingens abgingen, gar kein Verständniß von wahrer Forschung, gar kein Ernst, keine Gewissenhaftigkeit der Arbeit vorhanden waren, sondern mit einem äußerlichen Zusammentragen von Nachrichten sich ein ganz und gar willkürliches Deuten von Worten, ein Zwischen-die-Zeilen-Lesen, das alle Begriffe übersteigt, verbindet, und dazu dann ein Hineinlegen von Tendenzen in Zeiten und Begebenheiten, von denen ein unbefangenes Auge nicht die kleinste Spur zu entdecken vermag, sich gesellt. Ja da ist mir die alte naive Geschichtserzählung auch lieber, im Vergleich mit solchem Zurechtmachen der Dinge erscheinen mir ihre trockenen und langweiligen Relationen vergangener Zeiten wahrhaft ehrwürdig. Der oft geschmähte Pragmatismus des vorigen Jahrhunderts und die ästhetische Schönfärberei, die sich mit ihm verband, sind noch lange nicht so gefährlich, wie diese sich für geistreich und wahrhaft wissenschaftlich haltende Manie. Und zwar wird sie abstossender, je mehr sie in das Detail eingeht, wohl gar sich in monographischen Untersuchungen und Abhandlungen versucht, die unter dem Schein von Gelehrsamkeit den Mangel eines wahrhaft historischen Sinnes nicht zu verbergen vermögen. Da muß die Larve abgezogen, das Produkt als das, was es ist, gezeigt werden.

Es gibt hier Fälle, wo übrigens doch nichts anderes als eben ein Verkennen der wesentlichen Bedingungen historischer Forschung oder ein Ueberschätzen eigener Kräfte und Anlagen zu Grunde liegt, und man mag diese, wie sehr man sich auch den vorgetragenen angeblichen Entdeckungen widersetzen muß, verhältnißmäßig milder beurtheilen.

Anders, wenn noch weitere Tendenzen im Hintergrund liegen, wenn politische oder religiöse Meinungen dazu führen, die Geschichte zu entstellen, wenn die Behandlung dieser Waffen für die Durchführung anderer Absichten bieten soll. Ich kam schon vorhin in Anlaß Ihres Programms hierauf zu sprechen. Sie schließen sie von Ihrer Zeitschrift aus; aber ich glaube, daß es damit nicht gethan ist, daß diese noch weiter mit ihnen zu thun haben muß. Gewiß verlangt niemand, daß die Historiker Eines Glaubens und Einer politischen Meinung sein sollen: dann würde ihr Kreis bald ein sehr enger werden, und auch, die sich bereitwillig zu dieser Zeitschrift zusammengefunden, würden bald aus einander stieben. Was wir allein nicht wollen und was wir bekämpfen müssen, ist das Entstellen der Wahrheit um der Partei willen, absichtliches und auch solches, wo die Absicht wenigstens nicht bewußt ist, oder wie man sagt, kein böser Wille vorherrscht. Denn das letzte kann allein auch nicht beruhigen. Wir wollen lieber allen Gegnern die beste Ehrlichkeit zutrauen, aber dann auch nur um so entschiedener gegen das angehen, was sie so, Verkehrtes und der Wissenschaft Schädliches, zu Markte bringen.

Und das um so mehr, da sie einen gewaltigen Hochmuth haben. Da müssen wir in Büchern und Blättern wieder und wieder lesen, wie die Geschichte gar lange gewaltig im Argen gelegen, wie sie eigentlich seit Jahrhunderten, seit jenem manchen so verhaßten Wiederaufleben der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrhundert nur Irrwege gegangen, wie es nun jetzt erst gelinge, der Wahrheit Anerkennung und Geltung zu verschaffen, wie darnach viel umgelernt und unsere Bücher umgeschrieben werden müßten — und es finden sich dann wohl auch gleich die, welche sehr bereit sind, solches zu thun. Wer wollte läugnen, daß bislang kirchliche oder politische Voreingenommenheit manches unrichtig aufgefaßt und dargestellt hat, daß die Kritik unserer Tage es wesentlich auch mit Beseitigung solcher Irrthümer zu thun hat. Kostet es große Mühe die conventionell gewordenen Erzählungen von den Thaten des Nachbarvolkes unter seinem glorreichen Kaiser auf das rechte Maß zurückzuführen, so bedarf es gewiß auch weiterer und unbefangener Forschung, um die Helden und Begebenheiten des 15. und 16. Jahrhunderts immer richtig zu beurtheilen. Aber daß sich nicht die modernen Lobredner der Ferdinande und Albas einre-

den, die Geschichte habe auf sie warten müßen, um zu erkennen, wer jene wären, was sie wollten und wohin ihre Bilder gehören, oder sie würden Gehör finden, wenn sie nun umgekehrt die Männer herabsetzen, die an der Spitze einer neuen großen Epoche der Geschichte stehen. Und vollends übel, wenn diese Richtung kritisch werden will, wenn sie sich versteigt als unecht zu verwerfen, was ihr unbequem und ungelegen erscheint. Ist die Geschichtschreibung lange meist in den Händen der Protestanten gewesen, so ist es nicht ihre Schuld. Wir freuen uns nur, wenn innerhalb der katholischen Kirche gleicher Eifer und gleiche Thätigkeit sich zeigen. Aber nicht mit Verdächtigungen und Schmähungen werden sie das Versäumte einholen und das Gleichgewicht herstellen. Sind solche mitunter von unserer Seite in unverständiger Weise vorgebracht, so, meine ich, hat gerade die protestantische Geschichtschreibung, auch die, welche wir wirklich als eine solche behaupten, in neuerer Zeit redlich gestrebt, objectiv zu sein und aller Wahrheit gerecht zu werden.

Freilich auch diese Objectivität hat ihre Gegner, die sie farblos, kalt und gleichgültig gegen ewige Güter der Menschheit oder der Nation schelten. Aber sicherlich mit Unrecht. Sie ist wohl vereinbar mit festen Ueberzeugungen in religiösen und staatlichen Fragen, mit sittlicher Klarheit und patriotischer Wärme. Auch brauchen diese nicht einmal äußerlich zurückzutreten, wo jene Objectivität der Auffassung angestrebt wird, während man andererseits doch auch nicht zu der Forderung berechtigt ist, daß sie stets sich lautmachen und sich vordrängen sollen, und am wenigsten das Streben nach Erfassung der Dinge in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhang mehr als in ihren Folgen oder in ihrer sittlichen Berechtigung als Gleichgültigkeit gegen die höchsten Aufgaben und Interessen der Menschheit verlästern darf. Wohin uns das Gegentheil, ein Abwägen und Abschätzen alles Großen und Gewaltigen nach der eigenen Kraft oder Sinnesart, ein stetes Moralisiren vom Standpunkt des ehrlichen Bürgersmannes oder des liberalen Mittelstandes ausgeführt hat, liegt zu deutlich vor Augen und haben Sie selber früher allen gezeigt, die es sehen wollten. Doch ist hier wohl ein Gebiet, wo am meisten Freiheit herrschen, der subjectiven Neigung und Begabung der größte Spielraum gelassen werden muß. Ich komme darauf zurück, daß, je näher unsere Wissen-

schaft dem Leben steht, um so mehr sie auch den Einwirkungen unterliegen muß, welche die Stellung in diesem, die Ansicht von den Aufgaben und Anforderungen desselben nothwendig üben. Wir lassen jeder Ueberzeugung, religiöser und politischer, ihr Recht. Aber wir wollen, daß sie nicht der Wissenschaft frembartige Zwecke verfolgt, und bekämpfen, was dieser entgegen ist oder Abbruch thut.

Ich werde nicht Alles genannt haben, was hier in Betracht kommt; andere werden Anderes hinzuzufügen wissen. Manchem wird es aber auch schon zu viel des Ausschließens und Verwerfens sein. Ich fordere auch nicht, daß Sie alles unterschreiben. Aber im Wesentlichen, denke ich, werden Sie einverstanden sein. Es ist nur eine Seite dessen, was die Zeitschrift soll, was hier zur Sprache kam. Lassen Sie mich mit dem Wunsche schließen, daß es ihr gelinge, nach allen Seiten hin das zu leisten, was uns Noth thut, was unsere Wissenschaft fördern, ausbilden und verbreiten kann.

---

3. Einzelne Aufgaben.

Die folgenden Denkschriften wurden von ihren Verfassern am 30. September 1858 in der von König Maximilian II. gegründeten historischen Commission vorgetragen, um von verschiedenen Seiten her die Aufgabe und künftige Thätigkeit derselben zu bezeichnen. Die Commission glaubte, daß eine Veröffentlichung derselben dem allgemeinen Zwecke sowohl ihrer selbst als dieser Zeitschrift nur förderlich sein könne, da die Erörterungen, wie man finden wird, an mehreren Stellen über den Geschäftskreis der Commission hinausblicken und wichtige Seiten unseres gesammten literarischen Zustandes in das Auge fassen.

Denkschrift von Leopold Ranke.

Akademische Vereine sind bisher immer locale Verbindungen zur Pflege der allgemeinen Wissenschaften gewesen. Denn wenn die Akademien neben den ordentlichen und einheimischen auch auswärtige Mitglieder zu ernennen gewohnt sind, so wird das doch mehr als eine Sache der Ehre betrachtet, als daß es zu wirklicher Gemeinschaft der Arbeit führte. Und dieß mag für Nationen genügen, in denen eine große Hauptstadt ohnehin den Mittelpunkt des geistigen Lebens bildet; wie

man das französische Institut ohne Zweifel als den Ausdruck des national-französischen wissenschaftlichen Lebens ansehen darf. Anders in Deutschland, wo die Akademien meist mit den vornehmsten Landes-Universitäten verknüpft, bei allem universalen Bestreben und ursprünglich mannigfaltiger Zusammensetzung, doch nothwendig mehr oder minder einen provincialen Charakter annehmen.

Schon lange ist es bei uns empfunden worden, daß auch eine nationale Verbindung und Genossenschaft wissenschaftlicher Männer nützlich und erwünscht sein würde. Darin liegt der Ursprung der freien Zusammenkünfte von Gelehrten eines oder des andern Faches, die in den letzten Jahrzehnten das wissenschaftliche Gemeinleben der Nation angeregt und gefördert haben. Dann und wann hat man wohl von einer allgemeinen deutschen Akademie geredet; aber bei unseren Zuständen wäre der bleibende Aufenthalt namhafter und wirksamer Gelehrten an Einer Stelle nimmermehr zu erreichen, und vielleicht wäre er nicht einmal wünschenswerth, denn auf der Ausbreitung der Bildung und Gelehrsamkeit über alle Landschaften und auf mehrfachen Concentrationen der Culturbestrebungen beruht nun einmal das deutsche Wesen.

Dagegen ließe sich wohl eine Annäherung an eine allgemeine Verbindung für das eine oder das andere Fach durchführen, ich meine eine zeitweilige, aber regelmäßige, eine lokal fixirte, aber doch dem ganzen deutschen Namen angehörige Genossenschaft, in welcher es weniger auf geselligen Austausch der Ansichten, als auf wirkliche gemeinschaftliche Arbeit ankäme. Eine solche Vereinigung nun scheint mir die zu sein, zu deren Begründung wir unter dem Schutze eines hochherzigen Fürsten beisammen sind; mit einem festen Mittelpunkte, aber doch Gelehrte aus verschiedenen Landschaften umfassend: einem sicheren Fond; für einen bestimmten Zweck. Welcher aber könnte der Natur einer solchen Verbindung besser entsprechen, als der der Förderung der allgemeinen deutschen Geschichte. Die Absicht und Form der Gesellschaft stimmen da ganz eigen zusammen.

Verstatten Sie mir, daß ich von dem Zwecke, wie er mir vorschwebt, einen Umriß entwerfe.

Es gibt in Deutschland zahlreiche historisch-antiquarische Gesellschaften, welche ein lebhaftes Interesse für Merkwürdigkeiten der pro-

vinciellen Geschichte beweisen und erhalten. — Man könnte meinen, daß ein akademischer Verein für allgemeine deutsche Geschichte an die Spitze dieser Gesellschaften treten, ihre Bestrebungen zu vereinigen suchen sollte. Allein das ist weder nöthig, noch würde es auch nützlich sein: das Eine nicht, da sich ohnehin Ausschüsse der Gesellschaften gebildet haben, welche in jährlich wiederkehrenden Zusammenkünften Mittheilungen austauschen; aber auch das Andere nicht; es würde der Natur dieser Gesellschaften entgegenlaufen, welche auf persönlicher Betheiligung einer größeren Anzahl von Mitgliedern an Forschungen heimathlicher Alterthümer und Geschichte beruhen. Unser Zweck ist ein von dem ihrigen wesentlich abweichender, nicht auf die einzelnen Landschaften, sondern auf die allgemeine Geschichte des gesammten Vaterlandes ist er gerichtet.

Niemand von uns wird einwenden, daß das Ganze doch nur in der Vereinigung der Theile liege; geographisch ist dieß sehr wahr, aber nicht historisch; man dürfte auch in dieser Beziehung das Wort des Philosophen wiederholen, daß das Ganze eher da sei als die Theile. Wie es ja z. B. in der Geschichte des deutschen Ostens am Tage liegt. Oder wie ließe sich die Entstehung des alten Ordenslandes, ohne die Idee der deutschen Gesammtheit, die es recht mit Bewußtsein zu ihrer Pflanzung gemacht hat, auch nur denken? Bei uns ist es nicht wie in Italien: wo der Begriff der Einheit ein geographisch-nationaler, diese selbst etwas niemals weder in alten noch in neueren Zeiten zur Erscheinung gekommenes ist. Unsere Geschichte beruht vielmehr auf der Idee der Gesammtheit. In Italien könnte schon eine Zusammenstellung der Provincialgeschichten ein annäherndes Bild der Gesammtgeschichte geben; diese als ein Ganzes zusammenzufassen, ist, sobald man dem Stoffe gerecht werden will, bei der ursprünglichen und niemals überwundenen Geschiedenheit der Glieder fast unmöglich. Aber bei uns war fortwährend eine Repräsentation der Einheit vorhanden; das Auseinanderstreben der verschiedenen, auch der mächtigsten Glieder konnte nie zur Trennung werden. Das Leben der Nation beruht auf unaufhörlicher Gegenwirkung des Besonderen und des Allgemeinen: das Letztere aber ist immer das stärkere Element gewesen. Wollte man eine deutsche Gesammtgeschichte aus den Provincial-Geschichten zusammensetzen, welch' eine Masse unverständlicher Notizen würde da heraus-

kommen. Erst von der allgemeinen Geschichte empfängt die Geschichte der besonderen Landschaften Licht und Leben. Selbst wenn der Anstoß von dem Besonderen ausgeht, das sich im Conflict mit einem unzureichend constituirten Allgemeinen befindet, walten doch die Interessen der Gesammtheit vor. — Der Erforschung der großen, Alle angehenden, Alle verbindenden, das Leben der Nation beherrschenden Ereignisse soll unsere akademische Verbindung ihren Fleiß widmen.

Es liegt am Tage, daß wir uns nicht zum Ziele setzen könnten, ein die Nationalgeschichte umfassendes Geschichtswerk in großem Stile hervorzubringen; ein solches könnte nur die Arbeit Eines Geistes sein.

Aber ohne Bezug selbst darauf, ob eine des Namens würdige allgemeine deutsche Geschichte jemals zu Stand kommen wird, hat die gesicherte Zusammenstellung des historischen Stoffes einen objectiven und nicht zu ermessenden Werth. Auf diese hauptsächlich würden wir angewiesen sein, und es wird den vornehmsten Gegenstand unserer Berathung ausmachen, was dafür zu thun ist.

Das allgemeinste Object, das anerkannteste einer gemeinschaftlichen Thätigkeit wird die Publication unbekannter oder in besseren Texten mitzutheilender Quellenschriften und Urkunden bilden. Schon längst ist aber das bewunderswürdige Werk der Monumenta historiae Germanicae im Gang, und bereits mit anhaltendem Fleiße eine Reihe von Jahrhunderten herabgeführt; es läßt noch eine reiche Ernte kritisch gesichteter Mittheilungen erwarten. Eine andere Reihe von Publicationen hat die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien unternommen; von hohem Werthe ist darunter die für Geschichte der Concilien des 15. Jahrhunderts angefangene Sammlung. Es leuchtet ein und ist schon bestimmt, daß wir weder mit der einen noch mit der andern dieser Unternehmungen concurriren dürfen. Unserer Gesellschaft wird dagegen die Sammlung der Reichstagsacten angehören, ebenfalls ein Unternehmen von größter Dimension, von dem man sich schon in seinen ersten Anfängen reiche Belehrung versprechen darf. Dann fällt ihr die Beendigung der von einer anderen Commission begonnenen Bekanntmachungen zu; bei weiterer Auswahl des aus den bayerischen Archiven Mitzutheilenden, würde vornehmlich auf solche Aufzeichnungen Rücksicht zu nehmen sein, welche zugleich ein über das locale hinausgehendes Interesse für die allgemeine deutsche Geschichte darbieten. An

gar manches Andere ließe sich denken, namentlich an eine Zusammenstellung des authentischen auf die allgemeine Geschichte der Nation und ihrer vornehmsten Institute bezüglichen Stoffes aus den Chroniken des späteren Mittelalters. Präcise Vorschläge in dieser Beziehung würden jedoch besser von Anderen der verehrten Anwesenden ausgehen; ich will hauptsächlich noch eine andere Seite unserer Thätigkeit zur Sprache bringen.

Neben der Publication alter Quellenschriften und Urkunden möchte ich empfehlen, daß wir auch neue, in diesem Gebiete wünschenswerthe, in bestimmter Idee combinirte Arbeiten hervorzurufen suchen.

Wer hätte nicht erfahren, daß Arbeiten, die vorzugsweise in das Gebiet der Kritik und Forschung schlagen, hauptsächlich durch den Zustand des Buchhandels gehindert werden, der auf eine ausgebreitete Theilnahme des Publikums angewiesen ist. Der deutsche Buchhandel leistet hierin mehr als der französische oder der englische, aber doch nicht genug. Die Abfassung umfassender gelehrter Werke unterbleibt zuweilen eben deßhalb, weil keine Bekanntmachung derselben zu hoffen wäre. Eben da aber tritt die königliche Munificenz auf das erwünschteste ein, wo materielle Hindernisse zu heben sind.

Ich denke vor Allem an ein Werk deutscher Annalen, welches unsere Geschichte in kritischer Bearbeitung von ihren ersten Anfängen bis auf die neue Zeit herabführte; eine Arbeit nicht zur Lectüre für das große Publikum, sondern zur Orientirung und zum Unterrichte für die welche sich mit der Geschichte eingehend beschäftigen.

Die Erfahrung zeigt, daß jüngere Gelehrte, welche in Besitz einer richtigen Methode gelangt sind, sich sehr wohl dazu eignen, die Hauptarbeit bei einem solchen Unternehmen zu vollziehen. Sie würden zugleich Gelegenheit finden, sich an einem würdigen Stoffe zu betheiligen und ihr Talent zu entwickeln. Aeltere, die eben Muße haben, würden dabei mit noch größerem Nutzen arbeiten, vorausgesetzt, daß ihnen die Vergütung sicher gestellt würde, deren sie bei den deutschen Verhältnissen nicht wohl entbehren können. Man müßte, scheint mir ferner, Abtheilungen festsetzen, die an Epochen oder Jahrhunderte geknüpft, einen besondern Charakter haben; — nicht als ob man an alle auf einmal Hand anlegen könnte, aber die Thätigkeit könnte zugleich an verschiedenen Stellen beginnen.

Zwei Abwege wären dabei zu vermeiden. Die Arbeit dürfte nichts Gebotenes, gleichsam Fabrikartiges haben: sie muß immer eine Production des mit der Sache vollkommen beschäftigten, wissenschaftlich angeregten Geistes sein, und dabei darf doch die Auffassung sich nicht in absonderliche Anschauungsweisen oder politisch-kirchliche Tendenzen einlassen, die Bearbeiter müssen nur den objectiven Inhalt durch eifrige Forschung zu Tage zu fördern suchen.

Ich meine, daß eine zusammenhängende, annalistische Behandlung von dem Ursprunge des fränkischen Reiches bis auf den Untergang der Hohenstaufen in nicht allzuferner Zeit zu erreichen stünde.

Leicht würde das 14. Jahrhundert, in welchem die bayerische und allgemeine deutsche Geschichte am meisten zusammentreffen, angeschlossen werden, und könnte man nicht einzelne Arbeiten auch vorläufig zur Publication bringen, mit dem Vorbehalt, daß sie Theile des großen Ganzen bilden?

Ich höre die Einwendung, daß die Publication der Quellenschriften noch nicht in dem Maße vorgeschritten sei, um überall eine feste Grundlage darzubieten; indeß in großem Umfange ist dieß doch der Fall; anderswo werden sich die Arbeiten gegenseitig ergänzen, und nicht ein abgeschlossenes definitives Werk, das es überhaupt in der Natur der Dinge nicht gibt, sondern nur Grundlagen weiterer Studien wünschen wir zu provociren. Eine herrliche Sache wäre es doch, wenn man kritisch gesichtete Annalen der deutschen Geschichte in einem umfassenden Werke vor sich hätte, um sich darin Raths zu erholen.

Eine andere Arbeit, die schon im Gange ist und mit dem Zweck der akademischen Commission ganz übereinstimmt, betrifft die deutsche Historiographie des Mittelalters.

Was ich von den historischen Vereinen ablehnte, dürfte die akademische Commission für die eigentlich gelehrte Bearbeitung der deutschen Geschichte zu ihrem Geschäfte machen, ohne der Spontaneität der Einzelnen Eintrag zu thun, sie zu einem Ganzen zu vereinigen und eine auf das Allgemeine gerichtete Thätigkeit zu fördern.

An die Geschichte der Historiographie knüpfe ich aber noch einen anderen Gedanken, den ich den geehrten Herren besonders an das Herz legen möchte.

Was man heut zu Tage deutsche National-Literatur zu nen-

nen pflegt, begreift nur die poetischen und einige damit zunächst verwandte Hervorbringungen, während doch die literarische Thätigkeit der deutschen Nation ein viel weiteres Feld bearbeitet: erst in der Umfassung aller Zweige erscheint das gesammte geistige Leben der Nation. Für die Geschichte der Poesie ist viel geschehen und sie bedarf unserer Beihilfe nicht, für die Geschichte der wissenschaftlichen Studien und ihrer Resultate aber fehlt es an aller zusammenhängenden Belehrung. Fürwahr ein wahres Nationalwerk würde es sein, wenn man eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland zu Stande bringen könnte.

Eine ähnliche Arbeit liegt für Frankreich vor und wird langsamen Schrittes gefördert, doch ist es nicht diese, die ich zum Muster empfehlen möchte. Wenn in der politischen Geschichte zunächst die ältere, so würde ich rathen, in der literarischen und wissenschaftlichen die neuere Zeit zuerst zu bearbeiten. Ohne Zweifel müßte man mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnen; in dem 16. und 17. käme es darauf an, die theologischen Streitigkeiten möglichst zur Seite zu lassen und nur die auf die allgemeinen Wissenschaften gerichteten Thätigkeiten hervorzuheben. Der vornehmste Nachdruck würde jedoch auf die Geschichte der Wissenschaften in dem 18. und dem Beginne des 19. Jahrhunderts fallen, die Zeiten, in denen der deutsche wissenschaftliche Geist zu seiner vollen Entwicklung gelangt ist.

Dabei tritt die Schwierigkeit ein, daß die exacten Wissenschaften einem andern Kreise der Studien angehören, als den wir von unserer Stellung aus beherrschen können. Ohne Zweifel gehört ein Naturforscher von Fach dazu, um die Fortschritte der Geologie, ein gelehrter Mediciner, um die Entwicklung der Arzneikunde darzulegen; ich denke aber in den Akademien, an die sich unser Verein anschließt, würden wir sachkundige und einverstandene Mitarbeiter finden.

Allerdings haben die Wissenschaften keine nationale Grenze; man muß in steter Vergegenwärtigung dessen bleiben, was die allgemeine wissenschaftliche Thätigkeit der Welt hervorbringt, aber eine große Bedeutung kommt doch der nationalen Theilnahme daran zu; die Gegenseitigkeit der Einwirkung zeitgenössischer Studien wird ein ganz neues Bild in dem inneren Leben der Nation aufrollen.

Noch einen anderen Gedanken sei mir gestattet zu erwähnen. Die beiden vorgeschlagenen Arbeiten umfassen den Staat und die Wissen-

schaften; wäre aber nicht auch für die Persönlichkeiten, die in denselben wirksam gewesen sind, eine besondere Berücksichtigung nützlich oder nothwendig? Ich schlage jedoch erst an dritter Stelle eine allgemeine Lebensbeschreibung der namhaften Deutschen vor, ein Werk, vielleicht in lexikalischer Form, welches in einer beschränkten Anzahl von Bänden sichere und parteilose Auskunft über alle der Erwähnung würdige Namen darböte.

Noch manches andere ließe sich anregen, z. B. ein Handbuch germanischer Alterthums-Wissenschaft, welches Sprache, Recht, Sitte, Alterthümer aller germanischen Stämme und Völker umfassen müßte, ein Gebiet, in welchem auf das trefflichste im Einzelnen gearbeitet wird, in welchem man aber eine wissenschaftliche Zusammenstellung des Allgemeinen vermißt. Ich wäre nicht dagegen, wenn für ein solches Werk ein ansehnlicher Preis ausgeschrieben würde.

Doch ich halte inne. Hauptsächlich für die ersten beiden Vorschläge: allgemeine Jahrbücher deutscher Geschichte und die Geschichte der Wissenschaften wünschte ich die Theilnahme der Versammlung zu gewinnen.

Ich glaube davon, von dem Zwecke müssen wir ausgehen und dann erst daran denken, die Gesellschaft zu constituiren. Denn wir sind hier eine begutachtende Versammlung, welche nach bestem Wissen ihre Meinung zu äußern hat. Grundsatz würde es nach meinem Dafürhalten sein müssen, einen definitiven Verein so zusammenzusetzen, daß er eben der gefaßten Absicht entspricht: Niemand aufzunehmen, der nicht mitarbeitet, oder doch einen bestimmten Antheil an der Leitung einer durch vereinte Kraft zu lösenden Aufgabe übernehmen will: bei den Vorzuschlagenden vielleicht erst anzufragen, in wiefern ihnen ein solches Verhältniß angenehm ist und sie darauf einzugehen Neigung haben.

Ich mißkenne den Werth gegenseitiger Anerkennung in gelehrten Gesellschaften nicht, dafür gibt es aber mannigfaltige Gelegenheit: die unsere würde dazu nicht bestimmt sein, sondern nur zur Förderung einer großen Arbeit. Sie würde Solche aus allen Gauen des Vaterlandes vereinigen, die dabei mitwirken wollen.

Denkschrift von G. H. Pertz.

Die Arbeiten, zu welchen die Commission berufen ist, theilen sich in Erforschung und Bekanntmachung von Quellen deutscher Geschichte, soweit solche nicht in den Monumentis Germaniae und anderen bereits begonnenen Veröffentlichungen Platz finden, und in Herausgabe solcher die deutsche Geschichte betreffender Schriften, welche ohne Unterstützung der Commission nicht zu Stande kommen würden.

Unter den Werken der ersten Art, welche die Aufmerksamkeit der Commission verdienen möchten, stellen sich folgende heraus:

1. eine Sammlung der Denkmäler deutscher Geschichte, welche den Zeitraum vor dem Jahre 500 als dem ungefähren Anfangspunkte der Monumenta Germaniae, umfassen. Ein solches Werk erfordert sehr ausgedehnte Verarbeiten, und würde sehr verdienstlich sein, wenn darin nach den in den Monumentis zur Anwendung gebrachten Grundsätzen die Texte der einzelnen Schriftsteller aus dem vollständig erforschten, benutzten und wissenschaftlich gegliederten Bestande aller erhaltenen Handschriften und Hilfsmittel mit Sorgfalt hergestellt würden. Ein solches Werk erfordert längere Zeit, nicht unbedeutende Auslagen, würde daher der Aufmerksamkeit der Commission würdig sein, und sich auch dadurch empfehlen, daß die Kosten des Druckes und Papiers durch den Verkauf vollständig gedeckt werden.

2. Eine Unternehmung von hohem Werthe, wenn gleich nicht ausschließlich deutsch, ist die Herausgabe einer neuen Sammlung der Geschichtschreiber der Kreuzzüge. Die Zeit dazu ist gekommen, da die wichtigsten Handschriften, welche die Grundlage der Ausgabe bilden müssen, bei den Untersuchungen der letzten vierzig Jahre zum Vorschein gekommen sind, und deren Benützung nicht mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Die von der Pariser Akademie begonnene neue Ausgabe schreitet außerordentlich langsam vor, und umfaßt bisher nur den Wilhelm von Tyrus und die Assisen von Jerusalem.

Deutsche Einsicht, Thätigkeit und Ausdauer würde um so sicherer das Ziel erreichen, als in einzelnen Fällen selbst die Originalhandschriften anliegen und neben den hier, in Bamberg, Wolfenbüttel,

Brüssel, Paris und in andern deutschen und ausländischen Bibliotheken erhaltenen Handschriften, die Grundlage der Bongars'schen Ausgabe in Bern aufbewahrt wird und zugänglich ist. Sollte hinsichtlich des Gegenstandes einer solchen sehr bedeutenden und wichtigen Unternehmung das Bedenken aufgeworfen werden, daß es nicht ausschließlich deutsche Geschichte betreffe, so darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß es der deutsche Herzog Gottfried von Lothringen war, der Jerusalem eroberte, und daß König Konrad III. und die Kaiser Friedrich I. und Friedrich II., so wie andere Züge deutscher Kreuzfahrer, der deutschen Geschichte angehören.

Dagegen fällt

3. ein anderes Unternehmen, welches die Aufmerksamkeit der Commission verdient, ausschließlich in den Kreis der deutschen Geschichte. Es ist dieses eine Sammlung der deutschgeschriebenen Chroniken der deutschen Städte. Bei der mächtigen Entwickelung, welche das Städtewesen in Deutschland vom 13. bis 17. Jahrhundert gewonnen hat, und wodurch das Aufblühen der Nation wesentlich vermittelt ward, sind in vielen Städten Chroniken und Jahrbücher entstanden, welche das sprechendste Zeugniß und Denkmal des städtischen Lebens sind, und daher für die deutsche Geschichte einen großen Werth haben. Einzelne derselben sind gedruckt, aber eine große Anzahl findet sich handschriftlich in Archiven und Bibliotheken, und ich glaube, die Commission wird sich ein namhaftes und wesentliches Verdienst um die Kenntniß der vaterländischen Geschichte nicht nur bei den Gelehrten und eigentlichen Geschichtsforschern, sondern in sehr viel weiteren Kreisen erwerben, wenn sie sich es zur Aufgabe stellen wollte, eine Sammlung der deutschgeschriebenen Chroniken der deutschen Städte in der Art zu veranstalten, daß bei jeder Stadt, welche solche Aufzeichnungen besitzt, der älteste Kern und Anfang aufgesucht und ihm die allmälig erwachsenen Fortsetzungen und Erweiterungen, so weit sie die Veröffentlichung verdienen, angeschlossen werden. An ein solches Werk würde sich:

4. späterhin eine Sammlung der Statuten und Rechte der deutschen Städte anschließen können, für welche der Stoff gleichzeitig erforscht und gesammelt werden möchte.

5. Auf der Grenze der Quellenerforschung und der Werke zwei-

ter Linie, welche ohne Hilfe der Commission schwerlich ins Leben treten würden, steht ein Werk, welches seit vielen Jahren in Deutschland lebhaft ersehnt, aber nur in einzelnen tüchtigen Anfängen vorhanden ist: eine nach einem Plan gearbeitete, aus gedrucktem und ungedrucktem urkundlichem und geschichtlichem Stoffe hergestellte Geschichte der deutschen Bisthümer, Stifter und Klöster.

Es ist nicht nöthig, an die Italia sacra, die unvollendete Gallia sacra, welche jetzt wieder aufgenommen ist, das Monasticum Anglicanum und Aehnliches bei anderen Nationen zu erinnern; man darf nur auf den durch die Sanctblasianer begonnenen Theil der Germania sacra hinweisen, um das lebhafte Verlangen gerechtfertigt zu finden, daß wir ähnliche Werke über den ganzen Umfang Deutschlands besitzen möchten.

Es versteht sich von selbst, daß falls man jetzt zur That schreitet, die Mittel, welche seitdem das Gemeingut der Geschichtsforscher geworden sind, und die jetzt mit so großem wissenschaftlichem Freisinn eröffneten Schätze der Archive und Bibliotheken sorgfältig benutzt, und zur größeren Verbreitung der einzelnen Theile eines solchen umfassenden Ganzen, die deutsche Sprache gewählt wird.

Indem ich mir erlaube, diese umfangreichen und wichtigen Gegenstände der Aufmerksamkeit der Commission zu empfehlen, darf ich mir für eine spätere Zeit vorbehalten, solche Gegenstände zur Sprache zu bringen, welche ausschließlich den in zweiter Linie gestellten Aufgaben angehören, und wohin ich namentlich Arbeiten für die Geographie Deutschlands von den ältesten Zeiten durch das Mittelalter bis zu den neuern Jahrhunderten herab rechne.

Denkschrift von J. G. Droysen.

Durch das uns gestern mitgetheilte Statut für die historische Commission ist mir von dem, was mit ihrer Begründung beabsichtigt wird, zuerst nähere Kunde geworden; ich habe die heutigen Morgenstunden dazu verwendet, mir in flüchtigen Aufzeichnungen zu entwickeln, was auf der in dem Statut gegebenen Grundlage von derselben möglicher Weise geleistet werden könnte.

Es kann nicht daran gedacht werden, daß sich dieselbe zum Centralorgan oder zur Leiterin der Studien für deutsche Geschichte

oder gar der deutschen Historiographie sollte machen wollen. Für die freie Bewegung der Geister und der sich gegenseitig ergänzenden und steigernden Einfluß bedeutender Persönlichkeiten würde eine Commission keinen Ersatz zu bieten vermögen.

Die Aufgabe der historischen Commission dürfte sich zunächst nach folgenden Gesichtspunkten umgränzen lassen:

a) ihre Zusammensetzung und Organisation schließt diejenige Art von wissenschaftlichen Arbeiten aus, in denen das Stoffliche gegen die Kunst der Formgebung oder die Art der Behandlung zurücktritt;

b) ihre Dotation legt ihr die Verpflichtung auf, solche Arbeiten zu finden, die in vorzüglichem Maaß für das Studium der deutschen Geschichte förderlich, nur durch solche Mittel zu ermöglichen sind;

c) sie tritt zu einer Reihe schon vorhandener Vereinigungen und Thätigkeiten für ähnliche Zwecke, und zwar ohne die Absicht oder den Anspruch, für sie auch nur der Mittelpunkt der Correspondenz, geschweige denn mehr zu sein.

Aus der Beantwortung der Frage, welche Aufgabe oder Aufgaben nach dem Gesagten die Commission sich stellen **kann**, wird sich ergeben, wie sie ihre Thätigkeit zu organisiren hat.

Es gibt in dem Bereiche der deutschen Geschichte unzweifelhaft eine Fülle von Aufgaben, deren Lösung jedem einzelnen von uns in hohem Grade wünschenswerth erscheinen wird, ohne doch für die Thätigkeit der historischen Commission sich geeignet zu zeigen. Die Commission als solche entbehrt die Eigenschaften, welche gewiß Einzelne in derselben in ihrer überlegenen Einsicht, in ihrer fest ausgeprägten Richtung, in ihrer energischen Art Thätigkeiten zu erwecken und zu leiten, zur Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen geltend machen können. In diesen haben dann die verschiedenen Auffassungen in Betreff der Art der Behandlung, der Kunst der Formgebung u. s. w. ihre Stelle und ihre belebende Wirkung.

Es ist nicht wohl abzusehen, wie die historische Commission als solche mit ihrer **Auctorität** für Forschungen, Combinationen, kritische Untersuchungen etwa zur Feststellung der politischen Geschichte, zur Erörterung von Rechts- und Verfassungsverhältnissen, zur Auf-

klärung unserer Literatur- und Kirchengeschichte beider Confessionen sollte eintreten können. Arbeiten solcher Art sind zu individueller Natur, als daß sie durch einen noch so glänzenden Verein von Forschern in Gemeinschaft vorgenommen oder geleitet werden könnten.

Es kommt hinzu, daß es für derartige Arbeiten bei dem jetzigen Stande der historischen Studien in unserem Vaterlande weder an Anregung noch an arbeitenden Kräften, noch an Gelegenheit zur Veröffentlichung gebricht.

Und für den Fall, daß es zur Veröffentlichung wichtiger Arbeiten besonderer Unterstützung bedürfen sollte, hat das Statut Art. III eine ausdrückliche Bestimmung.

Für eine Art wissenschaftlicher Arbeiten, die unter den hier zu erörternden Gesichtspunkt fällt, Arbeiten, welche nur in einer gewissen Vereinigung ausführbar sind, — haben die vortrefflichen Jahrbücher der sächsischen Kaiser ein Muster gegeben, dem diejenigen, welche Anlaß haben, die Studien jüngerer Forscher zu leiten, nacheifern mögen.

Die historische Commission wird nicht in der Lage sein, in ein derartiges Verhältniß zu ihren außerordentlichen oder ordentlichen Mitgliedern zu treten. Sie wird sich eben darum derartige Aufgaben versagen müssen, die wesentlich auf die Kunst der Formgebung oder Behandlung gestellt, zugleich eine veranlassende leitende oder bestimmende Persönlichkeit voraussetzen.

Sie wird ihre Thätigkeit darauf zu richten haben, daß, wie Art. III des Statuts sagt, werthvolles Quellenmaterial gefunden und in möglichst angemessener Weise fertig gemacht, den Studien zugeführt werde, wie dafür in den Monument. Germ. ein nicht dankbar genug anzuerkennendes Muster gegeben ist.

Es kann die Absicht nicht sein, in den Bereich dieses großen und in geordneter Thätigkeit vorschreitenden Werkes oder anderer ähnlicher, wie deren in Wien, in dem cod. Dipl. Brandenb., in einzelnen historischen Vereinen im Gange sind, eingreifen zu wollen. Die historische Commission wird nur wünschen können, mit denselben und namentlich mit den Monum. Germ. in das Verhältniß gegenseitiger Verständigung und Unterstützung zu treten.

Wenn, wie zu vermuthen, die der Commission zugewiesene Her-

ausgabe der Reichstagsakten das Reichsgrundgesetz der goldenen Bulle als Ausgangspunkt nehmen wird, so müßte sich damit zugleich eine ungefähre Grenzbestimmung für die Thätigkeit der Commission in den Monument., soweit dieselben concurriren, ergeben.

Eine Grenzbestimmung, die sich auch darum empfehlen dürfte, weil von da an das Quellenmaterial der deutschen Geschichte und nicht bloß der politischen einen anderen Charakter gewinnt.

Es tritt das archivalische Material gegen das historiographische in den Vordergrund; es beginnen die Correspondenzen, Instruktionen, Denkschriften gegen die Urkunden, die Ueberbleibsel der großen Geschäfte in ihrem Verlaufe gegen die Dokumente ihres Abschlußes zu überwiegen; es wird möglich, in die Zustände, in die Stimmungen, in die buntbewegte Mannigfaltigkeit aller Lebenskreise tiefer einzudringen.

Die zwei Jahrhunderte vor der goldenen Bulle bis über die Reformation hinaus dürften sich in aller Beziehung dazu eignen, die Thätigkeit der historischen Commission vorerst besonders in Anspruch zu nehmen; sie könnte sich vorbehalten, auf die Zeiten vom dreißigjährigen Kriege ab später einzugehen.

Es würden sich in der so vorerst gewählten Umgrenzung meiner unmaßgeblichen Ansicht noch folgende Aufgaben ergeben:

a) Die Publikation der Reichstagsakten, deren Vorbereitung bereits im Gange ist.

b) Die Publikation von Correspondenzen, Berichten, Denkschriften u. s. w., deren ein außerordentlicher Reichthum in den Archiven beruht. Ich denke an Schriftstücke wie Planitz, Berichte vom Reichsregiment zu Nürnberg 1521 — 1524, wie die sogenannten dänischen Bücher des Dresdener Archives, wie Martin Mayers Correspondenz. Ich denke namentlich auch an die Archive von Venedig, Rom, Brüssel, Kopenhagen u. s. w., deren Schätze so reich sie für die deutsche Geschichte sind, immer nur wenigen zugänglich bleiben, wenn nicht die Publikation erfolgt, die nur durch bedeutende Geldmittel möglich ist.

c) Die Herausgabe von historischen und publicistischen Schriften, die entweder noch ungedruckt sind oder eine neue Bearbeitung fordern. So Sleidan, Eberhard Windek, Eschenloer. So die Schriften von Gregor Heimburg, Aeneas Sylvius, einzelne von Nicolaus

von Cusa, die Reformationen des Kaiser Sigismund und viele andere. Nicht bloß die Textkritik würde da vollauf zu thun finden; es käme zugleich darauf an, eine Form der Interpretation zu finden, welche derartige Schriften zum Gebrauche historischer Forschung in möglichst angemessener Weise ausstattet.

4) Die Sammlung und Publikation der sogenannten historischen Lieder, die namentlich für den bezeichneten Zeitraum von ganz besonderem Werthe und Interesse sind; indem sie die unmittelbare Auffassung von Thatsachen in der Regel in bestimmter Tendenz, in scharf ausgezeichnetem Partheiinteresse geben. Ihre Interpretation würde tief in die lebendige Bewegung des Momentes und in die Anschauungen, welche die Gemüther erfüllte, einführen.

Bei weiterer Erwägung werden sich unzweifelhaft noch andere Gesichtspunkte hinzufügen lassen. Es käme vielleicht nur auf eine glückliche Formulirung an, um in ähnlicher Weise Publikationen für die gar sehr vernachläßigte Geschichte des deutschen Handels, der gewerblichen Thätigkeit, der agrarischen Verhältnisse, der Besteuerung, des Geld- und Münzwesens u. s. w. möglich zu machen.

Zur Lösung jener Aufgaben könnte die historische Commission sich vielleicht in Sektionen theilen, deren jede einen der betreffenden Gesichtspunkte auffaßte und verfolgte.

Die Kürze der Zeit erlaubt mir nicht, die weitere Organisation der Arbeit, wie sie sich dann entwickeln müßte, schriftlich auszuführen.

II

Macaulay's Friedrich der Große.

Mit einem Nachtrag über Carlyle.

Von

Ludwig Häusser.

Es sind volle sechszehn Jahre, seit Macaulay (1842), aus Anlaß von Thomas Campbell's Buch seinen Aufsatz über Friedrich den Großen in der Edinburgh Review erscheinen ließ. Den Ruf eines geistvollen Kritikers und Essayisten hatte er sich schon damals erworben, und die Arbeit über Friedrich II. trug in den Augen seiner Landsleute dazu bei, denselben zu erhöhen. Seitdem ist aus dem Essayisten ein Geschichtschreiber erwachsen, dem wie selten Einem die populäre Anerkennung in der Heimath und im Ausland zu Theil geworden ist; ein Liebling der großen gebildeten Lesewelt, dem unsre Zeit keinen gleichen Namen an die Seite stellen kann, für Tausende und aber Tausende der correcte Ausdruck ihres politischen Denkens, gilt er nicht Wenigen als das vollendete Muster historischer Kunst, neben welchem die schmucklose Nüchternheit der Alten fast unscheinbar in den Schatten tritt.

Nichts natürlicher, als daß von einem so glänzenden literarischen Namen auch die kleinsten Abfälle gesammelt und der Lesewelt als classische Stücke dargeboten werden. Neben den essayistischen Cabinetsstücken über Milton, Machiavell, Pitt, Clive, durch die Macaulay zuerst seinen Ruf begründet hat, ist auch der Essay über Friedrich den Großen als ebenbürtig anerkannt, in die Sammlung seiner kleinen Schriften aufgenommen und in England wie bei uns neu aufge-

legt worden.*) Nicht nur in England ist der Aufsatz so durch unzählige Hände gegangen und hat auf lange hin das historische Urtheil über Friedrich bestimmt, auch in Deutschland ist im Laufe der jüngsten Zeit Macaulay's Friedrich der Große im Original und in Uebersetzung fleißig gelesen und auf die Worte des Meisters vielfach geschworen worden.

Das legt der deutschen Kritik die Pflicht auf, nicht länger zu schweigen über eine Schrift, deren Form und Inhalt gleich ernste Bedenken erweckt. So lange sich der Aufsatz in dem bescheidenen Rahmen einer anonymen Recension hielt, war es begreiflich und zu entschuldigen, daß man ihn in Deutschland ignorirte; er trat nicht mit der Prätension auf, Neues im Stoffe und Musterhaftes in der Form zu geben. Seit er aber unter den classischen Werken eines hochberühmten Autors eine Stelle gefunden und der Verfasser durch den Wiederabdruck erklärt hat, daß er seine Ansicht von 1842 auch heute noch vertrete, da könnte es nur als Zugeständniß gedeutet werden, wenn die Kritik dazu schwiege. Von Zugeständniß kann aber so wenig die Rede sein daß wir uns vielmehr zur entschiedensten Abwehr gedrungen fühlen: zur Abwehr einmal gegen eine historische Darstellungsweise, die wir durchaus nicht für mustergültig, sondern für einen bedenklichen Abweg halten, zur Abwehr gegen eine Auffassung, die das Andenken einer der Größen unsrer Nation auf unverantwortliche Weise verunglimpft. Daß dies nicht zu viel gesagt ist, soll denken wir die eingehende Beurtheilung des Einzelnen darthun.

Das düstere und unerquickliche Bild, das der britische Geschichtschreiber von König Friedrich entwirft, muß doppelt überraschen, weil es aus Macaulay's Feder stammt. Die ätzende Schärfe und Bitterkeit eines taciteischen Griffels liegt ihm sonst fern; eine gewisse Milde und Toleranz der Auffassung, ein gesunder Sinn, der allen Extremen abhold ist, sind mit Recht zu seinen Vorzügen gezählt worden und haben gewiß das Ihrige dazu beigetragen, ihm eine so große populäre Anerkennung zu schaffen. Sein Cromwell und sein Wilhelm III., sein Lord Clive und Warren Hastings verrathen gewiß nicht den strengen und schwarzgalligen Beurtheiler; eher dürfte man bisweilen

*) Zuletzt 1857 in der Tauchnitz'schen „Collection of british autors."

die apologetische Milde bewundern. Und diese Milde tritt um so kennbarer da heraus, wo es sich um nationale Interessen handelt; mit sicherem Tacte hat er überall den Sinn des britischen Volkes getroffen, indem er über Personen und Mittel dann nachsichtig hinwegsieht, wenn die Dinge und ihre Zwecke dazu angethan sind, die Sympathie Altenglands in Anspruch zu nehmen.

Wenn irgend eine Form der Subjectivität in der Geschichtschreibung gestattet ist, so ist es diese; auch die classischen Muster der Alten haben ihr Griechen- und Römerthum nie verleugnet. Wir ehren darum das nationale Gefühl, das „König Oliver den Ersten und leider den Einzigen“ rechtfertigt und preist, weil er inmitten der Revolution und äußeren Gefahr sein Volk zur Macht und Größe hob, allein wir verlangen, daß man auch sonst mit gleichem Maße messe. Wer bei Cromwell und Wilhelm III. die bequeme Moral der Nützlichkeit walten läßt, der darf bei Friedrich nicht den ängstlichen Sittenrichter spielen. Wir haben nichts dagegen, wenn der britische Geschichtschreiber die Männer seines Volkes vom Roste der Parteianklagen blank putzt und mit dankbarer Nachsicht das Bedeutende und Verdienstvolle an ihnen hervorhebt, allein das dürfen wir fordern, daß er ihren Glanz nicht erhöhe auf Kosten fremder Größen. Wer so beredt für den Mörder Karls I. plaidiren kann, wer so viel Kunst aufbietet, um den blutigen Flecken von Glencoe vom Namen Wilhelms III. wegzubringen, dem steht es nicht gut an, Friedrich II. wie einen boshaften, menschenfeindlichen Tyrannen grau in grau zu malen.

Doch ist es kaum die nationale Einseitigkeit allein, woraus diese unbillige Vertheilung der historischen Gerechtigkeit entspringt. Vielmehr glauben wir nicht zu irren, wenn wir eben in der eigenthümlichen Weise Macaulay'scher Darstellung, in seiner Manier dürfen wir wohl sagen, eine Quelle jener Unbilligkeit suchen. Das Wesen des britischen Geschichtschreibers ist aus sehr mannigfaltigen und reichen Eigenschaften zusammengesetzt; es klingt in ihm der Poet seiner Jugendtage durch, man hört den parlamentarischen Redner, den Mann der politischen Debatte, den Kunstfreund und Aesthetiker so gut heraus, wie den Journalisten. Das frische Colorit seiner Darstellung, die reiche Fülle von Bildern und Vergleichungen, die plastische Lebendig-

keit seiner Gestalten und der poetische Hauch, der manche Parthie seiner Werke auszeichnet, quillt eben so leicht aus dieser glücklich angelegten Individualität, wie die Ueberladung, die Breite, der Mangel an schlichter Natürlichkeit, woran andere Theile seiner Werke leiden. Der Ton des Essay ist allzusehr Meister geworden über den einfachen und ungesuchten historischen Stil; es wird der anziehenden und amüsanten Form oft sichtbar das Wesen geopfert. Geistreiche Antithesen und pikante Parallelen häufen sich; um eines momentanen Effectes, oft selbst um einer brillanten Phrase willen sehen wir den Kern der Dinge verrückt, oder es wird bisweilen an Stellen, wo die Macht der Thatsachen am kräftigsten wirken würde, die rednerische Kunst und das salbungsvolle Pathos überflüssiger Weise angewendet, um auf den Leser einen Eindruck hervorzubringen, der dem streng historischen Zweck geradezu widerstrebt.

Wir wissen wohl, daß die freigebige Bewunderung der großen Lesewelt diese Schattenseiten so warm verehrt wie die unbestrittenen Vorzüge des Geschichtschreibers; aber wir sind dessenungeachtet der festen Ueberzeugung, daß es sehr vom Uebel wäre, wenn diese Art der Darstellung zur allein nachahmungswerthen erhoben würde. Wir zögen die strengen vielleicht oft steifen Linien der alten Schule unbedingt vor, sobald es sich darum handelte, ein Muster daraus zu bilden.

Wir glauben z. B. nicht, daß es guter Geschmack ist, vom ersten preußischen König zu sagen: „er spielte unter den gekrönten Häuptern Europa's eine Figur, ähnlich derjenigen, welche ein Nabob oder ein Commissär, der sich einen Titel gekauft hat, in der Gesellschaft von Peers spielen würde. Ludwig XIV. sah auf ihn ungefähr mit einer Miene herab, wie der Graf im Moliereschen Lustspiel Monsieur Jordan ansieht, als dieser noch ganz berauscht ist von der Mummerei, durch die er zum Edelmann geworden ist.“ Oder wir halten es so wenig für schön, als für wahr, wenn Friedrich Wilhelm I. ein „Bastard von Moloch und Puck“ genannt wird und es von ihm heißt: „seine Liebhaberei für militärische Ordnung wurde zu einer Manie, ähnlich der eines holländischen Bürgermeisters für Tulpen oder eines Mitgliedes des Roxburghe Club für Caxton-Drucke.“ Oder wenn von den Cabinetsräthen Friedrichs II. berichtet wird: „sie mußten das

ganze Jahr arbeiten wie Negersclaven zur Zeit der Zuckerernte — — sie wußten nie, was es hieß zu Mittag essen.« Wir wählen diese Beispiele auf's Gerathwohl; sie ließen sich aber aus jedem Bogen der Macaulay'schen Schriften reichlich vervielfältigen. Im Roman und im Lustspiel mögen dergleichen scurrile Wendungen am Platze sein; in der Geschichte sollten sie, von der Wahrheit der Dinge ganz abgesehen, unter allen Umständen keine Stelle finden.

Macaulay selbst hat sich darüber so bündig ausgesprochen, daß wir gern seine Worte citiren. In seinem Aufsatz über Machiavell unterwirft er Montesquieu's Darstellung einer strengen Kritik und bemerkt dabei: »Dunkelheit und Affectation sind die zwei größten Fehler des Stils. Dunkelheit des Ausdrucks entspringt in der Regel aus Verworrenheit der Ideen und derselbe Wunsch, um jeden Preis zu blenden, der in der Manier eines Schriftstellers Affectation erzeugt, wird wahrscheinlich in seinen Raisonnements Sophisterei erzeugen.... Jeder Kunstgriff des Ausdrucks, von der mysteriösen Kürze des Orakels bis zu der Geschwätzigkeit eines Pariser Gecken wird benutzt, um das Trügerische einiger Sätze und die Abgenutztheit anderer zu verbergen.«

Die Geschichte Friedrichs II. ist von der seines Vaters nicht zu trennen; die Entwicklung seiner Persönlichkeit und seiner Machtstellung war dadurch bedingt. So hat denn auch Macaulay das Leben des großen Königs mit einer Charakteristik Friedrich Wilhelms I. eingeleitet. Sie ist die passende Ouverture zum Ganzen. Wenn es möglich war, einen historischen Stoff mit noch üblerem Humor zu behandeln, als ihn der Brite bei Friedrich II. bewiesen hat, so ist dies bei dem Vater und Vorgänger geschehen. Ohnstreitig gehört dessen Persönlichkeit zu den bestverleumdeten der neueren Geschichte. Es ist, als wenn die Literatur für die Geringschätzung, womit der Monarch sie behandelte, sich hätte an ihm rächen wollen. Von den Denkwürdigkeiten der Markgräfin an bis zu Macaulay herab, der diese nicht immer reine Quelle nur zu nachgiebig benützt hat, ist Alles Denkbare geschehen, um diesen historischen Charakter zu einer wunderlichen Carricatur zu verzeichnen. Daß das eine leichte und wohlfeile Sache ist, darüber werden alle Kundigen einer Meinung sein. Man braucht nur seinen Jähzorn, seinen Geiz, seine Härte und die seltsamen Launen

und Liebhabereien, womit er sich trug, zusammenzufassen, das Ganze mit einer Anzahl pikanter Anekdoten auszustaffiren, und die Vogelscheuche ist fertig. Nach diesem Zuschnitt hat Macaulay den König behandelt. Er spricht dem Vater Friedrich's des Großen zwar »einiges Verwaltungstalent« nicht ab, allein er fügt auch gleich hinzu, im Uebrigen sei sein Charakter von der Art gewesen, wie man ihn bis dahin ausserhalb des Tollhauses nicht gesehen habe. »Alle seine Leidenschaft habe etwas von moralischer und intellectueller Krankheit an sich getragen.« »Wenn Seine Majestät spazieren ging, so ergriff jedes menschliche Wesen die Flucht vor ihm, als wenn ein Tiger aus einer Menagerie ausgebrochen wäre.« »Sein Palais war die Hölle, er selbst der schlimmste der Teufel, ein Bastard von Moloch und Puck.« »Das Geschäft des Lebens bestand nach ihm darin, sich zu placken und placken zu lassen. Die Erholungen, die sich für einen Fürsten schickten, bestanden darin, in einer Wolke von Tabaksqualm zu sitzen, zwischen den Zügen der Pfeife schwedisch Bier zu schlürfen, Tocadille die Parthie zu sechs Dreier zu spielen, wilde Schweine abzufangen und Rebhühner zu Tausenden zu schießen.«

Pikant mag Manchen eine solche Schilderung sein; wahr und historisch ist sie nicht. Ein solches Zerrbild läßt vor Allem unerklärt, wo denn die historische Bedeutung dieses Fürsten lag, welcher der hart behandelte Sohn selbst ein so ausdrucksvolles Gedächtniß gewidmet hat. Daß er es war, der Friedrichs Vorarbeit schaffte, daß ohne ihn der große König nie geworden wäre, was er war, daß dieser Monarch mit dem großen Kurfürsten und mit Friedrich II. das Dreigestirn der Gründer von Preußens Größe bildet, das darf nachgerade als ein allgemein zugestandener Gemeinplatz gelten — der aber, wenn Macaulay's Schilderung zuträfe, ein völliges Räthsel bliebe.

Es ist eines der ersten Gesetze aller historischen Schilderung, daß man jede Persönlichkeit in ihrer Zeit fasse. Macaulay selbst hat einen vielbewunderten Essay über Machiavell geschrieben, der sich von Anfang bis zu Ende vorzugsweise um den Gedanken bewegt, daß der florentinische Staatsmann und seine Schriften lediglich im Zusammenhang mit seiner Zeit und ihren herrschenden Ansichten richtig gewürdigt werden können. Der allein, bemerkt der Autor bei diesem

Anlaß, der allein liest die Geschichte recht, der beobachtet, von wie großem Einfluße die Umstände auf die Gefühle und Ansichten der Menschen sind, und der so das, was zufällig und vorübergehend in der menschlichen Natur ist, von dem, was wesentlich und unveränderlich ist, unterscheiden lernt.

Schon diese Betrachtung hätte Macaulay abhalten müssen, die Carricatur Friedrichs Wilhelms I., die vornehmlich von Voltaire und der Markgräfin stammt, noch einmal aufzuwärmen; er hätte im ersten besten deutschen Buch eine richtigere historische Auffassung finden können. In der Zeit, der Friedrich Wilhelm angehörte, war die feinere geistige Bildung und die tüchtige Sitte durch eine weite Kluft getrennt; sie schienen sich fast wie Gegensätze einander gegenüber zu stehen. Aeussere Bildung und gesellschaftlicher Schliff war zu Versailles und an allen darnach geformten Höfen heimisch; aber diese Politur verdeckte kaum die sittliche Verwilderung, die schon den ganzen Organismus der herrschenden Gesellschaft ergriffen hatte. Derbe altväterische Sitte, Strenge gegen sich selbst und gegen Andere, hausgebackene Moral und ungezwungene Natürlichkeit war selten geworden, aber sie existirte noch, allerdings in roher, ungeschlachter Hülle, nichts weniger als liebenswürdig, in der Regel mit der starren Herbheit und Brutalität verbunden, die nach dem dreißigjährigen Kriege der Grundzug der unverdorbenen Kreise unserer Gesellschaft war. Für jene erste Form des Lebens, die von Versailles ausgegangen war, haben wir unter den Fürsten jener Tage nur zu viele Repräsentanten; die zweite Richtung ist am bedeutendsten durch Friedrich Wilhelm I. vertreten. In der Folie der Auguste, Max Emanuel, Eberhard Ludwig, Karl Philipp e tutti quanti, (auch die ersten britischen George mit eingerechnet), muß Friedrich Wilhelm gewürdigt werden und ist er auch bei uns in der Regel gewürdigt worden. Es ist wahr, er prügelte, er war in seinem Jähzorn furchtbar und unbändig, er gab manchen Thaler aus für seine „langen Kerle", er rauchte gern Tabak und trank dazu sein Duckſteiner Bier, führte übrigens eine schlechte Tafel und war knauserig bis zum Geiz — aber er vergeudete nicht den Wohlstand des Landes in despotischen Launen, er vergiftete nicht die öffentliche Sitte mit dem übeln Beispiel des Maitressenthums und der Serailregierung, es war ihm jener gottvergessene

pharaonische Uebermuth des Nachwuchses von Ludwig XIV fremd, er feierte nicht Maskeraden und Ringelrennen, wo das Volk Hungers starb, er hing nicht den Wohlstand einer Generation an einen einzigen prahlerischen Festzug, er gab nicht das öffentliche Aergerniß zahlloser fürstlicher Bastarde und blutschänderischer Greuel, wie sein brillanter, geistreicher und liebenswürdiger Nachbar in Sachsen. Der hat freilich nie auf der Straße mit dem Stock handthiert, nie im Zorn seine Kinder an den Haaren gefaßt, nie so unschmackhaften Kohl auf seiner fürstlichen Tafel gehabt, dort trug Alles ein fast medicäisches Gepräge; nur hat er ein reiches Land arm, ein angesehenes Fürstenthum klein gemacht, wo sein barbarischer Nachbar mit bescheidenen Mitteln ein tüchtiges Staatswesen und ein stahlhartes, kerniges Volk großzog. Dem Himmel sei Dank, daß wir für all die Auguste, George, Eberhard Ludwig — wenigstens einen Friedrich Wilhelm gehabt haben; die Schale war rauh und stachelig, aber der gute Kern unseres Volksthums blieb in ihr unberührt.

Es hätte sich einem Geschichtschreiber wohl geziemt, an dieß Verhältniß zu erinnern, denn daran hängt ein Theil der Bedeutung Preußens und der Größe Friedrichs II. Wie diese Größe emporwuchs, wird einem Jeden unbegreiflich sein, der König Friedrich Wilhelm nur aus Macaulay's burlesker Schilderung kennt. Denn das Bild, das der Brite entwirft, ist nicht nur Schatten ohne Licht, es ist auch durchweg verfehlt, weil es die ganze Natur des Königs verkennt. Nach dem britischen Geschichtschreiber war Friedrich Wilhelm boshaft und schadenfroh, aus Liebhaberei grausam, kurz ein Ungethüm, das zur Strafe der Menschen geboren war. In Wahrheit liegen aber die Fehler jenes Fürsten ganz wo anders. Jähzorn und Eigensinn war die häufigste Quelle seiner Verirrungen, es fehlte ihm alle edlere Cultur und geistige Zucht, der autokratische Dünkel des Fürstenthums jener Tage hatte auch ihn ergriffen und das feinere Rechtsgefühl in ihm zerstört. Allein derselbe Mann, der so streng gegen andere war, war es auch gegen sich selbst; an Pflichtgefühl und an Eifer für das Gesammtwohl hat ihn keiner seiner Zeitgenossen auf dem Thron erreicht. Er war redlich, wahr und kerndeutsch; er war keiner der Niedrigkeiten fähig, von denen die große und kleine Politik jener Tage erfüllt ist. So gelang es dem rauhen, spartani-

schen Zuchtmeister, in einem kleinen Lande ein gesundes Staatswesen aufzurichten, in einer Zeit, wo die mächtigsten Staaten Europa's in Agonie oder Verderbtheit dem Untergang entgegen gingen. Sein Heer, seine Finanzen und seine Verwaltung, der Anbau des Landes und die Tausende von fleißigen Colonisten, die er herbeizog, das Aufblühen von Handel und Gewerbe, das in Zucht, Sparsamkeit und unverbrauchter Kraft herangewachsene Volk, sind fürwahr Denkmale seines Wirkens genug, um ihm ein Recht auf historische Würdigung zu schaffen. Das hätte Macaulay von Friedrich dem Großen lernen können; der Sohn, der vielleicht einiges Recht hatte, die Härte des Vaters zu beklagen, hat ihn am Schluße seiner brandenburgischen Denkwürdigkeiten in wenigen klassischen Sätzen als Staatsmann und Regenten gewürdigt und seiner häuslichen Dinge nur in den Worten gedacht: on doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d'un tel père.

Nach diesen Proben kann es nicht überraschen, wenn Macaulay von Friedrich's Jugend und seinem Verhältniß zum Vater ein ebenso ungenügendes wie schiefes Bild entwirft. Die bekannten Scenen werden in der anekdotenhaften und karrikirenden Manier, die das Ganze durchzieht, möglichst grell zusammengefaßt, über seine literarische Jugendthätigkeit, seine Bildung und seinen Briefwechsel mit Voltaire ziemlich breit verhandelt und bei Gelegenheit des Antimachiavell die Kraftsentenz hinzugefügt: „es sei eine erbauliche Abhandlung gegen Raubgier, Treulosigkeit, Willkürherrschaft, ungerechten Krieg, kurz gegen fast alle die Dinge, durch welche der Autor im Gedächtniß der Menschen fortlebe."

Den ganzen psychologischen Conflict zwischen Vater und Sohn läßt die Darstellung unerörtert; wie dieser Conflict entstand, wie er sich löste, und wie in der schweren Probe dieser Lehrjahre aus dem Kronprinzen der künftige König erwuchs, ein König, dessen werdende Größe der Vater selbst in seinen letzten Lebensstunden mit innerer Befriedigung erkannte, von dem Allem läßt uns Macaulay auch nicht einmal etwas ahnen, während er doch selbst in der gedrängten Skizze Raum genug findet, allerlei literarische Quisquilien auszukramen oder ein Paar Anekdoten über Friedrichs schlechtes Latein aufzutischen, und

uns zu erzählen, „daß er so unermüdlich Prosa und Verse schrieb, als ob er ein hungriger Miethscribent für Cave oder Osborn gewesen wäre.“

Es ist gewiß, die Erziehung, die Friedrich Wilhelm seinen Kindern gab, vergriff sich bei aller guten Absicht in der Wahl der Mittel. Was Martin Luther von seinen Eltern sagt: „Sie meinten's herzlich gut, wußten aber die Ingenia nicht zu unterscheiden, wornach die Züchtigungen zu bemessen sind,“ das galt auch von dem Vater Friedrichs des Großen. In den Anordnungen, die er für seinen Erstgebornen gab, z. B. von 1721, erkennt man allerdings die guten Seiten seines Wesens: die schlichte Einfachheit, den haushälterischen Geist, den Sinn für Pünktlichkeit, Zucht und Ordnung. Es ist die altväterische Weise, die auch in ihrer Uebertreibung ehrenwerther war, als die höfische Dressur nach Versailler Mustern. Aber es herrscht darin eine gewisse Enge und Unfreiheit, die jedem nicht gewöhnlichen Geist zur Qual werden mußte. Der strenge königliche Herr will seinem Thronerben von der Wiege an dasselbe Gepräge von Ordnung, Soldatengeist, Sparsamkeit und Religiosität aufdrücken, das ihm selber als die rechte Art des Mannes erschien. Als Kind schon mußte er sich mit einer Compagnie Cadetten befassen, seine Spielwerke waren Zeughaus und Festungen, seine zarte Jugend und Constitution ersparte ihm nicht die unerwünschte Pflicht, den Vater auf Jagden und Revuen zu begleiten. Für einen feinen, regsamen und aufstrebenden Geist war das die zureichende Beschäftigung nicht. Oder sollte er sich besonders angezogen fühlen von einer Religionslehre, die seinen Kopf mit schwerem dogmatischem Ballast erfüllte, die ihn zur Strafe Psalmen und Katechismus memoriren ließ? Des Prinzen feinere und vornehmere Natur begehrte nach Genuß, nach erfrischendem Umgang, nach geistiger Anregung; die Paraden und das Exerciren, Dinge, die der Vater mit einer Art von Andacht behandelte, langweilten ihn, die Vergnügungen der Jagd und die Späße des Tabakscollegiums waren ihm zuwider.

So bildete sich früh ein Mißverhältniß, das schon in den Knabenjahren Friedrichs deutlich genug hervorbricht. An Eigensinn war der Sohn dem Vater nicht unähnlich; der Vater zeigte sich leidenschaftlich und hart, der Sohn war eingeschüchtert und gewann es

nicht über sich, dem Vater mit dem kindlich offenen Vertrauen entgegenzukommen, für das Friedrich Wilhelm bei allem Jähzorn und Schroffheit doch viel empfänglicher war, als die Seinen glaubten. Ueberhaupt hatte Friedrich Wilhelm mehr von dem altväterischen Familiensinn, als man damals im eignen Haus und später in der Welt hat anerkennen wollen. Auch leitete ihn sein Instinct nicht ganz unrichtig, wenn er den Argwohn hatte, seine Kinder wollten die verhaßte französische Art und Sitte ihm ins Haus verpflanzen. Er zog die Schranken doppelt dicht und fest, weil er sah, daß er an der Frau, am Sohne und an der Tochter keine Stützen hatte. Gewiß ist durch sein Verfahren mancher zarte Keim erdrückt und seinem Sohne die Jugend viel verbittert worden. Allein, wer wollte sagen, daß das Walten des königlichen Zuchtmeisters so ganz ohne gute Frucht gewesen? Friedrichs Natur war von Hause aus weich und hatte einen stark sinnlichen Zug; seine Form der Bildung näherte ihn den Franzosen, seine Sitte neigte zur zwanglosen Ungebundenheit. Es war eine Persönlichkeit, die zum Größten angelegt, aber auch Verirrungen sehr ausgesetzt und in jedem Falle noch sehr bestimmbar war. Daß in dies Leben Zucht, Strenge und Ernst hereinkam, war für den künftigen Herrscher kein Unheil, auch wenn der Weg durch schwere Prüfungen hindurchging.

Aus der Correspondenz zwischen Vater und Sohn läßt sich das Zerwürfniß früh genug erkennen. Die Briefe des sechszehnjährigen Prinzen klingen gedrückt und eingeschüchtert; und schlimmer als dieß, es fehlt ihnen die kindliche Aufrichtigkeit. Seine Worte sprechen Reue und Gehorsam aus, aber es läßt sich wohl herausfühlen, daß diese Empfindungen nur unfreiwillige sind.*) Die Aeusserungen des Vaters sind interessant, weil sie, wiewol einseitig und befangen, doch das Wesen des Zwiespalts berühren. „Sein eigensinniger, böser Kopf,“ das ist die erste Klage, womit Friedrich Wilhelm das scheinbar reuige Bekenntniß des Sohnes erwiedert. Wenn man, meint er, seinen Vater liebt, so thut man was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. „Zum andern weiß er wohl, daß

*) S. die Briefe vom Sept. 1728. In den Oeuvres de Frederic (Berlin 1846—1857) T. XXVII. 3. 9. ff.

ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich schämt, nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nichts ist. Zum andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, und nicht populär und affable ist und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen thut, als mit der Force angehalten.«

Es war das in dem Jahre, wo die famöse Reise nach Dresden gemacht worden war. Friedrich Wilhelm hatte darüber kurz und bündig geschrieben: „Ich gehe nach Hause fatiguiret von alle guhte Tage und wohlleben; ist gewiß nit kristlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende." Der Kronprinz konnte bekanntlich das nicht von sich sagen; er fiel in Verirrungen, die in seinem Alter und seiner Zeit nicht eben selten waren, die nur Friedrich Wilhelm viel ernster nahm, als es die Sitte seiner Zeit zu nehmen gewohnt war. Für ihn lag nun ernster Stoff zur Klage vor und sein hitziges Temperament ließ ihn leicht auch die harmloseren Dinge bedenklicher beurtheilen, als sie es verdienten. Wenn er den Sohn im Buchladen statt auf der Parade und dem Exercierplatz fand, wenn Friedrich lieber französische Bücher las und Flöte spielte als auf die Jagd ging, oder wenn er das Theater dem Tabakscollegium vorzog, so war das für Friedrich Wilhelm ein Stoff zu ernster Sorge; es war nicht despotische Laune, was ihn unmuthig machte, wohl aber die Furcht: seinem Staate einen „effeminirten Kerl" als Nachfolger zu hinterlassen. Er irrte sich darin, aber seine Unruhe entsprang aus dem stärksten Gefühle seiner Pflicht und Herrscherstellung. In seinem Munde war es ein bitterer Vorwurf, wenn er sagte: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet," denn er meinte, ein König habe andere Pflichten als dergleichen brodlose ästhetische Spielereien. „Er macht sich nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben," sagte er ein andermal. Und warum sollte der strenge rastlose Mann nicht besorgt werden, der seinem Lande eine treffliche

Verwaltung, eine tüchtige Armee und eine gefüllte Staatscasse verschafft, warum sollte er nicht besorgt werden, wenn er zu dem Allem, was ihm die höchste Aufgabe des Lebens und Herrschens war, den Sohn weder Neigung noch Beruf hinzubringen, wohl aber die Zeit in Künsten, die ihm leer und nichtig dünkten, vergeuden sah? Diese wehmüthige Besorgtheit spricht aus hundert Aeusserungen des Königs hervor, ein Zug seines Wesens, von dem die journalistischen Anekdotensammler, die sein Andenken schmähen, auch keine Ahnung haben.

Friedrich Wilhelm täuschte sich; er wollte nicht einsehen, daß es noch eine andere Welt gebe, als den Exercirplatz und die Kanzlei, er hatte kein Verständniß für die feinere geistige Art seines Sohnes, er sah auch da, wo sich nur einer berechtigtes Gefühl der Nichtbefriedigung regte, nichts als Leichtsinn und Frivolität. Allein auch der Kronprinz irrte sich damals; er wollte lange nicht einsehen, was er später vollkommen begriff, welch guter Kern des Mannes und Herrschers in der rauhen Hülle des Vaters versteckt war. Und doch ergänzte eine Natur die andere. Preußen wäre nie geworden, was es ward, wenn nicht Friedrich den starren Ordnungen seines Vaters Geist und Leben eingehaucht hätte, aber auch Friedrich wäre nicht geworden, was er ward, ohne das Capital, das ihm Friedrich Wilhelm erwarb und ohne die straffe Zucht und den ernsten Sinn, den der strenge Vater in dem weichen, sinnlichen Jüngling heranzog.

Bis es freilich zu dieser Erkenntniß auf beiden Seiten kam, gingen sehr herbe Prüfungen voraus. Die peinlichste war die Katastrophe von 1730, die Flucht des Kronprinzen, ihr Mislingen und die harte Züchtigung, die folgte. Wer sich das persönliche Verhältniß Friedrich's zum Vater vergegenwärtigt, die blinde Leidenschaft auf der einen und den Mangel an kindlichem Vertrauen auf der andern Seite, wer den Einfluß böser Zwischenträger, wie die Seckendorf und Grumbkow waren, das Einmischen der Frauen vom Hofe und die dienstfertige Bereitwilligkeit leichtsinniger Gesellen hinzurechnet, dem wird der verzweifelte Entschluß des Prinzen wohl begreiflich, aber nie gerechtfertigt erscheinen. Daß der Vater den Fall aufs strengste beurtheilte, daß ihm der „Deserteur" seine Stellung als Soldat und als Thronfolger verwirkt zu haben schien, das war eine einfache Consequenz seiner Denk- und Anschauungsweise. Man

kann den Prinzen in diesem fürchterlichen Conflicte tief beklagen und doch ein lebhaftes Mitgefühl mit dem unglücklichen Monarchen haben, dessen Vorstellungen von kindlicher und Unterthanenpflicht aufs empörendste verletzt sind, und zwar durch den, der durch die Geburt dazu berufen war, die mühevolle Arbeit des Vaters auszubauen. Das war ein vollkommen tragischer Conflict; wir hätten nicht den Muth, den König darum, wie Macaulay thut, als einen tollen Narren zu schildern und seine Aeusserungen „half crazy" zu nennen.

Die Kenntniß der einzelnen Vorgänge von 1730, die zu wiederholen hier nicht der Ort ist, ist allerdings bei Macaulay so mangelhaft, daß man eine zutreffende Beurtheilung nicht erwarten kann. Tischt er uns doch noch das alte Geschichtchen auf, das dann noch ein paarmal später verwerthet wird, daß es die diplomatische Fürsprache namentlich Oesterreichs gewesen sei, die Friedrich damals das Leben gerettet habe. Er braucht freilich diesen Effect, um seine Darstellung der Ereignisse von 1740, ein wahres Prachtstück sentimentaler Romantik, wirksamer auszustatten. Allein er hätte aus Preuß und aus andern Büchern erfahren können, daß ganz andere Dinge bei Friedrichs Schicksal mitspielten, als die diplomatische Verwendung und daß, wenn irgend etwas dem Zorn des Königs hemmend in den Weg trat, es die unerschrockene Pflichttreue der Offiziere war, die sich zu keinem Schreckensgericht über den Thronfolger gebrauchen ließen. Schon vorher hatte der wackere General von Mosel bei einem Wuthausbruch Friedrich Wilhelms in Wesel geäußert: „Durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes." Bei dem Gericht sagte Buddenbrock: „Wenn E. M. Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf." Das sind Züge, die zwar für den beabsichtigten Effect nicht taugen, die aber gleichwol der Aufbewahrung werth sind, denn sie zeigen, daß unter der harten Disciplin des königlichen Zuchtmeisters noch Charaktere gediehen und daß in dem so despotisch geleiteten Staate doch Raum war für Männer.

Es folgte nach der Begnadigung des Kronprinzen die äußere Versöhnung mit dem Vater; Friedrich legte sein Bekenntniß der Reue ab, fügte sich den Anordnungen des Königs und der von ihm vor-

geschriebenen Lebensweise, dafür ward ihm denn jene mildere Haft in Küstrin, die mit den vorangegangenen schweren Tagen verglichen fast wie Freiheit erschien. Aber eine bittere Empfindung blieb zurück, die er vielleicht sein Leben lang nicht überwunden hat. So furchtbare Ereignisse mußten in einer empfänglichen und reizbaren Seele tiefe Narben zurücklassen; ich habe meine Jugend meinem Vater geopfert, schreibt er fast dreißig Jahre später in einer der trübsten Stunden seines Lebens, und er hätte in der That der steinharte, empfindungslose Mensch sein müssen, als den ihn die triviale Betrachtung bisweilen schildert, wenn es anders gewesen wäre. Der Schmelz und die Freudigkeit seiner Jugend war dahin, ohne daß er dafür ein innigeres Verhältniß zum Vater gewonnen hätte.

Denn die Versöhnung war nur äußerlich. Friedrich beugte sich, aber er knirschte im Stillen; er schrieb devote Briefe an den Vater, allein die Ergießungen an seine Schwester beweisen, wie viel Ueberwindung ihm das kostete.*) Diese erzwungene Zurückhaltung und Duplicität war nicht der kleinste Nachtheil, den die Katastrophe zurückließ. Friedrich Wilhelm war indessen scharfsichtig genug, um der äußern Umkehr nicht zu rasch zu vertrauen. Seine Briefe sind streng und hart, enthalten aber viel Wahres. „Wollte Gott, schreibt er im Mai 1731, Ihr hättet meinem väterlichen Rath und Willen von Jugend auf gefolgt, so wäret Ihr nicht in solch Unglück verfallen; denn die verfluchten Leute, die Euch inspiriret haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden, haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weisheit ist zu nichts und zu Quark geworden" — — „Wenn Ihr Euch gleich nicht bekehret, nur wenn Ihr zu eurem völligen Alter kommet, Ihr möget es wollen oder nicht wollen, Euer Gewissen Euch immer überzeugen wird, daß alle meine Vermahnungen, die ich Euch von der kleinsten Kindheit bis zuletzt gethan habe, Euch an der Seele, vor der coquetten Welt, für meine Armee, Länder und Leute heilsam gewesen sind."

Wohl mehr um dem Vater zu gefallen, als aus freiwilliger Neigung bat Friedrich (Aug. 1731) um seine militärische Wiederherstel-

*) S. u. a. Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. 3.

lung; „machen Sie mich, schrieb er, zu was in der Welt Sie wollen, ich werde mit Allem zufrieden und vergnügt sein, wenn es nur Soldat ist.“ Aber Friedrich Wilhelm traut noch nicht recht. „Ich glaube, erwiedert er, daß Dir dieses nicht recht von Herzen gehe und Du mir nur flattiren wollest, da Du doch wissest, was ich vom flattiren halte.“ Man sieht, er ist dem Sohne um einen Schritt näher gekommen, er nennt ihn wieder Du, allein das alte Mißtrauen, daß der Sohn ein Weichling sei und wälsche Sitte liebe, ist noch immer nicht überwunden. Ein Soldat, meint er, müsse eine Inclination haben zu Allem, was männlich und nicht zu dem, was weibisch sei; er dürfe sich nicht schonen, sondern müsse sich sogleich exponiren, wenn es Occasionen gebe, sich zu zeigen; er dürfe weder nach Kälte noch nach Hitze, noch nach Hunger und Durst fragen. „Du aber, fährt er fort, hast in allen Stücken gegen mich einen Abschen davor gezeigt und wenn es auf Jagden, Reisen und andere Occasionen angekommen, hast du allzeit gesuchet dich zu schonen und lieber ein französisches Buch, des bons mots oder ein Komödienbuch, oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder Fatiguen.“ Er wiederholt darum seinen Zweifel, ob es Friedrich Ernst sei mit der Soldatenneigung. „Aber was gilt es — fragt er — wenn ich Dir recht dein Herz kitzelte, wenn Ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musiquebüchern, ingleichen eine ganze Bande Comödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich lauter Franzosen und Französinnen, auch ein Paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits maîtres verschriebe und ein großes Theater bauen ließe; so würde dir dieses gewiß besser gefallen, als eine Compagnie Grenadiers, denn die Grenadiers sind doch nach deiner Meinung nur Canailles, aber ein petit maître, ein Französchen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantchen, das scheint was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un prince.“ .... „Ich werde erst zusehen, ob du ein guter Wirth werden wirst und ob du mit deinem eignen Geld nicht mehr so liederlich umgehen wirst, als du vordem gethan; denn ein Soldat, der kein Wirth ist, und mit dem Gelde nicht auskommen kann, sondern nichts sparet und Schulden machet, dieses ist ein recht unnützer Soldat.“

Gewiß hat der Sieger von Leuthen und Roßbach diese Vor-

würfe später zu Schanden gemacht und ein in modernen Zeiten unübertroffenes Exempel aufgestellt,

quid virtus et quid patientia possit —

allein die Aeusserungen des Königs sind doch auch jetzt noch von Interesse; denn sie berühren die wesentlichste Quelle des Misverständnisses zwischen Vater und Sohn. Und wer wollte sagen, daß die Wirkung väterlicher Zucht ganz bedeutungslos gewesen wäre für die Stählung des künftigen Helden?

Denn wie Vieles auch verkehrt und übel berechnet in Friedrichs Erziehung gewesen sein mochte, der Vater bildete mit seiner nüchternen Prosa doch überall ein wohlthätiges Gegengewicht gegen das Dichten, das Spielen und Tändeln, wozu Friedrich wie die ganze französische Schule des Lebens unverkennbar neigte. Anmuthig und geistreich sind z. B. gewiß die Briefe, die damals Friedrich an Frau von Wreech, oder an seine Schwester, oder später an Voltaire schrieb, aber das können wir uns dabei doch nicht denken, daß aus solcher Schule der Held und Monarch seines Jahrhunderts hervorgehen mußte. Wir begreifen daher wohl Friedrich Wilhelm, der den Sohn vor allem zu ernster, trockener Arbeit heranziehen wollte und der darum Jegliches als verdächtig ansah, was von Poesie, Theater und Flötenspiel nur eine entfernte Witterung zeigte. Daß es Friedrich anfangs schwer geworden ist, der prosaischen Anleitung des Vaters zu folgen, geht aus seinen vertraulichen Aeusserungen unwidersprechlich hervor; um so wohlthätiger war es aber für ihn, daß er schon um des Vaters gute Laune zu erhalten, sich mit den ihm fremden Dingen beschäftigen m u ß t e; die Zeit kam, wo er es freiwillig that. Daß ein Geist wie der seine, das, was er einmal ergriffen hatte, im ernsten und großen Stil treiben würde, ließ sich erwarten; die Gefahr war nur, daß er dem Zug der Kreise, dem seine Bildung angehörte, zu bereitwillig folgen und vor lauter esprit und geistiger Gourmandise zum Ernste des Lebens nicht gelangen würde.

Des strengen Vaters Miene fängt erst dann an sich etwas aufzuhellen, als Friedrich den ihm vorgeschriebenen ökonomischen Beschäftigungen mit einem selbstthätigen Interesse nachzugehen beginnt. Im Dezember 1731 sandte der Kronprinz seinem Vater einen Vorschlag zu einer einfachen und einleuchtenden Verbesserung der Hof-

dienste; Friedrich Wilhelm antwortet ihm ohne Säumen. Zum erstenmal ist er mit dem, was sein Sohn anordnen will, „sehr content"; „wenn Ihr dasjenige, was Ihr wegen der Bauern ihrer Dienste angeführet von Euch alleine beobachtet und ausfindig gemacht habt, seid Ihr schon weit in der Landwirthschaft gekommen." Seit dieser Zeit ändert sich der Ton in den Briefen des Königs; mit jedem neuen Zeichen kindlichen Gehorsams schmilzt die Rinde, die sich um das Herz des Vaters gelegt, sichtbarer, und seine Aeusserungen tragen das Gepräge von Herzlichkeit und Wohlwollen,*) das aller unbändigen Leidenschaft ohnerachtet in Friedrich Wilhelm's Wesen lag.

Da drohte der Plan der Verheirathung des Kronprinzen Alles zu verderben. Friedrich Wilhelm I. betrachtete die Sache unter dem Gesichtspunkt altfränkischer elterlicher Zucht; er sah nichts dabei, daß er dem Sohne die Gemahlin aussuchte, er wollte es vielmehr wie ein Zeichen des Wohlwollens angesehen wissen, daß er durch diesen Act die bürgerliche Rehabilitation des Thronerben vollendete. Die gewählte Prinzessin besaß vortreffliche Eigenschaften, das genügte nach seiner Ansicht zu einer vollendeten Ehe. „Ihr könnt wohl persuadiret sein, schreibt er dem Sohne, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie für Conduite und Education; da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen; so müssen die Frauen sein."

Das war gewiß recht gut gemeint; daß er dabei selber nur von unsichtbaren Fäden geleitet war und einer ihm fremden politischen Intrigue diente, ahnte der arglose König nicht. Davon hatte er aber nach seiner Weltansicht keine Vorstellung, daß es gerade bei einer Persönlichkeit wie der des Kronprinzen ein höchst bedenklicher Schritt sei, eine Frau zu octroyiren und daß auch die fleckenloseste Ehrbarkeit nicht genügte, hier ein gesundes, innerliches Verhältniß herzustellen. Eine so reizbare und leidenschaftliche Natur, wie die Friedrich's war, in diesen jungen Tagen voll Wärme des Gefühls und selbst nach den schwersten Schicksalsprüfungen noch den weichen menschlichen Empfindungen unterworfen, die der Tod einer Mutter, eines Freundes,

*) S. z. B. den Brief in den oeuvres de Fréderic. XXVII. 3. 45.

einer Schwester zu erwecken pflegt, eine solche Natur brauchte etwas mehr, als eine Prinzessin, die „wohl erzogen, modest und eingezogen war;“ hier Zwang üben, hieß ein Lebensglück zerstören, das zum Größten angelegt war. Wie Friedrich selbst damals an seine Schwester die Markgräfin schrieb: mon coeur ne se laisse point forcer; quand il aime, il aime sincèrement, et quand il n'aime pas, il ne se saurait contraindre. Es ist denn auch in Friedrich's ganzem Leben nichts Trüberes, als diese selbstgewählte Vereinsamung in seinem Hause; was er an Freunden und Unterhaltern sich suchte, um die Lücke zu decken, war meist mehr dazu angethan, sie nur schmerzlicher empfinden zu lassen. Für ihn selbst, für die Sitte der Zeit und für die Tage nach ihm ist dieser bittere Riß in seinem Leben verhängnißvoller geworden, als die Meisten damals ahnten. Und am wenigsten sind die Urheber ihres Werkes froh geworden; Friedrich Wilhelm schuf mit der Heirath den bürgerlich ehrbaren Hausstand nicht, der sein Ideal war, und die Seckendorf und Grumbkow erreichten alles andere eher, als die engere Verknüpfung mit dem kaiserlichen Hofe, in welche sie den künftigen Regenten zu verstricken dachten.

Die Zeit der erzwungenen Heirath war der letzte Moment, wo noch ein gewaltsamer Bruch zwischen Vater und Sohn gedroht hat. Friedrich's Briefe wenigstens zeugen von größter Aufregung und lassen eine Katastrophe fürchten. Wie wenig noch die innere Verständigung Beider vorgeschritten war, ist in sehr unerfreulichen Zügen zu erkennen. Der Kronprinz schüttet gegen Alle sein Herz aus, nur gegen den Vater nicht; selbst Grumbkow gehört zu seinen Vertrauten, nur Friedrich Wilhelm tritt er nicht mit der Offenheit entgegen, die dem Sohne und Manne geziemt hätte. Freilich war der Vater hier nicht ohne Schuld; er ließ den Zwischenträgern viel zu viel Einfluß, den diese natürlich dazu nützten, Beide auseinander zu halten. Seine Kargheit brachte den Kronprinzen in pecuniäre Verlegenheiten, die dann wieder nur den Intriguanten zu Gute kamen. Zwar täuschte sich die österreichische Politik, wenn sie aus den Anlehen, die Friedrich bei Seckendorf machte, vielleicht die Hoffnung schöpfte, dereinst den Sohn wie den Vater zu leiten, indessen das mindert die peinliche Widerwärtigkeit des Verhältnisses nicht. Wie tief vielmehr der innere

Groll in dem Prinzen wurmte, das ergibt sich aus den Briefen, die er im Herbst 1734 und im Sommer des folgenden Jahres, bei der schweren Erkrankung des Königs schrieb; sie zeigen fast ohne Ausnahme ein völliges Erkalten aller kindlichen Empfindung und gehören zum Härtesten, was Friedrich je gesprochen oder geschrieben hat *). Wie verdüstert mußte freilich die Stimmung sein, wenn ein vier und zwanzigjähriger Prinz so denken konnte, wie er im Anfang des Jahres 1736 an Camas schrieb: „es ist eine harte Schule, die der Widerwärtigkeiten; ich bin dazu so zu sagen geboren und erzogen. Das zieht Einen von der Welt ab und läßt die Leerheit und Unbeständigkeit ihrer Dinge erkennen. Für einen Menschen meines Alters sind das freilich unangenehme Betrachtungen; das Fleisch widerstrebt ihnen. Das Temperament, das mich naturgemäß zur Freude hinzieht, ist wie ein verrenktes Glied, das sich vergebens bestrebt, seine gewöhnlichen Functionen vorzunehmen.“

Eine Erleichterung hatte ihm indessen die Vermählung gebracht; sie löste ihn aus sehr gebundenen äusseren Verhältnissen, insofern der Vater ihm nun etwas reichere Mittel gab und ihn wenigstens so ausstattete, wie es nach seinen Begriffen die Stellung eines Kronprinzen von Preußen gebot. Friedrich konnte mehr seinen Lieblingsbeschäftigungen nachgehen, Freunde und geistreiche Gesellschafter an sich heranziehen und in Rheinsberg sich ein Asyl für Alles das gründen, was des Vaters Gebot seit Jahren geächtet hatte. Mein Haus, schrieb er darüber an Suhm, ist in Wahrheit kein Ort, wo man sich mit Geräusch unterhalten kann; aber ist die Ruhe, die Stille und das Studium nicht den rauschenden Vergnügungen der Welt vorzuziehen? Ich habe niemals so glückliche Tage verlebt wie hier. Und noch später in den Tagen seines Glanzes äusserte er: ich hatte damals meine kleinen Freuden und meine kleinen Widerwärtigkeiten; aber ich schiffte auf stillem Wasser.

Seine geistige Arbeit in dieser Zeit, wie sie in poetischen Ergüssen, in einzelnen prosaischen Aufsätzen und namentlich in seinen Briefen vor uns liegt, ist von höchstem Interesse; diese Zeugnisse geben das reichste Material für die psychologische Würdigung des

*) S. Oeuvres XXVII. 1. 19. ff.

Mannes. Macaulay hat es sich ausserordentlich leicht gemacht, mit diesem Stoffe fertig zu werden; so daß Einem wohl der Verdacht aufsteigen kann, er habe diese Sachen auch nicht einmal in der unvollkommenen und lückenhaften Gestalt gelesen, in der sie vor der neuen Gesammtausgabe der Welt geboten waren. Wenigstens enthält das, was er darüber sagt, nicht viel mehr, als was auch die flüchtigste Durchblätterung beizubringen vermöchte. Es werden uns ein Paar abgegriffene Anekdoten über Friedrichs klassische Bildung mitgetheilt; es wird seine literarische Fruchtbarkeit persiflirt, und hervorgehoben, wie schwierig es für einen Mann, der weder französisch noch deutsch recht konnte, in jedem Falle sein mußte, einen schriftstellerischen Rang zu erwerben. „Seine Verse, heißt es, enthalten nichts, was über die Linie der Newdigater oder Seatoner Poesie hinausgegangen wäre und seine besten Sachen mögen ungefähr mit den schlechtesten in Dodsleys Sammlung rangiren.“ Am angenehmsten seien noch seine Briefe, besonders diejenigen, die nicht mit Versen verbrämt seien.

Wenn man einmal überhaupt über diesen Gegenstand spricht, sollte man sich auf so flüchtige Randglossen nicht beschränken. Die Jahre der Rheinsberger Zeit, namentlich 1736 und 1737, gehören zu den ergiebigsten in Friedrichs reichem Briefwechsel. Die Correspondenz mit Suhm, Manteuffel, Voltaire, dazwischen auch Fontenelle und Rollin sind bei einer Charakteristik Friedrich's nicht wohl zu missen. Wenn auch Manteuffel ein zweideutiger Freund und Voltaire eine Acquisition von zweifelhaftem Werthe für den preußischen Thronerben war, so gehörte doch z. B. Suhm zu den Männern, die seine Hingebung mit gleicher Treue erwiederten. In der Voltaireschen Correspondenz mag viel Phrase und Friedrich's französischer Ausdruck nicht immer akademisch correct sein, es sind doch auch in ihr Stücke genug, die ein bleibendes Interesse erwecken und verdienen. Kaum ein wichtiges Verhältniß, das im Kreise bedeutender Zeitgenossen anregen und fesseln konnte, bleibt in dieser Correspondenz unerörtert. Poesie und Kunst, Naturwissenschaften und Speculation, die Forschungen Newton's und die Wolf'sche Philosophie, Geschichte und Politik, die tiefsinnigsten Fragen, die den Menschen beschäftigen können, neben leichtem Geplauder über das, was der Tag

gerade brachte, das Alles findet sich in diesem Briefwechsel zusammen. Er ist das erste Document, das in die geistige Vielseitigkeit des Prinzen eine unmittelbare Einsicht gewährt und nicht nur den Gegensatz zu seinem Vater, sondern auch den Unterschied genau erkennen läßt. Die Frische und Elasticität, womit sich der 25jährige Prinz den verschiedensten geistigen Strömungen hingibt, das Mannichfaltigste zugleich erfaßt und eigenthümlich gestaltet, ist aller Bewunderung werth; wir wollen gern zugeben, daß die Diction nicht immer auf der Höhe akademischer Vollendung steht, aber der Mann, der aus diesen incorrecten Sätzen spricht, erweckt mehr Interesse, als alle Akademien der Welt. Voltaire zwar meinte damals:*) „Sie denken wie Trajan, Sie schreiben wie Plinius und sprechen französisch wie unsre besten Schriftsteller. Ludwig XIV. sprach nicht so menschlich wie Sie und wußte sich auch nicht so auszudrücken. Ich habe von seinen Briefen gesehen; er kannte nicht einmal die Orthographie seiner Sprache." Aber für so grobe Münze der Schmeichelei war Friedrich nicht zugänglich; er führte den Poeten wie ein wahrer König ab. „Ludwig XIV., erwiedert er, war in hundert Beziehungen ein großer Monarch; ein Sprachschnitzer, ein Fehler in der Orthographie konnte den Glanz seines Ruhmes, der durch unsterbliche Thaten errungen war, nicht trüben. Er durfte wohl von sich sagen: Caesar est supra grammaticam."

Dieser eine Zug schon charakterisirt den künftigen Mann. Es ist vielleicht nie ein Thronerbe mit Weihrauch aus dem Munde geistreicher und berühmter Leute mehr überschüttet worden, als Friedrich; aber keiner hat es besser wie er verstanden, feines Lob höflich abzulehnen und grobe Schmeichelei verständlich zurückzuweisen.**) Ueberhaupt tritt das zugleich Bedeutende und Edle seines Wesens in diesen Briefen zuerst recht prägnant hervor. Bis dahin lernten wir ihn vornehmlich in seinem Jugendunglück, seinem Ungehorsam und Zwiespalt mit dem Vater, seiner inneren Verbitterung und seinem Grolle kennen; jetzt ist er reifer, ruhiger geworden und die milderen Seiten

*) Oeuvres de Fréderic. XXI. 23.

**) S. die Briefe an Suhm und Voltaire XVI. 279. 284. XXI. 44.

seines Wesens, kommen mehr zur Geltung. Sie zu entfalten war seine Jugend nicht eben glücklich angelegt; die Zeit seiner Kriegs- und Herrschertthätigkeit fast noch weniger. Diese einzige idyllische Episode seines Lebens, Rheinsberg, hat die Züge mehr zur Entwicklung gebracht, die durch unfreundliche Jugendtage wie durch schwere Lebensprüfungen verdüstert waren. Damals zeigt er sich so, wie er sich selber später Garve gegenüber schildert: „Wenn Er wüßte, was mich z. B. der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder andere und unglücklicher als Andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

Dieser Zug von Weichheit und Empfänglichkeit war es ja, der ihm seit seiner Kindheit manchen Vorwurf des Vaters zugezogen hatte. Er war zugänglich für jeden Schmerz, er konnte Gemälde nicht sehen, deren Stoff das Mitgefühl herausforderte, er liebte beim Flötenspiel namentlich das Adagio, er vermochte fremde Züchtigung nicht unempfindlich zu ertragen, selbst wenn es die Bestrafung von Verbrechern galt. Zum Theil darum hieß ihn der Vater einen „effeminirten Kerl." Die Schule des Lebens, die er durchmachte, war freilich sehr dazu angethan, solch sanfte Anwandlungen zu unterdrücken und jenes „aes triplex circa pectus" heranzubilden, das in den Tagen des Sturmes Freunde und Feinde an ihm bewunderten. Aber daß er nicht aus dem ehernen Stoffe, wie z. B. der korsische Imperator gebildet war, hat er auch in diesen späteren Tagen bewiesen. Nach seiner ersten Niederlage vergießt er Thränen, jedes häusliche und öffentliche Unglück läßt tiefe Furchen in ihm zurück, der Tod der Mutter und der Lieblingsschwester erschütterte ihn so mächtig, wie eine verlorene Schlacht; ja noch in seinen greisen Tagen hat er beim Tode seines hoffnungsvollsten Neffen dieser zarten menschlichen Empfindung einen ergreifenden Ausdruck gegeben.*) Schrieb er doch selbst noch als Siebziger von sich: „So viele Mühe ich mir auch gegeben habe, zur Unempfindlichkeit der Stoiker zu gelangen, ich habe sie doch nie erreichen können. Ich liebe mein Vaterland, meine Verwandten und meine Freunde; wenn ihnen Uebles widerfährt, so bin

*) S. den Brief vom Mai 1764 in den Oeuvres XXVI. 307.

ich dafür empfänglich. Die Natur hat mich einmal so geschaffen und ich bin nicht im Stande mich zu ändern.«*)

Es tritt diese Seite seines Wesens zu keiner Zeit liebenswürdiger hervor, als in der Rheinsberger Periode. Die bitteren Jugendtage waren damals einigermassen verschmerzt, die schwere Zeit aber, die zur Härte und Menschenverachtung großzog, noch nicht über ihn gekommen. Die Briefe an den getreuen Duhan, an die alte Frau von Rocoulles, an Suhm, Camas, Jordan und Kayserlingk athmen wirkliche Dankbarkeit und Freundschaft, und die Empfänger waren dieser Empfindung nicht unwerth. Allein sie alle nahm schon die erste Zeit seiner Regierung hinweg und die geistreichen Gesellschafter, die witzigen Schöngeister, die fremden Abenteurer und Schmarotzer vermochten diese Lücke nicht auszufüllen. Er mußte gar manchen dulden, auf den die Signatur von Pöllnitz paßte: »er ist gut bei Tafel, aber dann muß man ihn hinauswerfen." Daß er zwischen diesen Miethlingen und zwischen Freunden recht wohl zu unterscheiden verstand, beweist sein Verhältniß zu Winterfeldt, zu Fouqué und besonders der Briefwechsel mit Lord Marishal. Aber eben an diesen letzteren schrieb er auch in den Tagen seiner schwersten Bedrängniß: »In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit los zu werden."

Die Rheinsberger Zeit läßt uns aber auch in manchem einzelnen Zug den künftigen Herrscher erkennen. Friedrichs Ansichten über Politik tragen ein sehr bestimmtes Gepräge, sein Urtheil über Situationen und Männer seiner Zeit zeigt schon die durchdringende Schärfe und Strenge seines Wesens.**) Einzelne Ausarbeitungen wie die considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe (vom Jahr 1738)***) beweisen auch, wie ernst und eingehend er sich die Lage der europäischen Politik erwog und wie er in gewissem Sinne seine Parthie bereits genommen hatte. Die sehr ausgeprägte antiösterreichische Stimmung jenes Aufsatzes und der Ton, in

*) An Prinz Heinrich. Oeuvres XXVI. 491.

**) S. den Brief an Voltaire, Oeuvres XXI 348. f. und sein bezeichnendes Urtheil über August von Polen. XVI. 78.

***) Oeuvres VIII. 3—27.

dem er über Frankreich spricht, beides ist gleich bezeichnend; es klingt wie eine Introduction zu der Politik, die er auf dem Throne einschlug.

Sein französischer Umgang hat überhaupt auf seine politische Meinung schon in dieser ersten Zeit keinen Einfluß geübt. Eine Aeusserung aus einem Briefe an die Markgräfin (1733) zeigt, wie ungeduldig ihn der Ehrgeiz trieb, sich mit den Franzosen in den Waffen zu messen *), und in dem Briefwechsel mit Voltaire tritt neben allem Wetteifer der Courtoisie doch auch sehr fühlbar das Bestreben hervor, deutschen Charakter und deutsche Art zur richtigen Geltung zu bringen. Es fehlt uns, schreibt Friedrich im Jahr 1736, die liebenswürdige Lebendigkeit der Franzosen, allein wir haben als Ersatz gesunden Sinn, Offenheit, Wahrhaftigkeit. Der Fehler der Deutschen, schreibt er im nächsten Jahr, ist nicht Mangel an Geist; gesunder Sinn ist ihnen eigen, ihr Charakter nähert sie den Engländern. Die Deutschen sind arbeitsam und tief; haben sie einen Stoff ergriffen, so werden sie Meister. Könnte man ihre Schwerfälligkeit bessern und sie mit den Grazien etwas vertrauter machen, so zweifle ich nicht, daß auch meine Nation große Männer hervorbrächte. **) Und es blieb nicht bei solchen Parallelen; schon aus den ersten Jahren seiner Regierung und später immer mehr lassen sich geringschätzende und persiflirende Stellen genug verzeichnen, in denen er Voltaire, d'Alembert, Darget gegenüber das französische Wesen durchzog.

Auch für die Erkenntniß seiner religiösen Anschauungen ist der Briefwechsel aus der Rheinsberger Zeit von besonderem Interesse; er hat sich in wenig Perioden seines Lebens so angelegentlich mit religiösen Problemen beschäftigt, wie damals. Er verhandelt mit Suhm über die Wolf'sche Philosophie, mit Voltaire über Skepsis und Deismus, er läßt sich mit gläubigen Theologen wie Achard und Beausobre in genaue Discussionen über streitige theologische Fragen ein. Eine Art von Bekenntniß hat er damals an Voltaire abgelegt;***)

*) Oeuvres XXVII. 1. 10.

**) Oeuvres XXI. 19. 78.

***) Oeuvres XXI. 36. Vgl. 161. 192.

es lautet deistisch, ist aber doch positiver als die französische Richtung, an deren Hauptrepräsentanten er es richtete. Wahrhaftigkeit und Geradheit ging ihm auch in diesen Dingen über Alles; wie bitter rückt er dem Franzosen jede kleine Connivenz gegen die Kirche vor, wie streng beurtheilt er die weltklugen Bücklinge gegen die Autorität, die Voltaire damals noch nicht für unentbehrlich hielt. Auch ist schon damals die Differenz zwischen dem Schriftsteller und dem Staatsmann sehr fühlbar; Friedrich erscheint bisweilen rücksichtsloser als seine philosophischen Correspondenten, er ist aber in Wahrheit viel schonender, duldsamer und leidenschaftsloser als die Schule. So wie er den Gegensatz später bisweilen recht scharf betont hat, so läßt er ihn schon damals ahnen. „Wir kennen Alle, schreibt er einmal an Voltaire, die Verbrechen, welche der religiöse Fanatismus begangen hat; hüten wir uns, einen Fanatismus der Philosophie einzuführen; ihr Wesen muß vielmehr in Milde und Mäßigung bestehen. Die Toleranz in der Gesellschaft muß einem Jeden das Recht sichern, zu glauben was er will; aber diese Toleranz soll nicht die Frechheit und Zügellosigkeit derer autorisiren, die das, was das Volk verehrt, ungescheut verhöhnen. Ich wette, daß, wenn Sie dies lesen, Sie denken: das ist recht deutsch gedacht.“ Oder ein andermal: „Glauben Sie mir, wenn die Philosophen eine Regierung gründeten, würde das Volk binnen fünfzig Jahren sich einen neuen Aberglauben schaffen; man würde sich andere Götzen machen, oder das Grab der Gründer anbeten, oder die Sonne anrufen, oder es würde irgend eine andere Abgeschmacktheit den einfachen und reinen Cultus des höchsten Wesens verdrängen.“ Und als sich Voltaire einmal das Bekenntniß entschlüpfen läßt: ich rede nicht von der Canaille, die der Aufklärung nicht werth ist, erzählt ihm Friedrich zur Strafe eine recht lehrreiche Geschichte. Während des Kriegs, sagt er, war eine Seuche in Breslau und man begrub täglich 120 Menschen. Eine Gräfin sagte damals: Gott sei Dank, der hohe Adel ist verschont; es sterben nur Leute vom Volk. Sehen Sie, das ist das Bild der Leute, die da meinen, sie seien aus besserem Stoffe geknetet. *)

Ueberschlägt man die ganze Summe von Friedrichs Arbeiten und

---

*) S. Oeuvres de Fréderic XXIII. 103. 109. 119. 127.

Aufzeichnungen in der Rheinsberger Zeit, so erhält man vornehmlich den Eindruck friedlichen Genießens und Behagens, nicht etwa den eines ruhelosen, unbefriedigten Ehrgeizes. Man wird überall mehr an den geistreichen Denker erinnert, als an den Helden und Herrscher. Die Contemplation über die Welt nimmt eine viel größere Stelle bei ihm ein, als das Handeln in der Welt; er reflectirt, schreibt, zerstreut sich mit Freunden, Künstlern und Poeten und scheint nichts weniger als begierig, diese behagliche Genußwelt zu verlassen. Viele seiner Aeusserungen verrathen nicht blos ein vorübergehendes Gefallen, sondern bekennen geradezu den feineren Epicuräismus als seine Lebensphilosophie. „Ich verhehle nicht, schreibt er einmal,*) daß ich die Vergnügungen, und Alles, was dazu beiträgt, liebe; die Kürze des Lebens mahnt mich, sie zu genießen, denn wir haben nur einen kurzen Zeitraum, den man suchen muß zu nützen." Wir dürfen daher auch wohl glauben, daß es ihm mit seinem schmerzlichen Bedauern Ernst war, als ihn der Tod des Vaters zu höheren Pflichten rief, wenn ihn gleich der erste Schritt zu den Stufen des Thrones in jedem Zuge als den König und Herrscher zeigt.

Denn jene leichtere Lebensbetrachtung schloß zwei Dinge nicht aus: die höchste Arbeitsamkeit in allen Dingen und das höchste Gefühl seiner fürstlichen Pflicht. Es war nicht etwa wie eine wohlfeile Phrase, sondern das Programm einer künftigen Regierung, wenn er an Voltaire (1739) schrieb: Ein Regent muß seinen Beruf darin sehen, so viel es in seiner Macht liegt, menschliches Elend zu heilen. — — Ein Fürst ist für sein Volk, was das Herz für den Bau des Körpers ist. Er empfängt Blut von allen Gliedern und treibt es zurück bis in die äussersten Spitzen. Er empfängt Treue und Gehorsam von seinen Unterthanen und gibt ihnen dafür Ueberfluß, Glück, Ruhe und Alles, was zum Gedeihen der Gesellschaft beitragen mag.

Das Verhältniß zum Vater war im Allgemeinen besser geworden; hie und da lagerte sich noch eine Wolke des Mistrauens und der Verstimmung zwischen beide, und an Hetzern und Zwischenträgern hat es auch damals nicht gefehlt, allein es kommt doch nicht mehr

*) Oeuvres XXI. 32.

zu ernsten und dauernden Zerwürfnissen. Wohl war es unverkennbar, daß der König den jungen ästhetischen Hof in Rheinsberg ungern sah, aber schon daß er bei allem innerem Widerstreben ihn doch duldete, war ein Beweis, daß er vom Sohne jetzt anders dachte, als früher. Ja wenn die poetischen und künstlerischen Genüsse die ganze Thätigkeit des Prinzen ausgemacht hätten! Allein er hielt sich daneben an ernste Arbeit, er hatte Freude gewonnen auch an den trockensten Geschäften, er trieb das früher nur Befohlene jetzt im freiwilligen, wißbegierigen Eifer. Die Verwaltung und das Kriegswesen, der Anbau des Bodens und die Industrie nahmen seine Aufmerksamkeit eben so sehr und mehr in Anspruch, wie Dichtung und Musik. Dem Vater, der dafür ein scharfes Auge hatte, entging das nicht, darum ließ er ihm die Freiheit der andern Genüsse, auch wenn sie nicht nach seinem Geschmacke waren.

Früher hatte sich Friedrich bisweilen darin gefallen, mit frivolem glänzendem Witz des Vaters haushälterische Bemühungen zu persifliren; jetzt hatte er darüber anders denken gelernt. Was ihm und seinen lustigen Genossen trivial und prosaisch erschienen war, das nöthigte ihm nun Achtung ab. Im Sommer 1739 machte er mit seinem Vater eine Reise nach Litthauen. Die Provinz war zu Anfang des Jahrhunderts durch eine Epidemie furchtbar heimgesucht, hunderte von Ortschaften verödet; jetzt bot sie den Anblick einer blühenden Landschaft. Das Alles, schreibt Friedrich an Voltaire, verdankt man dem König, der nicht Sorgen und Mühen, nicht große Summen, Verheißungen und Belohnungen gespart hat, um einer halben Million Menschen Leben und Behagen zu schaffen. Ich habe in der hochherzigen und arbeitsamen Art, womit der König eine Einöde bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht hat, etwas so Heroisches gefunden, daß ich geglaubt habe, Sie würden die gleiche Empfindung haben, wenn ich Ihnen die einzelnen Vorgänge mittheilte.

Daß der König zur gleichen Sinnesänderung über den Sohn gekommen war, läßt mancher kleine Zug erkennen, am meisten tritt es vielleicht in der Freigebigkeit hervor, womit der so karge Mann im Sommer 1739 den Kronprinzen dotirte. Er schenkte ihm die königlichen Gestüte, die ein Einkommen von 12—18000 Thalern repräsentirten und gab ihm für die aus des Kronprinzen Regiment

ausgewählten Rekruten eine ansehnliche Entschädigungssumme. Beides aus freiem Antrieb, nur mit dem väterlichen Rath: „Wünsche, daß darmit mag so continuiren; soll nur hübsch haushalten."

Aber Friedrich Wilhelm's Tage waren gezählt; seit Frühjahr 1740 hatte sich sein Befinden hoffnungslos verschlimmert. Sein letzter Brief an den Thronerben ist rührend und charakteristisch zugleich: „Ich habe, schreibt er fünf Tage vor seinem Ende, Euer Schreiben vom 24. d. wohl erhalten, daraus Euer herzliches Mitleid mit Meinen elenden Umständen, auch Eure löbliche Entschließung, in allen Stücken meinem väterlichen Rath zu folgen, ersehen. Ich bin sehr davon attendriret und habe nicht den geringsten Zweifel an dem Effect Eures Versprechens und Eurer guten Sentiments, wenn Gott über mein Leben gebieten sollte, wie es das Ansehen hat. Daß Ihr gegen Pfingsten anhero kommen wollet, solches ist mir sehr lieb und wird mir ein rechtes Vergnügen sein, Euch so Gott will noch zu embrassiren.

Die Nachrichten von dem Landbau sind zwar noch schlecht, weil aber nun das warme Frühlingswetter eintritt und das Vieh genugsam Gras kriegen wird, so hoffe, es werde noch erträglich sein."

So beschäftigte den strengen Haushalter bis zu seinem letzten Athemzuge nur Eines: die Wohlfahrt seines Landes.

Friedrich hatte indessen Pfingsten nicht abgewartet; auf bedenkliche Nachrichten, die in der Nacht zum 27. Mai an ihn kamen, brach er unverzüglich nach Potsdam auf und fand den Vater im Sterben. Die früheren Tage waren nun vergessen; der Kronprinz war ganz der hingebende, vom kindlichen Schmerz ergriffene Sohn. Jene weiche Seite seines Wesens kam zu ihrem Rechte, durch bittern Nachgeschmack vergangener Zeiten so wenig getrübt, wie durch ehrgeizige Gedanken in die Zukunft. Auch der strenge und harte Mann auf dem Sterbebette war ein anderer geworden. Thut mir, rief er, Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben? Und als nach Podewils Bericht der Kronprinz die Hand des Vaters zärtlich küßte und mit Thränen netzte, umarmte er ihn und hielt ihn fest umschlungen, indem er ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, daß ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe."

Die Thronbesteigung Friedrich's wird von Macaulay in einem Tone eingeleitet, der dem Libell unstreitig besser ziemen würde als der historischen Darstellung. Es habe, sagt er, über Friedrichs Regierung eine vielfach irrige Erwartung bestanden. Die Einen sahen in ihm einen Mann des Genusses, die andern hätten einen Telemach nach Fenelons Muster, wieder andere ein mediceisches Zeitalter für Kunst und Wissenschaft erwartet. „Niemand — so lautet die brillante Phrase, der hier wie auch sonst oft die historische Wahrheit weichen muß — Niemand habe gefürchtet, daß „ein Tyrann von ausserordentlichen Talenten zum Feldherrn und Staatsmann und von noch ausserordentlicherer Thätigkeit, ein Tyrann ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Barmherzigkeit (without fear, without faith and without mercy) den Thron bestiegen habe."

Die „Enttäuschung Falstaffs bei der Krönung seines alten Cumpans, heißt es dann weiter, war nicht bitterer als die, welche einige der Hausgenossen von Rheinsberg erwartete." Rheinsberg und Frau Hurtigs Schenke in Eastcheap, Keyserlingk, Jordan, Algarotti und Falstaff, Poins und Bardolph — gewiß eine Parallele, die von ebenso viel historischer Treue wie gutem Geschmack Zeugniß ablegt! Bei der Charakteristik des neuen Königs findet nun der britische Geschichtschreiber, der vorher Friedrich Wilhelm als einen „Bastard von Moloch und Puck" geschildert, daß bei genauerer Betrachtung zwischen diesem Monarchen und seinem Nachfolger eine große Familienähnlichkeit bestehe. „Denn nicht nur die Ordnungsliebe, die Lust an praktischer Thätigkeit, den militärischen Sinn und die Sparsamkeit hätten sie mit einander gemein gehabt, sondern auch den gebieterischen Sinn, das bis zur Wildheit reizbare Temperament und die Freude an Anderer Qual und Demüthigung." Diese Eigenschaften seien freilich bei Friedrich etwas anders hervorgetreten, aber die Grundlage blieb doch dieselbe. Friedrich sei sparsam gewesen, aber er habe es nicht der Mühe werth gehalten, ungesunden Kohl zu essen, um jährlich einige Thaler zu ersparen; er sei wohl so boshaft wie sein Vater gewesen, aber sein Witz habe ihn in Stand gesetzt, seine Bosheit in anständigeren Formen auszulassen, als das Friedrich Wilhelm vermochte; ebenso habe sich Friedrich sein erbliches Vorrecht, Fußtritte und Prügel auszutheilen, keineswegs nehmen lassen, allein

seine Praxis habe sich doch von der seines Vaters in einigen wesentlichen Punkten unterschieden.

Sapienti sat! Zur Charakteristik solcher Geschichtschreibung genügt es gewiß, die prägnantesten Stellen einfach anzuführen; Jeder kann sich dann über Form und Inhalt ein ausreichendes Urtheil bilden. Das Andenken einer historischen Größe, wie Friedrich II, wird ohnehin durch dergleichen nicht wohl alterirt; höchstens kann man Macaulay bedauern, daß er den Ton der niedrigsten Schmähschriften, die im 18. Jahrhundert über Friedrich erschienen sind, mit einer gewissen Virtuosität überboten hat.

Nun ein Paar Worte über Friedrichs Thronbesteigung.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß der Aufenthalt in Rheinsberg für Friedrich anziehend genug war, um alle ungeduldigen Regungen der Herrschsucht in Schranken zu halten. Man darf ihm darum wohl glauben, was er kurz vor des Vaters Ende an Voltaire schrieb: Das Privatleben würde meiner Freiheit mehr zusagen, als dasjenige, dem ich mich fügen muß. Sie wissen, daß ich die Unabhängigkeit liebe und daß es sehr hart ist, ihr zu entsagen, um sich einer peinlichen Pflicht zu unterwerfen. Was mich tröstet, ist der eine Gedanke, meinen Mitbürgern zu dienen und meinem Vaterlande nützlich zu seyn.*)

Aber wie das Loos einmal gefallen ist, gehört er auch ganz seiner Pflicht. Nie hat ein König reifer und königlicher den schweren Schritt zum Thron gethan, wie dieser. Wohl mochten Manche hoffen, jetzt würden lustige, sorglose Tage beginnen, Rheinsberg vergrößert nach Potsdam getragen, die alten Gegner des Kronprinzen vom König gezüchtigt und die geistreichen Gesellschafter Friedrichs Günstlinge, Minister, Gesandte des jungen Monarchen werden. Nichts von dem Allem; in jedem Zuge Ernst, Pflichtgefühl und Erfülltseyn von der Größe seiner Aufgabe. Die Rheinsberger Bekannten und Freunde blieben fast alle in ihrer Stellung, die etwas mehr zu werden hofften, erlebten eine Enttäuschung; die sich mit dem freundlich geselligen Verhältniß begnügten, blieben dem König, was sie dem Kronprinzen

*) Oeuvres XXI. 359 f.

gewesen waren. Ministerien und Kronämter erlangten sie nicht*); die trockenen, essigsauern Geschäftsmänner des Vaters wie der sparsame Minister Boden behielten ihre Stellen, sobald der König nach einem flüchtigen Anflug übler Laune ihren Werth erkannt hatte. Die wirklichen oder vermeintlichen Gegner des Kronprinzen wurden nicht bestraft; bei einem von ihnen, Derschau, erinnerte sich jetzt der neue Monarch nur, daß er ein tüchtiger Offizier sei; er ward befördert. Wer aber, wie Markgraf Heinrich von Schwedt, sich als lustiger Kamerad von ehedem näherte, der ward daran erinnert, daß er jetzt vor seinem König stand, und wer, wie der junge Graf Schulenburg, in seiner Herzensfreude die Garnison ohne Urlaub verließ, um Glück zu wünschen, dem ward die deutliche Mahnung: daß auch unter dem neuen Regenten die strenge Zucht und Ordnung des Vaters nicht aufhören werde. Ueberhaupt wo es Noth that, ward der Herr und König scharf betont, wie gegenüber Leopold von Dessau, der noch am Todesbette Friedrich Wilhelms I. naiver Weise den Wunsch kundgab, die Autorität auch fernerhin zu behaupten, die er unter dem Vater gehabt. Von Autorität des Fürsten von Dessau, hieß es da, ist mir nichts bekannt; nachdem ich König bin, denke ich der Einzige zu seyn, der Autorität besitzt. Und damit ward ganzer Ernst gemacht; bald klagte die fremde Diplomatie, daß der König Alles selber mache, Niemand Einfluß habe und daher ein auswärtiger Gesandter nirgends „mehr desorientirt sei" als am Berliner Hofe.

Allein neben dem Ton des Herrn kam zugleich das Milde und Humane seines Wesens zur Geltung und verkündete den Aufgang einer neuen Zeit. Den Ministern ward anbefohlen, fortan zwischen Interessen des Königs und des Landes keinen Unterschied zu machen, die Behörden erhielten die Weisung, den König nicht mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern," den Generalen ward aufgegeben, die Mißbräuche der Härte, der Habsucht und des Uebermuthes abzustellen. Dann ward der drohenden Hungersnoth vorgebeugt,

---

*) Keyserling und Fouqué wurden Adjutanten, Camas Gesandter in Paris. Mit Jordan, Algarotti, Suhm u. a. dauerte der herzliche Briefwechsel und **Verkehr fort, wie selbst ein flüchtiger Blick in die Correspondenz darthun kann.**

dem Jagdunfug gesteuert, in jener berühmten Marginalresolution die religiöse Duldung als Grundsatz verkündet, Jedermann insbesondere den Offizieren anbefohlen, der Justiz ihren freien Lauf zu lassen. Der früher verfolgte Christian Wolf ward mit Ehren zurückgerufen, Leonhard Euler für Berlin gewonnen. Von der Presse waren die drückendsten Fesseln gleich anfangs weggenommen worden, die Folter ward am dritten Tage der neuen Regierung auf die seltensten Fälle beschränkt, um später ganz zu verschwinden.

Das waren die Anfänge des „Tyrannen ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Barmherzigkeit."

Doch unser britischer Geschichtschreiber geht leichten Fußes darüber hinweg; die eben erwähnte Kraftphrase und die famöse Fallstaff-Parallele sind ihm ausreichend, Friedrichs Thronbesteigung würdig einzuleiten. Um so viel größeren Raum und Nachdruck widmet er der äußeren Politik, vor allem dem Bruche Friedrichs mit Oesterreich. Hatte er in der Schilderung Friedrich Wilhelms I und der Jugend des Helden oft sehr zur Unzeit den leichtfertigen Stil des humoristischen Romans angewandt, so wechselt hier die Tonart, sie wird durchaus homiletisch und die weltgeschichtliche Umwälzung von 1740 wird zu einer der seltsamsten Kapuzinaden verwerthet, die sich irgendwo in einem historischen Buche finden mag.

An sich wäre hier eine gute Gelegenheit gewesen, britischen Lesern klar zu machen, worin die Bedeutung des Umschwunges von 1740 gelegen war. Wie Preußen aus der knappen Hülle eines deutschen Reichsterritoriums herausgewachsen und doch weder zur Emancipation vom Kaiser noch zur europäischen Großmacht groß genug geworden war, wie daher der Trieb einer Erweiterung früher oder später zur Geltung kommen mußte, wenn die mächtigen Vorarbeiten der drei Regierungen seit 1640 nicht in bedeutungsloser Oede enden sollten, darüber wäre eine kurze Bemerkung wohl nicht verloren gewesen. Und wie dies Wachsthum Preußens mächtige Entwicklungen in sich einschloß — die Bildung eines selbständigen preussischen Staatswesens, das Entstehen eines zweiten Großstaats im Reiche und die Erhebung einer neuen protestantischen Macht im Norden, nachdem Schweden von seiner Stellung verdrängt war — das

zu berühren, hätte sich wohl der Mühe verlohnt, selbst für ein ausschließlich britisches Publikum, dessen nationale Geschichte und Politik diesem neuen Gestalten sogar eine gewisse Sympathie entgegenbringen mußte. Das Stück preussischer, deutscher und europäischer Geschichte von Mollwitz bis Waterloo ist doch wohl bedeutsam genug, um einer selbst sehr geschichtskundigen Lesewelt, wie die britische ohne Zweifel ist, einige Winke und Erörterungen recht dankenswerth zu machen. Auch das hätte der gründliche Kenner der Geschichte von 1714 — 1740 wohl hinzufügen dürfen, daß die politische Lage in Preußen bei Friedrichs Thronbesteigung durchaus eher eine antiösterreichische als eine österreichische Richtung erwarten ließ. Friedrich Wilhelm's bekanntes „exoriare aliquis“ und Friedrich's eigne politische Aufzeichnungen, die er als Kronprinz schrieb, hätten zur Noth hingereicht, dies Verhältniß mit einem Zuge zu beleuchten.

An der Stelle aller dieser für den Historiker und Staatsmann gewiß nicht ganz bedeutungslosen Gesichtspunkte erhalten wir eine seitenlange Expektoration über die Heiligkeit der Verträge, welche die pragmatische Sanction verbürgten und über die himmelschreiende Ruchlosigkeit dessen, der das Zeichen dazu gab, diese Verträge zu zerreißen. Und trotz aller dieser moralischen Erwägungen, so erzählt Macaulay, entschließt sich Friedrich „the great crime“ zu vollführen; ja noch mehr, er vollführt das Verbrechen gegen eine Frau, deren Eigenschaften jeden Edelgesinnten zu Mitleid, Bewunderung und ritterlicher Dienstfertigkeit hinreißen mußten; gegen eine Frau, die auf dem Punkte ihrer Niederkunft stand, „deren Wangen unter diesen Sorgen ihr frisches Roth verloren“ (her cheek lost its bloom). Und der Schändliche hatte zudem persönliche Verpflichtungen gegen Oesterreich. Sein Leben war ihm vielleicht durch die „Verwendung des Fürsten erhalten worden, dessen Tochter er zu berauben im Begriffe war.“ Aber noch nicht Alles. Friedrich gab nicht blos selbst das Beispiel grober Treulosigkeit, er gab auch den Andern das Zeichen, ein Gleiches zu thun und beschwichtigte bei ihnen, was etwa von Schamgefühl sich regte. „Auf Friedrichs Haupt kommt all das Blut, das in einem Krieg vergossen wurde, der mehrere Jahre hindurch und in jedem Theil des Erdkreises tobte, das Blut der Colonne von Fontenai, das Blut der Bergschotten, die bei Culloden

hingeschlachtet wurden. Die durch seine Gottlosigkeit (wickedness) hervorgerufenen Uebel wurden in Ländern verspürt, wo der Name Preußen unbekannt war, und damit er einen Nachbar berauben könne, den zu vertheidigen er versprochen hatte, fochten schwarze Männer an der Küste von Coromandel und scalpirten sich rothe Männer an den großen Seen von Nordamerika."

Wir haben die ganze Stelle hergesetzt, als charakteristischen Beweis, bis zu welchem Ungeschmack die Manier einen geistreichen Mann verleiten kann. Mehr bedarf es auch wohl nicht, um zu zeigen, wohin es mit einer Geschichtschreibung kommt, die in dieser Weise eine zudem auf falschen Voraussetzungen beruhende Moral auf die großen Katastrophen der Weltgeschichte anwendet. Wir möchten die Universalhistorie wohl sehen, die uns die Weltgeschichte von Alexander und Cäsar bis auf Louis Bonaparte herab auf Grund des Macaulay'schen Moralreceptes behandelte! Oder gesetzt den Fall, ein deutscher Professor hätte an seinem stillen Schreibtisch ein Elaborat in gleichem Stile über britische Geschichte ausgearbeitet, mit welch feiner Münze würde John Bull seinen hartköpfigen germanischen Vetter bedienen, welch homerisches Gelächter würde jenseits des Canals ausbrechen über diese unverbesserliche Nation von Schulmeistern und moralisirenden Pedanten!

Aber Macaulay ist Geschichtschreiber, Redner, Staatsmann. Wie paßt diese Expectoration in den Mund eines Mannes, der es bei Karl I so herb und bestimmt ablehnt, persönliche und gemüthliche Motive in der Beurtheilung großer historischer Verhältnisse walten zu lassen! Eines Mannes, der selbst die blutigen Flecken Wilhelms III mit dem schützenden Gewand seiner Apologetik bedeckt! Eines Mannes, der uns Warren Hastings und Lord Clive mit aller Kunst verschönert und fast idealisirt, der Macchiavell so beredt vertheidigt hat! Oder wäre es etwa überhaupt britische Weise, diesen moralisirenden Maßstab an große Weltverhältnisse anzulegen? Wir dächten, von Kopenhagen an bis zu Dschеddah herab hat man in auswärtiger Politik dort jederzeit ein sehr weites Gewissen gehabt. Aber freilich da galt es englischen Vortheil, englische Größe! Warum soll aber für Friedrich nicht die Erwägung eigner Machtstellung und eigenen Staatsinteresses ein Moment sein, das man gelten läßt? Bequem

ist es allerdings, in fremder Sache zu predigen, wie ein Quäker, in eigner zu handeln, wie ein Flibustier.

Falscher Pathos in historischen Dingen schießt aber nicht blos neben das Ziel, er verfällt auch leicht, indem er vor lauter Sentiments das Thatsächliche übersieht, in grobe Parteilichkeit. So ist es Macaulay mit der Situation von 1740 ergangen. Er „will sich nicht darauf einlassen, des Langen und Breiten die Gründe zu widerlegen, die Campbell und Preuß beigebracht haben;" er fällt einfach sein Verdammungsurtel. Wir sind nun unsererseits durchaus nicht gemeint, die Rechtsgründe bei Friedrichs Anspruch an Schlesien zu überschätzen, aber der Erwähnung sind sie doch wohl werth. Wer mit so laut erhobener Stimme Recht und Moral vertheidigt, der darf in jedem Falle nicht so flüchtigen Fußes darüber weggehn. Die alten Ansprüche an die verschiedenen Theile Schlesiens, die Verhandlungen unter dem großen Kurfürsten, der Vertrag über die Abtretung des Schwiebuser Kreises und die hinterlistige Taktik, wodurch der Wiener Hof der Ausführung dieses Vertrags sich entzog, das sind doch Momente, die man erwähnt, wenn man mit so grober Münze, wie „great crime, gross perfidy, wikedness" um sich wirft, denn für die rechtliche Beurtheilung ist es doch nicht ganz gleichgültig gewesen, daß das Haus Brandenburg an einzelne Theile von Schlesien Ansprüche gehabt, daß ihm Oesterreich diese Ansprüche abgekauft, aber den Kaufpreis nicht bezahlt hatte. Friedrich I selber fügte doch, nachdem er sich hatte täuschen lassen, verwahrend hinzu: Das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen; sie werden wissen und erfahren, was sie deßfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen.

Dazu kamen dann die Verhältnisse, welche auf die Anerkennung der pragmatischen Sanction und das österreichisch-preußische Bündniß gefolgt waren. Der Wiener Hof hatte Friedrich Wilhelm I geschickt ausgebeutet, aber wo es preußisches Interesse anging, in der bergischen wie in der polnischen Frage ihn preisgegeben, ja in dem einen Falle selbst eine förmliche Zusage gebrochen. Friedrich Wilhelm war scharfsichtig genug, um einzusehen, daß man seine Geradheit und seine reichsfürstliche Pietät gegen das Kaiserhaus arg mißbraucht hatte. Bekannte Ueberlieferungen und urkundlich belegte Aussprüche zeigen,

daß er in voller Reaction gegen Oesterreich begriffen war und dies seinem Nachfolger wie ein Vermächtniß hinterließ. „So lange man uns nöthig hat, sagte er, so lange flattiret man; sobald man aber glaubt, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten*).“ Daß bei Friedrich für solchen Rath ein fruchtbarer Boden war, beweisen schon die politischen Aufzeichnungen, die er als Kronprinz niedergeschrieben hatte, z. B. die Considérations von 1738, in denen sich die Stimmung gegen Oesterreich so scharf und bestimmt wie nur möglich kund gibt.

Es waren also alte und neue Mißverhältnisse, unvergessene Ansprüche von früher her und Beschwerden aus jüngster Zeit, die ungeschlichtet zwischen Wien und Berlin obschwebten; es bestand nicht entfernt jenes cordiale Verhältniß, das Macaulay fälschlich vorschiebt, um seine Declamationen über unerhörte Treulosigkeit besser coloriren zu können. Ja selbst das rein Persönliche, obwol das gewiß am wenigsten den Ausschlag gab, stimmte gegen, nicht für Oesterreich. Denn die rührende Geschichte von der rettenden Fürsprache des Wiener Hofes, die dem Kronprinzen das Leben erhalten haben soll, ist ja lange widerlegt, und was sich etwa sonst von Jugendreminiscenzen bei Friedrich regen konnte, das Treiben Seckendorf's, Grumbkow's und die Geschichte seiner Verheirathung war gewiß nicht dazu angethan, zur Pietät gegen die österreichische Politik zu stimmen.

Doch man müßte ein Buch gegen ein Buch schreiben, um jede Unvollständigkeit, jedes irrige, schiefe und ungerechte Urtheil Macaulay's Darlegung der Geschichte von 1740 im Einzelnen vorzuführen; es lohnt sich auch der Mühe nicht. Die falsche Manier ist in dieser Parthie seiner Arbeit so vollständig Meister über den Autor geworden, daß er aus der rhetorisirenden Erzählung und der erbaulichen moralisirenden Reflexion nicht herauskommt. Daß Friedrich's II Benehmen um 1740 nicht ritterlich und nicht großmüthig war, daß seine politische Taktik während der zwei schlesischen Kriege Stoff ge-

*) Schreiben an Friedrich vom 6. Febr. 1736 in den Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. 102.

nug zum Vorwurf für Verbündete und Gegner gab, das ist damals und später zur Genüge gesagt worden; auch Macaulay läßt sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, einen ersten, einen zweiten, einen dritten und endlich einen vierten Verrath pünktlich einzuregistriren, immer im Tone, als habe Friedrich aus purem Muthwillen und gleichsam aus angeborner Leidenschaft für das Böse so gehandelt. Daneben muß er denn wieder eingestehen, daß der junge Monarch die leitende Rolle in der Politik der Zeit an sich riß, daß er Oesterreich und Frankreich zugleich bei Seite schob, und daß die Welt ihn schon jetzt als den ansah, in dessen Händen das Gleichgewicht Europa's ruhe; und doch, fügt er hinzu, war „sein Urgroßvater nichts weiter als ein Markgraf gewesen." Wie das Alles so gekommen ist, welchen Verhältnissen die mannigfaltigen Wendungen in Friedrich's Politik zuzuschreiben waren und worin das Geheimniß lag, daß der Urenkel des Markgrafen binnen wenig Jahren eine so imposante Stellung gewann — das zu erklären, wäre eine würdige Aufgabe für den Staatsmann und Geschichtschreiber gewesen, viel würdiger in jedem Falle, als die schmückenden Beiwörter („insatiably rapacious and shamelessly false"), womit Macaulay seine Darlegung der Dinge von 1740 würzt.

Denn dabei bleibt es doch immer räthselhaft, daß schon nach diesen ersten Kriegen des Königs sein Volk mit Enthusiasmus, die erwachende deutsche Nation mit Stolz und Bewunderung, Europa mit dem Neid der Anerkennung zu ihm aufblickte. Wenn uns Macaulay Friedrich's Politik als die Moral eines Banditen zeichnet, ihn selbst als einen Mann voll Geist, aber als boshaft und schadenfroh schildert, wenn er uns mit behäbiger Breite ausmalt, daß er bei Mollwitz erschrocken vom Schlachtfeld weggeritten, wenn er überhaupt keinen Anlaß versäumt, einen großen oder kleinen Schmutzflecken an den Mann zu hängen — so wird damit die ganze Geschichte immer unbegreiflicher und wir sind immer von Neuem versucht zu fragen, wie geschah es, daß dieser Mann gleich in diesen Anfängen sein preußisches wie das deutsche Volk zu einer größern geschichtlichen Stellung emporhob, und beiden, um Göthe's Wort zu gebrauchen, gleichsam einen neuen Lebensinhalt schuf? Wie kam es, daß er schon früh, noch vor der Feuerprobe des siebenjährigen Krieges, der Welt die

Bahnen einer Politik vorzeichnete, der in inneren und äußeren Dingen auch die Widerstrebenden allmälig folgen mußten? Mit einem Wort, die nationale wie die weltgeschichtliche Stellung Friedrichs erscheint nur wie eine bizarre Laune des Zufalls, wenn er so und nicht anders war, wie ihn Macaulay in seinen Anfängen schildert.

Aeußere Gewandtheit und die Gunst des Glückes können doch allein so etwas nicht erreichen. Ohne Zweifel gehört es zu den bewundernswerthesten historischen Episoden: die Elasticität, womit sich Friedrich auf die Nachricht von Karls VI Tode aufrafft, sein Heer schlagfertig macht, Schlesien nimmt, und unter allen Wechseln der politischen Lage behauptet; gewiß, dies Alles verziert durch die Tage von Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorf ist ein imposantes Stück Geschichte. Aber auch Karl XII war wie ein Meteor gekommen, um doch rasch zu verschwinden; noch andere größere haben ihre glänzenden und glücklichen Tage gehabt, um dann im besten Falle bewundert, häufiger noch unbedauert zu unterliegen. Daß es mit Friedrich nicht so war, muß doch wohl eine Frucht seiner ihm eigenthümlichen Größe sein. Macaulay ahnt etwas von dieser Größe, wenn er mitten unter übellaunigen und übelgewählten Ausstellungen sich die Bemerkung entschlüpfen läßt: im Unglück, wo selbst Männer von bewunderter Geistesstärke unterlegen sein würden, sei seine wahre Größe an den Tag gekommen. War das aber erst in den Zeiten von Kolin und Kunersdorf der Fall? Uns scheint es nicht; so glücklich im Ganzen die zwei schlesischen Kriege verliefen, das Schicksal zeigte ihm doch auch sehr umwölkte Tage und prüfte ihn für spätere Zeiten. Er spielte, wie er selber damals sagte, verzweifeltes Spiel; entweder mußte er Alles behaupten oder Alles verlieren. Aber sein Entschluß war auch gefaßt. Es ist nicht der leidende, christliche Opfermuth eines Märtyrers, der ihn erfüllt, aber es ist auch nichts in ihm von dem himmelstürmenden Uebermuth, und von dem trotzigen Hader mit dem Schicksal, der andere Größen gleichen Ranges zeichnet; er denkt und handelt ganz wie ein heldenmüthiger kampfbereiter Mann im Leben handeln soll. „Wenn alle meine Hülfsquellen und Unterhandlungen versagen — schrieb er in solch einer bedrängten Stunde — wenn alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so will ich lieber untergeh'n mit Ehren, als ein ruhmloses Leben führen. Welcher Schiffskapitain, nachdem alle Versuche sich zu ret-

ten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Muth, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um so den Feind wenigstens in seiner Erwartung zu täuschen. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? . . . Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch übermüthig. Muß ich untergeh'n, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglück, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen muß und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Diese heroische Mannesart, in glücklichen und unglücklichen Tagen bewährt, hat schon in dieser ersten Epoche von Friedrichs Regentenleben ihre Probe bestanden; das fühlte der richtige Instinct des Volkes früh heraus und nannte das Große groß; es hat trotz Macaulay nicht das Ansehen, als ob die nachgeborne Geschichtschreibung an diesem Gottesurtheil etwas ändern werde.

An die Schilderung der ersten schlesischen Kriege reiht der britische Geschichtschreiber eine Charakteristik der inneren Verhältnisse in den Friedensjahren, besonders der Verwaltung und des Privatlebens des preußischen Monarchen.

Macaulay gibt zu, daß der König von außerordentlicher Thätigkeit, daß er unermüdlich wachsam war; er rühmt die Sicherheit des Eigenthums und die Ordnung, die unter ihm herrschte; er erkennt an, daß die Verbesserung und Humanisirung der Rechtspflege sein Werk war, daß er religiöse Toleranz übte und gegen freie Aeußerungen eine „steadfastness of mind" bewährte, die selbst bei Staatsmännern, die in der Luft des öffentlichen Lebens aufgewachsen seien, nicht häufig vorkomme.

Aber die ganze Art des Regiments wird doch auf's schärfste verdammt. Daß ein britischer Staatsmann des neunzehnten Jahr-

hunderts die Maschinerie von Friedrich's Regierung nicht als ein classisches Vorbild für alle Zeiten ansehen, daß er sein handelspolitisches System nicht als das mustergültige bezeichnen könne, das ließ sich erwarten. Auch auf dem Continent mögen sich nicht Viele finden, deren Verehrung für die Formen von Friedrichs Regierung so weit ginge. Auch unter uns wird man im Allgemeinen das selfgovernment für eine vollkomenere Gestalt des staatlichen Lebens und die freie Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte für einen Fortschritt halten, den wir nicht um Alles gegen die Maximen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hingeben möchten.

Aber für den Geschichtschreiber Friedrichs des Großen ist ja die Frage nicht die, was in dem heutigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft das vollkommenste und wünschenswertheste ist, sondern was damals das Ausführbare war. Man kann heute der Ansicht sein, daß z. B. in Preußen der Absolutismus etwas völlig Ausgelebtes ist, und doch dafür halten, daß er vor hundert Jahren das einzig Mögliche war. Man kann die patriarchalische Bevormundung, das Vielregieren, das Sich-in-Alles-mischen im neunzehnten Jahrhundert lebhaft bekämpfen und das Alles gleichwol für das achtzehnte als eine unvermeidliche Nothwendigkeit ansehen. Daß man mit dem selfgovernment und mit Handelsfreiheit im Jahre 1740, so wie Volk und Staat beschaffen war, nicht weit gekommen wäre, scheint doch wohl unbestreitbar; daß dagegen mit dem Absolutismus, wie ihn Friedrich übte, bewunderungswerthe Resultate erreicht wurden, ist eine Thatsache, die vor Augen liegt. Nicht an den freien Verfassungen des neunzehnten, sondern an dem Absolutismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts muß daher Friedrichs eigenthümliches Verdienst gemessen werden. Und dies eigenthümliche Verdienst liegt vorzugsweise darin, daß er die Staatspraxis des Versailler Königthums in Schatten gestellt und eine Bahn vorgezeichnet hat, in deren streng gezogenen Linien ein großer Theil der europäischen Welt zu einer besseren und menschlicheren Entwicklung hinübergeführt worden ist. Nur die oberflächlichste Betrachtung kann den Absolutismus, wie er von Ludwig XIV ausging und wie ihn Friedrich übte, für eins und dasselbe halten. Dort hieß es: der Staat bin ich; hier lautete die Devise: der König ist der erste Diener seines Staates. Dort ging der

Staat im Hofe auf, hier ward Alles mit eiserner Consequenz dem Staatswohl untergeordnet. Dort schlug die Monarchie in orientalischen Sultanismus über, hier gab sie in der eignen höchsten Anstrengung ihrer Kräfte zugleich allen andern ein Vorbild ihrer Pflicht. Dort opferte man die öffentliche Wohlfahrt königlichen und priesterlichen Launen, hier ward auf dem sprödesten Boden ein Zustand der allgemeinen Wohlfahrt, Sicherheit und Duldung geschaffen, den die Meisten zu beneiden Ursache hatten. Dort zerstörte man die natürliche Kraft der beglücktesten Staaten der Welt; hier ward in einem kleinen und armen Lande ein kernhaftes Geschlecht von Männern und ein Gemeinsinn großgezogen, der auch dann die Probe noch hielt, als feindliche Heere auf allen Seiten die schutzlosen Gebiete dieser Monarchie überschwemmt hatten. Die Schule von Fürsten und Staatsmännern, die sich nach diesem Muster bildete, macht die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, trotz aller Irrthümer und Einseitigkeiten der Zeit, zu einer der wohlthätigsten Epochen für die Entwicklung der europäischen Menschheit.

Um aber auf kleinem Raume und mit bescheidenen äußeren Mitteln, umgeben von der Rivalität fast eines ganzen Welttheiles, eine Staatsmacht aufzurichten, wie sie Friedrich in Preußen schuf, dazu war der Grad von Arbeitsamkeit, wachsamer Sorge und unermüdlicher Anstrengung aller Kräfte nothwendig, die Friedrich entfaltet hat. Mit selfgovernment und freetrade hätte die Generation, die der große Kurfürst aus den Nöthen des dreißigjährigen Krieges emporhob und die unter Friedrich Wilhelm geschult und disciplinirt worden war, wahrscheinlich nicht viel ausgerichtet *). Wenn man darum anklagen will, muß man den Verlauf unserer deutschen Entwicklung im siebzehnten Jahrhundert verantwortlich machen, nicht aber den Mann, der mit diesem spröden Stoffe leistete was zu leisten war, um nach einem Leben voll Mühen und Sorgen zu dem wehmüthigen Ausruf zu kommen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu regieren.“ Mit

*) Vielleicht Ostfriesland, aber z. B. die halbslavische Bevölkerung Oberschlesiens gewiß nicht, der Friedrich noch 1783 befehlen mußte, ihm ihre Bittschriften nicht kniend zu überreichen.

einer blos allgemeinen Controle, wie Macaulay meint, war bei diesem Material und auf so engem Raume Großes nicht viel zu erzielen; die Spannkraft aller Federn mußte auf's Aeußerste in Anspruch genommen sein, wenn Staat, Heer, Finanzen zu der Größe gelangen sollten, die nothwendig war, um die neu errungene Weltstellung auszufüllen.

Zu sagen, Friedrich habe nichts anderes in sich gefühlt, „als eine rastlose und unersättliche Begierde, zu befehlen, sich einzumischen und seine Macht fühlbar zu machen", das heißt ihn selber und die Lage seines Staates gleich schwer verkennen. Aber Macaulay kann auch hier die üble Laune nicht bemeistern, die ihn vom ersten Satze seiner Arbeit an erfüllt hat. Für das Große und Verdienstvolle des innern Wirkens von Friedrich vermag er kaum eine karge und widerwillige Anerkennung auszusprechen; das Ungünstige wird mit Uebertreibung ausgemalt, bei Schwächen und Schattenseiten mit unverkennbarem Behagen verweilt. Er zeigt uns nicht das Bild des rastlosen, wachsamen, bis in seine Sterbestunde pflichtgetreuen und unermüdlichen Königs, sondern er sucht uns den abschreckenden Eindruck eines unruhigen Drängers (busybody) zu erwecken, mit dem verglichen selbst ein Tyrann oder Wüstling erträglich sein soll! Er zeigt uns nicht, wie der König sorgte, milderte, Recht übte, sondern er malt ihn uns, wie er an seinem Schreibtisch mißtrauisch die Siegel der Briefe und Depeschen prüft, weil er stets den Verdacht gehegt habe, er könne verrathen werden. Es genügt ihm nicht, zu sagen, daß diese Art von persönlicher Regierung den Nachtheil hatte, wenig Staatsmänner groß zu ziehen, er versichert uns vielmehr, Friedrich habe überhaupt Niemanden gewollt, als Schreiber und Copiermaschinen. Er hat kein Wort der Anerkennung für des Königs eigene Thätigkeit; es dauern ihn nur die armen Cabinetsräthe, „die das ganze Jahr arbeiten müssen, wie Negersclaven zur Zeit der Zuckererndte." Er hat kein Verständniß für die selbstverleugnende Sparsamkeit, die der König wie allen andern, so auch sich selber auferlegte; er sucht ihn vielmehr lächerlich zu machen, indem er von seiner ärmlichen Garderobe und von der strengen Controle seiner Hofausgaben ein karrikirtes Bild entwirft. Denn Carrikatur ist es doch, wenn er seinen britischen Lesern erzählt, keine Flasche Champagner sei „ohne des

Königs ausdrücklichen Befehl« entkorkt worden, oder wenn derselbe mehr als vier Thaler für 100 Stück Austern zahlen sollte, so habe er einen Lärm gemacht, wie wenn einer seiner Generale eine Festung an Oesterreich verrathen hätte.“ Nicht einmal das findet Gnade vor den Augen des Geschichtschreibers, daß Friedrich noch in späterm Alter, krank und hinfällig, seine anstrengenden militärischen Rundreisen machte; Macaulay scheint auch hier zu glauben, daß er aus purer Liebhaberei zum Befehlen und Sich-in-alles-mischen diese mühevollen Fahrten unternommen habe. Er tadelt es wenigstens, „daß Friedrich nicht Revue hielt, wie Könige gewöhnlich Revue halten, sondern mit der kleinlichen Aufmerksamkeit und Strenge eines alten Unteroffiziers, der Rekruten einexercirte.“ Friedrich wußte, warum er das that; als man in Preußen einmal anfing, Revuen zu halten, „so wie die Könige sie gewöhnlich abhalten,“ da ließ auch der Verfall seines Werkes nicht lange auf sich warten.

Die Schilderung, die der britische Geschichtschreiber von Friedrich's Thätigkeit entwirft, gibt, wie schon diese Proben zeigen, von der eigenthümlichen Art des Königs ein ganz falsches Bild. Eben das Unruhige und Krampfhafte, das Ueberreizte einer befehlerischen Natur („morbid activity“ nennt es Macaulay) war nicht seine Weise; er liebte eine wenn auch angestrengte, doch gesunde und regelmäßige Thätigkeit. Er arbeitete, schrieb Briefe, musicirte, liebte eine heitere Tafel, und erledigte Staatsangelegenheiten mit der gleichen Intensität, wie er sich dem Scherz und der geselligen Unterhaltung hinzugeben vermochte. Seine Cabinetsordres, deren Preuß allein bis zum siebenjährigen Kriege über zwölftausend vor Augen gehabt hat, sind klassisch durch den Geist unermüdlicher Sorge für alle Verhältnisse des Staats, durch den gesunden und klaren Sinn, der aus ihnen spricht, und die hohe Gerechtigkeitsliebe, die sich im Ganzen und Einzelnen darin kund gibt. Wer die davon veröffentlichten durchliest, wird unwillkürlich frappirt durch die praktische Verständigkeit, wie durch das richtige Eingehen in die verschiedenartigsten Verhältnisse. Auch die bekannten lakonischen Marginalresolutionen tragen, wenn sie gleich formloser sind, dasselbe Gepräge; in jenen ersten herrscht durchweg der geschäftliche Ernst und die königliche Würde, in den letzteren findet sich nicht selten eine scherzhafte oder sarkastische

Wendung, aber auch dann trifft er in der Regel den Nagel auf den Kopf, niemals wird dem Witz die Sache geopfert. Das lebt jetzt noch in der Ueberlieferung des Volkes. In hundert und aber hundert Anekdoten wird der gesunde Menschenverstand und die zutreffende Schärfe eines unbestechlich gerechten Sinnes, womit der König Großes und Kleines zu erledigen verstand, auch heute noch verherrlicht.

Was Alles in diesen Entscheidungen enthalten ist, hätte von einem so unerbittlichen Kritiker, wie Macaulay, doch wenigstens mit einem Wort berührt werden dürfen. Wie der König allen Classen der Bevölkerung gerecht zu werden trachtete, vom verarmten Edelmann an bis zum bedrängten Lehensbauern herab, wie er Heer und Finanzen hob, den Anbau des Landes in wahrhaft großartiger Weise förderte, neue Colonisten heranzog, keinen Zweig der Cultur und der Industrie unberücksichtigt ließ, Straßen, Canäle und Häfen anlegte, dem Lande ein gemeinsames Recht gab, das ist doch wohl der Erwähnung werth, denn es schuf die materiellen und moralischen Mittel, einen ungeheuern Krieg von sieben Jahren leidlich zu überstehen. Nicht Alles, was versucht ward, gelang; auch mag es der vornehmen historischen Betrachtung klein scheinen, wenn der König sich um Obstbäume, Gemüse, spanische Schafe und Ziegeldächer bekümmert, allein es galt hier noch immer, die Wunden dreißigjähriger Verödung zu heilen und den Arbeitstrieb zu erwecken, der einmal angeregt auch schon die Wege fand, sich selbstthätig weiter zu helfen. Daß es dieses Spornes um's Jahr 1740 noch bedurfte, weiß Jeder, der die deutschen und preußischen Zustände jener Zeit genauer kennt. Und ein nennenswerthes Ergebniß war es doch, daß des Königs Fürsorge bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges etwa 280 neue Dörfer angelegt und mit tüchtigen Unterthanen bevölkert hatte; oder daß er z. B. die Oderbrüche urbar machte und mit Stolz sagen konnte: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe." Das gegebene Beispiel wirkte, seit die Früchte sichtbar wurden, durch ganz Deutschland; es wäre der Mühe werth, diese Wirkung einmal statistisch genauer zu verfolgen. Im dreißigjährigen Kriege waren unsere Fürsten und ihre auswärtigen Verbündeten auf bestem Wege, uns aus der errungenen Cultur in die Wälder und Einöden des Urzustandes zurückzuscheuchen; hier kam

einmal einer, welcher der Cultur ihr verlorenes Terrain unermüdlich zurückeroberte.

„So war Friedrich der Regent," mit diesen Worten beschließt Macaulay seine sehr dürftig und einseitig entworfene Skizze von des Königs innerer Thätigkeit, um sich mit sichtbarer Ungeduld zu dem Hofleben und persönlichen Umgang Friedrichs zu wenden. Das ist freilich ein ergiebigeres Material für eine Darstellung, wie sie der Brite geben will. In der großen Politik, in der inneren Verwaltung da war doch hie und da ein karges Wort der Anerkennung nicht zu vermeiden; aber in den geheimen Räumen des Schlosses von Sanssouci, im Umgang mit Poeten und Schöngeistern, da ist reicher Stoff zum Skandal, da fehlt es nicht an großen und kleinen Menschlichkeiten, da gibt es Händel und Tracasserien, die nach beiden Seiten hin unerquicklich sind; welch treffliche Gelegenheit für einen Schriftsteller, dem es nun einmal mehr darum zu thun ist, Carricatur als Geschichte zu malen. Wir sagen kein Wort zu viel; unter Allem, was die Macaulay'sche Arbeit Anstößiges bietet, ist uns kaum etwas so widrig erschienen, wie die eilfertige Kürze, womit alle großen historischen Momente Friedrichs abgethan sind, verglichen mit der behäbigen Breite, womit die Händel Friedrichs mit Voltaire ausgemalt werden.*)

Die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten tritt hier noch stärker als in den übrigen Parthien hervor. Es macht dem Autor sichtbares Vergnügen, Voltaire recht kleinlich, eitel, habsüchtig, den König recht launenvoll, geizig und boshaft zeichnen zu können. Er verbirgt zwar nicht, daß Voltaires Benehmen auch die Geduld eines andern Mannes, als Friedrich war, hätte ermüden müssen, aber er folgt doch in dem Urtheil über Friedrich uns allzu willig dem trüben Strom verleumdrischer Nachreden, deren Quelle bis heute vorzugsweise Voltaire ist. Daß der König für wirkliche Freundschaft empfänglich war, kann nur der leugnen, der weder sein Leben noch seine Schriften studirt hat; aber das Schicksal hatte ihm früh die Besten

---

*) Es fällt schon äusserlich in die Augen. Der innern Politik Friedrichs werden acht (S. 30—38 der Tauchnitz'schen Ausgabe), den Hof- und Privathändeln sechszehn Seiten (S. 38—54) gewidmet.

seiner Freunde weggenommen. Suhm, Jordan, Keyserlingk, Winterfeldt, die Freunde seiner Jugend, fehlten dem Manne; die Wenigsten von denen, die er sich später heranzog, vermochten den Verlust zu ersetzen, aber die es werth waren, Freunde zu heißen, wie Lord Marischal, wurden auch als solche geschätzt. Daß Friedrich die Schmarotzer und Lustigmacher nicht in gleichem Werthe hielt, können wir nicht tadeln; daß er sie nicht reich machte, scheint uns für den Regenten sogar lobenswerth. Daß gar Manche von denen, die er amüsant als Tischgesellschafter gefunden hat, nicht dazu angethan waren, Menschenachtung in ihm zu nähren, das ist zu beklagen; aber die Schuld lag dabei nicht sowohl am König, als an den andern. Daß er Leute brauchte, die ihn amüsirten und die er zugleich verachten konnte, ist geradeso richtig und zutreffend, wie der Vergleich mit Commodus. Gleichwie dieser, so lautet die geistreiche Parallele, mit dem Schwerte einst gegen einen unglücklichen nur mit dem Rappier bewaffneten Gladiator in die Arena herabgestiegen sei und nachdem er das Blut des wehrlosen Opfers vergossen, Medaillen zum Gedächtniß seines unrühmlichen Sieges habe schlagen lassen, so habe auch Friedrich im Wortgefechte seine Triumphe gefeiert!

Es drängt sich Einem freilich auch hier der gleiche Eindruck wie früher auf: wer zu viel beweist, der beweist nichts. Indem Macaulay in den übertriebensten Ausdrücken des Königs angebliche Bosheit und seine Schadenfreude an der Schwäche Anderer ausmalt, indem er jede Situation des Lebens, Hunger und Leibeigenschaft nicht ausgenommen, für beneidenswerther erklärt, als die Aufgabe Friedrichs Gesellschafter zu sein, indem er den ärmsten Londoner Autor, „der auf einer Hausflur schlief, und im Keller zu Mittag aß", als einen glücklicheren Mann bezeichnet, als irgend einen der Hausgenossen des Königs, indem er so die grellsten Farben aufträgt, weckt er von selbst auch dem ganz Unkundigen einen Zweifel an der Richtigkeit des Bildes, da sich doch immer noch Freiwillige gefunden haben, die sich in diesen Sclavendienst des Königs begaben. In der That ist denn auch diese Parthie des Macaulay'schen Essay der Revision fast in jedem Satze bedürftig; wir unterlassen es dem Einzelnen nachzugehen, weil uns überhaupt der Friedrich auf dem Throne, nicht Friedrich der Poet und Gesellschafter zu Sanssouci,

als der rechte Stoff für den Geschichtschreiber erscheint. Selbst wenn das Zerrbild, das Macaulay von dem Letztern entwirft, so richtig wäre, wie es parteiisch ist, so bliebe immer der Erste noch groß genug, um ein beneidenswerther Vorwurf für jede historische Behandlung zu sein. Daß unser britischer Geschichtschreiber diesen obersten aller Grundsätze vergessen hat, ja es naiv ausspricht (S. 38) „vielleicht würde durch das, was in Friedrichs Erholungsstunden vorging, mehr Licht auf seinen Character geworfen, als durch seine Schlachten oder seine Gesetze“, daß er darnach auch seinen Stoff vertheilt — das ist eine Thatsache, von der es genügt, einfach Act zu nehmen; es ist damit gewissermassen das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Arbeit enthüllt.

Das läßt sich auch in dem letzten Abschnitt, der die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges gedrängt zusammenfaßt, deutlich durchfühlen. An unwillkürlicher Anerkennung der Größe des Mannes fehlt es zwar hier nicht; und diese Anerkennung macht mehr Eindruck, weil sie wie unfreiwillig durch eine Wolke von Vorurtheilen hindurchbricht; allein der Mißton, der durch die Arbeit von Anfang an hindurchging, läßt es auch hier zu einer ungetrübten Empfindung des Autors selber nicht kommen. Wenn Friedrich von den ersten Schicksalsschlägen schwer getroffen wird, so ruft der Geschichtschreiber wie schadenfroh: „der Spötter, der Tyrann, der strengste, der cynischeste der Menschen war sehr unglücklich.“ Wenn er beim Tod derer, die ihm theuer waren, weicher, menschlicher Empfindung nachgab — so heißt es: „er empfand den Verlust tiefer, als man von der Härte und Herbheit seines Charakters hätte erwarten sollen.“ Wenn er inmitten hoffnungsloser Zustände sich aufrafft, in Briefen und poetischen Ergüssen Trost und Zerstreuung sucht, so findet Macaulay es lächerlich, ja fast komisch, daß er in solcher Situation noch so viel mittelmäßige Verse habe schreiben können. Mit einem Wort, der übellaunig schulmeisternde und nergelnde Ton verläßt den Geschichtschreiber selbst da nicht, wo sonst auch für ihn große Eindrücke genug vorlägen, um darüber die kleinliche Fliegenjagd zu vergessen. Wohl imponirt auch ihm die Größe der Sache und des Mannes; auf den Blättern, wo er das ungeheure Mißverhältniß in dem Kampfe, der bevorstand, zutreffend schildert, faßt er in einem Satz das

Alles zusammen, was Friedrichs Staat stark machte; es ist ein Geständniß, das ganze Seiten seiner vorangegangenen Kritik aufwiegt. In diesem dürftigen, aber gedrungenen und wohlgeübten Körper, sagt er, war nichts als Sehnen, Muskeln und Knochen; kein Staatsgläubiger sah nach Dividenden, keine entfernten Colonien forderten Vertheidigung, kein Hof gefüllt mit Schmeichlern und Maitressen verschlang den Sold von fünfzig Bataillonen. Oder er sagt vom Jahr 1757: es ließe sich bezweifeln, ob sich in Hannibals, Cäsars oder Napoleons Leben ein gleicher Zeitraum finde, der damit die Parallele aushalte, — aber er fügt auch gleich hinzu, daß Friedrich „damals Oden und Episteln hervorgebracht, ein wenig besser als die Cibber's und ein wenig schlechter als die Hayley's."

Als wenn Friedrich damals nichts anderes zu Papier gebracht hätte, als Oden und poetische Episteln! Er hat auch Briefe geschrieben, die wir zum Verständniß seines Wesens so wenig missen möchten, als seine glänzendsten Thaten auf dem Schlachtfeld.

Das Jahr 1757 wird ewig denkwürdig bleiben durch die wunderbaren Umschläge des Schicksals, die es auszeichnen. Im Frühling, nach der Prager Schlacht, stand Friedrich auf dem Höhepunkt seines Glückes. Zwar war es ihm nicht gelungen, durch den Ueberfall von Sachsen die drohende Coalition noch im Keime zu ersticken, allein er hatte doch die letzten Monate des Jahres 1756 einen glücklichen Feldzug geführt, einen der künftigen Feinde entwaffnet, sie alle zusammen in noch unfertiger Rüstung überrascht und ihnen von Neuem den Ruf seiner Unbesiegbarkeit ins Gedächtniß gerufen. Im Frühjahr 1757 war er dann mit einem raschen Schachzug glücklich in Böhmen eingedrungen, hatte dem Feind vor Prag eine siegreiche Schlacht geliefert und stand nun vielleicht nach noch einer glücklichen Waffenthat auf dem Wege nach Wien. Zwar hatte die Schlacht vom 6. Mai gewaltige Opfer gekostet, aber die Erfolge schienen solchen Preises werth; das feindliche Heer war geschwächt, zerrüttet, führerlos, in Prag wie in Wien hatte man einen Moment die Fassung verloren und sah im Geiste schon den verhaßten Feind vor den Thoren der Hauptstadt. Es war kein vermessener Gedanke, durch einen glücklichen Schlag gegen die heranrückende Armee Dauns diesen unschädlich zu machen, unter dem Eindruck eines solchen Sieges Prag zur Uebergabe zu

zwingen und dann der wehrlosen Kaiserin den Frieden zu dictiren. Gelang am 18. Juni der Sturm auf die Höhen von Krzechorz so vollständig, wie es Anfangs den Anschein hatte, ward die an dieser Stelle durch den Angriff überraschte österreichische Linie von der rechten Flanke her aufgerollt, so waren die kühnsten Hoffnungen Friedrichs erfüllt und die Geschichte hätte kaum einen vom Glück mehr begünstigten Mann zu nennen gehabt, als ihn. Von Mollwitz bis Kolin eine Reihe von Erfolgen, über die nur hie und da eine leichte Wolke hinzuziehen schien, um das Verdienst und Glück des Siegers desto glänzender strahlen zu lassen! Es war vom Schicksal anders bestimmt: alle Ungunst und alle Bitterkeit des Mislingens sollte über ihn hereinbrechen, auf daß sich seine eigenthümliche Größe erst recht bewähre. Es war wie eine Bestätigung des antiken Spruches, nur der sei ein Liebling der Götter, der in Freude und in Leid das Höchste erfahren.

Es war ein so jäher Glückwechsel, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat; am Vormittag hatte er in heiterster Stimmung und voll Siegeszuversicht seine Truppen zur Schlacht geführt, am Abend lag der beste Theil seines Heeres und der Zauber seiner Unbesiegbarkeit zerschmettert am Boden. Hatte ihn bis dahin die Hoffnung aufrecht gehalten, das Gewitter, das sich über ihm zusammenzog, theilen zu können, so sprach jetzt alle menschliche Wahrscheinlichkeit dafür, daß er durch vereinte gewaltige Schläge zermalmt werden würde. Die eherne Unempfindlichkeit Napoleons lag nicht in seinem Wesen; die ursprünglich weiche Natur in ihm kam wieder zu ihrem Rechte, er hing dem Schmerze völlig nach, er vergoß Thränen. Aber es war nur ein Augenblick; dann erhob er sich mit seiner ganzen Elasticität und dachte an Mittel der Abhülfe. Er tröstete sich nicht, wie manche andere Größe, mit dem faulen Trost, daß er durch die Uebermacht oder durch das Ungeschick Anderer oder durch Verrath erlegen sei; er machte seinem Unmuth nicht etwa Luft durch Schmähreden über die Sieger. „Die kaiserlichen Grenadiere, schrieb er an Lord Marishal, sind eine bewundernswerthe Truppe; sie vertheidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht im Stande war . . . die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und gutbedienten Artillerie; sie macht dem Liechtenstein Ehre, welcher ihr vor-

steht. Ich hatte zu wenig Infanterie, ich hätte deren mehr nehmen sollen. . . . Der Erfolg, mein lieber Lord, flößt oft ein schädliches Vertrauen ein; wir werden unsre Sache ein anderes Mal besser machen.« Und in einer erst vor Kurzem bekannt gewordenen Aufzeichnung, die aus den nächsten Wochen nach der Schlacht stammt, *) schreibt er: „ich zweifle nicht, daß es in der Welt viel gescheitere Leute gibt, als ich bin; ich habe in hohem Grade die Ueberzeugung, daß ich von Vollkommenheit weit entfernt bin. Aber wenn es sich um Liebe zum Vaterlande, um Eifer für seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt, so gehe ich darum mit der ganzen Welt einen Wettkampf ein und werde diese Gefühle bis zum letzten Hauche meines Lebens bewahren.« Er hatte ein Recht dies von sich zu sagen; denn schon Monate vor der Schlacht hatte er eine Instruktion für den Fall des Todes oder der Gefangenschaft erlassen, die jene heldenmüthige Hingebung für die Gesammtheit in jedem Zuge bestätigt. **) »Sollte ich fallen, sagt er, so müssen die Geschäfte ihren Gang fortgehen ohne die geringste Störung und ohne daß man merkt, daß sie in anderer Hand liegen. Sollte ich das Unglück haben gefangen zu werden, so verbiete ich, daß man irgend welche Rücksicht auf meine Person nehme oder den geringsten Werth auf das lege, was ich etwa aus meiner Haft schreiben könnte. Wenn solch ein Unglück mir begegnete, so will ich mich für den Staat opfern; man soll dann meinem Bruder gehorchen. Er wird mir, wie alle Minister und Generale mit seinem Kopf dafür haften, daß man weder eine Gebietsabtretung noch ein Lösegeld für mich biete, sondern daß man den Krieg so fortführe, wie wenn ich nie in der Welt gewesen wäre.«

Aber Kolin war nur der Anfang einer bittern Wendung des Schicksals. Es folgte seines Bruders unglücklicher Rückzug, der Verlust von Zittau, der Schlag von Hastenbeck und Kloster Seven, Apraxins Sieg bei Großjägerndorf und der unglückliche Kampf bei Moys. Sein Land ist nun vom Feinde besetzt, die Russen stehen in Preußen, die Oesterreicher in Schlesien, die Schweden haben Pommern, die Franzosen Westfalen; die einzigen Verbündeten die er hat, stehen auf

*) Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. 269 f.

**) Oeuvres de Frédéric XXV. 318.

dem Punkte abzufallen, die Uebermacht der Gegner und ihr Zusammenwirken beginnt erst jetzt sich zu entfalten. Das eigene Heer ist stark gelichtet und zum Theil entmuthigt, die Feldherrn herabgestimmt, die nächsten Anverwandten murren über ihn und rufen nach Frieden. Und damit dem öffentlichen Leid auch das persönliche nicht fehle, starb ihm unter dem Eindruck der Hiobspost von Kolin die Mutter, und der Ueberfall von Moys hatte ihm einen der liebsten Freunde, Winterfeldt, gekostet.

Es waren harte Proben auch für einen so unempfindlichen Mann, wie er nach Macaulay gewesen sein soll; aber er beugte sich nicht. Nicht irgend eine selbstsüchtige Betrachtung, sondern das Gefühl höherer Pflicht hält ihn aufrecht. Wäre ich bei Kolin getödtet worden, schrieb er zwar resignirt an d'Argens, so wäre ich im Hafen ohne Furcht vor Stürmen; jetzt aber muß ich noch auf dem stürmischen Meere fahren, bis ein klein Stück Erde mir das Glück verschafft, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können. Aber er schreibt auch dem Nämlichen: „Betrachten Sie mich wie eine Mauer, in welche das Unglück seit zwei Jahren Bresche geschossen hat. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliches Unglück, geheime Leiden, öffentliche Calamitäten und bevorstehende Trübsal, das ist meine Nahrung. Dennoch glauben Sie nicht, daß ich nachgebe und wenn alle Elemente zu Grunde gingen, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit so kaltem Blute begraben lassen, als ich Ihnen dies schreibe. In dieser schrecklichen Zeit muß man sich mit ehernen Eingeweiden und stählernem Herzen waffnen, um alle Empfindlichkeit zu verlieren." Und an die Lieblingsschwester, die Markgräfin, die auch einen Moment erschüttert ihm zu Entschlüssen der Nachgiebigkeit gerathen hatte: „Wenn ich nur meiner Neigung folgte, so hätte ich mich gleich nach der unglücklichen Schlacht fortgemacht; allein ich habe gefühlt, daß das Schwäche wäre und daß es meine Pflicht sei, das Uebel wieder gut zu machen, das geschehen war. Meine Anhänglichkeit an den Staat hat sich geregt und ich habe mir gesagt: Im Glücke sind die Vertheidiger nicht selten, aber im Unglück. Ich mache mir eine Ehrensache daraus, all' dies Misgeschick wieder gut zu machen. Trotz aller Unfälle bin ich sehr entschlossen, gegen das Misgeschick zu ringen; aber ebenso fest ist auch mein Entschluß,

nie meine Schande und den Schimpf meines Hauses zu unterzeichnen.« *)

Es folgten die Schläge von Roßbach und Leuthen, die das welthistorische Jahr auf's denkwürdigste abschlossen. Die Unfälle des Sommers erschienen jetzt nur wie eine schwere Prüfung des Helden, aus der er glänzender und größer hervorgegangen. Nicht nur, daß die Folgen der vorangegangenen Niederlagen zum Theil dadurch gut gemacht waren, es war auch die alte Zuversicht im Heer und Volke wieder hergestellt, der Zauber und Schrecken von Friedrichs Namen war den Feinden furchtbarer, als selbst vor den Tagen von Kolin; an Roßbach erhob sich die vaterländische Begeisterung in ganz Deutschland, an beiden Siegen zusammen entzündete sich das Interesse und die Bewunderung der gesammten Welt. Sagt doch auch Macaulay, nachdem er die Bedeutung des Tages von Roßbach hervorgehoben: selbst die Begeisterung Deutschlands für Friedrich kam kaum der Begeisterung Englands gleich. Der Geburtstag unseres Verbündeten wurde mit ebenso großem Enthusiasmus gefeiert, wie der unseres eigenen Souverains, und in der Nacht waren die Straßen von London glänzend illuminirt. Abbildungen des Helden von Roßbach, mit seinem dreieckigen Hut und seinem langen Zopf waren in jedem Hause. Ein aufmerksamer Beobachter wird bis zum heutigen Tag in den Gastzimmern altmodischer Wirthshäuser und in den Mappen der Bilderhändler zwanzig Porträts von Friedrich für eins von Georg II. finden.

In der That hat Friedrich und sein Heer niemals eine glänzendere Zeit gehabt, als die vier Wochen von Roßbach bis Leuthen. Der herrliche Sieg vom 5. November, diese „bataille en douceur“, wie sie der König in einem Briefe an die Markgräfin nannte; dann der bewunderungswürdige Marsch nach Osten, wo ihm die Unglücksbotschaften aus Schlesien und die Trümmer seines Heeres entgegenkamen, die frische Zuversicht, die er den Geschlagenen und Entmuthigten mittheilt, der kühne Entschluß mit einigen dreißigtausend Mann über achtzigtausend anzugreifen, die heldenmüthige Ansprache an die Officiere und die Todesverachtung, womit Alle dem König folgten, endlich die Schlacht bei Leuthen selbst — das ist eine Summe so mächtiger

*) Oeuvres XIX, 43, 44; XXVII, 1, 304. f.

Dinge, daß wenn Friedrich nichts als Dies gethan hätte, sein Name unsterblich bliebe für alle Zeiten. Wir wissen nicht, auf welche Zeit Macaulay seine Bemerkung bezieht, es habe der preußischen Armee die religiöse Begeisterung, welche die Schaaren Cromwell's erfüllte, ebenso gefehlt, wie der patriotische Eifer, die Ruhmesliebe und die Hingebung an einen großen Führer, welche die Garde Napoleons bezeichnet habe, — zu dieser Zeit stimmt sie in jedem Falle nicht. Sie paßt freilich auch nicht auf die Kämpfer von Prag und Kolin, nicht auf die Helden von Zorndorf, oder auf die im furchtbarsten nächtlichen Ueberfall wunderbar bewährte Widerstandskraft bei Hochkirch, aber vor allem am wenigsten paßt sie auf die Heldenschaar, die in begeisterter Hingebung ihrem Führer folgte, obwohl sie wußte, daß sie einen doppelten, fast dreifachen Feind von unverächtlicher Kraft zu bekämpfen hatte. Unter Absingung geistlicher Lieder zogen sie zu der Entscheidungsschlacht, die Schlesien wieder erringen sollte. „Meint Er nicht," sagte der König, wahrscheinlich zu Zieten, „daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?" Und als der Sieg erfochten war, stimmte bei der Verfolgung des Feindes auf dem nächtlichen Marsch ein Grenadier das Lied an: „Nun danket Alle Gott!" und die Tausende des Heeres stimmten darin ein. Die Dunkelheit und Stille der Nacht, sagt Retzow, und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gab dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen.

Etwas von dieser Stimmung bewegte auch den König selbst. „Wenn je Preußen," schrieb er an Keith, „Ursache gehabt hat, das „Herr Gott Dich loben wir" anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit." Uebermüthig hatte ihn der Sieg nicht gemacht. Fast scherzend lehnt er die freigebigen Lobsprüche von d'Argens ab. „Ihre Freundschaft, mein Lieber, verführt Sie; im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsar bin ich nicht werth, die Schuhriemen aufzulösen. Die Noth, die Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben."*) Seine höchste Hoffnung war auch jetzt nur der Friede;

*) Oeuvres XIX, 47.

er war nicht lüstern nach neuen Schicksalsproben, wie sie das abgelaufene Jahr gebracht hatte. „Wenn das neue Jahr, schrieb er an Prinz Heinrich auf dessen Glückwunsch, so grausam sein sollte, wie das eben abgelaufene, so wünsche ich, es wäre das letzte meines Lebens."*)

Das neue Jahr war aber nicht dazu angethan, die Wunden des vorangegangenen zu heilen. Der mißlungene Zug nach Mähren, die nur mit furchtbaren Opfern erkaufte Abwehr der Russen bei Zorndorf, der schwere Schlag von Hochkirch, der Verlust des Bruders, der Lieblingsschwester und eines Waffengefährten wie Keith war, — das war fast ein erneuertes Kolin, ohne die aufrichtende Macht, die Roßbach und Leuthen gebracht hatten. Die Briefe, die er in jenen Tagen an Prinz Heinrich, an d'Argens, an Marishal schrieb, lassen die Stimmungen erkennen, die das Herz des Königs zerrissen. Er hatte wohl ein Recht zu dem bittern Wort: „C'est un metier de chien que je fais; si la moindre mesure me manque, je suis perdu." „Ich habe Alles verloren," schrieb er an d'Argens, „was ich geliebt und geachtet habe auf dieser Welt; ich sehe mich nur noch von Unglücklichen umringt, die durch das Unglück der Zeiten gehindert sind, mir beizustehen. Vor meiner Einbildungskraft steht der Untergang unserer schönsten Provinzen und die Gräuel, welche diese wilden Thiere verübt haben." Und doch durfte er nicht zeigen, wie tief ihn das Alles angriff. „Trotz alles dessen, was ich empfinde," schrieb er dem Prinzen Heinrich, „mache ich gute Miene zum bösen Spiel und suche, so weit es an mir ist, die Leute nicht zu entmuthigen, die man mit der Hoffnung und dem Selbstvertrauen allein führen kann."**)

So arbeitete er rastlos fort, schrieb, dichtete zum Zeitvertreib, scherzte selbst unter Thränen, und behandelte in seinem Briefwechsel literarische Fragen mit demselben Gleichmuth, wie wenn er mitten im Frieden seinen Palast zu Sanssouci bewohnte. Die Elasticität womit er das trieb, alte und moderne Autoren las, sich Bücher auf Bücher kommen ließ, ernste und frivole Dinge in seiner Correspondenz verhandelte, ist in der That staunenswürdig; sich darüber so zu verwundern, wie Macaulay thut, und die schlechten Verse zu urgiren, die dieser

*) Oeuvres, XXVI, 170.

**) Oeuvres XIX, 54. XX, 270, 273. XXVI, 179.

„vigilant resolute sagacious blue-stocking" schrieb, — das ist unter den vielen Naivetäten, die der Aufsatz des Briten liefert, unstreitig eine der größten.

Friedrich selber hat sich über seine damalige Lebensweise deutlich genug ausgesprochen. „Ich weiß nicht," schrieb er im Frühjahr 1759 an d'Argens, *) „was mein Schicksal sein und wie sich die Dinge wenden werden. Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um mich zu halten, und wenn ich erliege, soll es der Feind theuer bezahlen.... Meine Winterquartiere habe ich als Karthäuser zugebracht. Ich esse allein, ich bringe meine Zeit mit Lesen, mit Schreiben zu und soupire nicht. Wenn man traurig ist, so kostet es Einem auf die Länge zu viel Mühe, seinen Verdruß unaufhörlich zu verbergen, und es ist dann besser, sich allein zu betrüben, als seinen Verdruß unter Andere zu bringen. Es tröstet mich jetzt nichts, als die Anstrengung, welche durch Arbeit und fortgesetzte Beschäftigung geboten ist. Diese Zerstreuung, so lange sie dauert, zwingt dazu trübe Gedanken fern zu halten; aber leider, wenn die Arbeit zu Ende ist, tauchen solche Gedanken mit der ganzen Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks von Neuem auf."

Mit einer gedrängten Skizze der Ereignisse von Zorndorf an bis zum Ende des Krieges schließt die Macaulay'sche Monographie. Diese letzten sechs Blätter sind das Beste und Unbefangenste an der ganzen Arbeit. „Es war vom Schicksal beschlossen," sagt der Autor, „daß die Fassung dieses starken Geistes rasch hintereinander durch beide Extreme des Glückes versucht werden solle. Dicht hinter der Reihe von Triumphen kam eine Reihe von Unglücksfällen, die den Ruhm fast jeden andern Führers verdorben, sein Herz gebrochen haben würden. Indessen Friedrich war inmitten seiner Unglücksfälle ein Gegenstand der Bewunderung für seine Unterthanen, Verbündeten und Feinde. Ueberwältigt vom Mißgeschick, lebenssatt, hielt er dennoch den Kampf, größer in Niederlage, in Flucht, in scheinbar hoffnungslosem Untergang, als auf den Feldern seiner stolzesten Siege."

An keiner Stelle tritt dies mehr hervor als nach dem Schlage von Kunersdorf. Der jähe Uebergang vom glänzendsten Siege zur furchtbarsten Niederlage, war gewaltig genug, um auch seine Zuversicht einen

*) Oeuvres XIX, 56.

Moment zu erschüttern. Er sucht den Tod; „kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?“ soll er zuletzt mitten im Kampfgewühl gerufen haben, bis ihn Prittwitz vor den verfolgenden Kosaken deckte und die Adjutanten sein Pferd am Zügel mitfortschleppten. Der Brief an Finkenstein, noch am Tage der Schlacht geschrieben, zeigt eine ähnlich hoffnungslose Stimmung.*) Aber es war nur ein Moment. Wie die Feinde ihren Sieg unbenützt ließen und statt den letzten entscheidenden Streich zu führen, in unfruchtbarem Hader die Zeit verderben, da hat auch Friedrich seine ganze Elasticität wieder gefunden. Schon vier Tage nach der Schlacht schreibt er an Prinz Heinrich einen Brief, der zwar die bedrängte Lage und die Seelenschmerzen, die er erlitt, unverhüllt darlegt, aber doch die Stimmung des Verzweifelns überwunden hat. „Zählen Sie darauf, daß so lange ich die Augen offen habe, ich den Staat aufrecht halten werde, wie es meine Pflicht ist.“ Aehnlich lauten die gleichzeitigen Briefe an d'Argens; sie zeigen den König ebenso ungebeugt in seinem Widerstand, wie entschlossen, die Erniedrigung unter die Feinde nicht zu erleben. „Ich schildere das Einzelne nicht,“ schreibt er acht Tage nach der Niederlage, „was meine Situation so grausam macht. Ich sage davon nichts; das Uebele soll nur für mich existiren, das Gute für die Meinung der Welt. Glauben Sie mir, es gehört etwas mehr als Festigkeit und Standhaftigkeit dazu, um da zu halten, wo ich bin. Aber ich sage es Ihnen offen, wenn Unglück mich trifft, seien Sie überzeugt, daß ich dann den Untergang und die Verwüstung nicht überleben werde.“**) Wohl zählt er selber in einem Briefe an Prinz Heinrich das Wiederaufraffen nach Kunersdorf zu den „Mirakeln des Hauses Brandenburg“, aber er macht sich doch über seine Lage im Ganzen keine Illusion. „Ich werde mich ohne Zweifel schlagen,“ schrieb er an d'Argens, „aber schmeicheln Sie sich nicht über den Ausgang. Ich verspreche mir nichts Gutes davon. Meine unerschütterliche Treue gegen das Vaterland, meine Ehre lassen mich das Alles unternehmen; aber diesen Gefühlen steht die Hoffnung nicht zur Seite. Nur ein glücklicher Zufall kann uns retten.“

In dieser resignirten Stimmung sah er der Katastrophe des

*) Oeuvres XXV, 306.

**) S. Oeuvres de Frédéric XIX, 78, 82, 85; XXVI, 199.

Krieges entgegen. „Ich soll, schreibt er im Herbst 1760 an d'Argens,*) herkulische Arbeiten in einem Alter verrichten, in welchem mich die Kräfte verlassen, meine Schwächen zunehmen und selbst die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt. Sie kennen die Umstände nicht genug, um sich einen deutlichen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne und verschweige sie, behalte alle meine Besorgnisse für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen und die wenigen guten Neuigkeiten mit, die ich ihr anzeigen kann. Gelingt der Streich, auf den ich denke, dann wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen; bis dahin wollen wir uns mit nichts schmeicheln, damit uns eine unerwartete üble Neuigkeit nicht zu sehr niederschlage."

Noch vor der Wendung des Krieges, eben an dem Tage, wo die Nachricht von dem Tode der Czarin eintraf, schrieb er: Ich gehe durch eine harte, lange, grausame, ja barbarische Schule der Geduld. Ich habe mich meinem Geschick nicht entziehen können; Alles, was menschliche Voraussicht angeben kann, habe ich angewendet, nichts ist gelungen. Wenn die Glücksgöttin fortfährt, mich so unerbittlich zu verfolgen, so werde ich ohne Zweifel erliegen; sie allein kann mich noch aus meiner jetzigen Lage ziehen. Ich rette mich daraus, indem ich das All im Großen betrachte, wie der Beschauer eines fernen Planeten: dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich um so geringe Dinge so viel Mühe machen. Was würde aus uns ohne Philosophie werden! Ohne Nachdenken, ohne Losreißen von der Welt! Ohne die vernünftige Verachtung, welche uns die Kenntniß eitler und vergänglicher Dinge einflößt! . . . . Das ist die Frucht, welche in der Schule der Widerwärtigkeiten reift.

Daß die frische Lebensfreude der Jugend in so furchtbaren Prüfungen schwand, das ist wohl zu begreifen. Schon kurz nach dem Schlag von Kunersdorf schrieb er:**) „nach Beendigung des Krieges werde ich mir einen Platz im Invalidenhause erbitten, so weit bin ich herunter gebracht. . . . Wir dürfen die Schnellkraft nicht zu stark

*) Oeuvres XIX. 191.

**) Oeuvres XIX. 93.

anspannen, sonst erschlafft sie." Und bald nach der Liegnitzer Schlacht sagt er: *) Meine Munterkeit und meine gute Laune ist begraben mit den geliebten und achtungswerthen Menschen, an denen mein Herz hing. Das Ende meines Lebens ist schmerzlich und betrübt. Aber er fügt im nämlichen Briefe hinzu: Sie reden mir immer zu viel von meiner Person. Sie sollten wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, sondern daß ich meine Pflicht thue und kämpfe für mein Vaterland, um es zu retten, wenn es noch möglich ist.

Als der Sieger von Jena im höchsten Uebermuth des Glückes und voll Haß gegen Alles, was preussisch hieß, nach Sanssouci kam, sagte er zu seiner Umgebung: voilà un endroit qui mérite notre respect. Wir sollten denken, auch für die Geschichtschreibung wäre nach der Probe, die uns Macaulay gegeben hat, diese Mahnung nicht überflüssig.

In dem Augenblick, wo wir mit den vorstehenden Worten unseren Bericht abgeschlossen hatten, kam uns Thomas Carlyle's »history of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the great« in die Hände; es bedarf vor dem Leser wohl keiner besondern Entschuldigung, wenn wir an diesen schon etwas lang gewordenen Aufsatz noch ein gedrängtes Nachwort über den neuesten britischen Geschichtschreiber Friedrichs des Großen anhängen.

Thomas Carlyle bedarf der Einführung in Deutschland nicht. Ein Schriftsteller von so reicher Begabung und einer in unsern Tagen seltenen Ursprünglichkeit, wird einem jeden Stoffe, und wäre es auch der allerbekannteste von der Welt, einen eigenthümlichen Reiz verleihen, schon weil er es ist, der darüber spricht. Das zwar, was Quintilian an dem großen Meister hellenischer Geschichtschreibung rühmt, das »densus et brevis et semper instans sibi« ist nicht Carlyles Weise; er liebt eine behäbige Breite, ergeht sich gern in weiten Digressionen und läßt seine eigene originelle Art überall so stark hervortreten, daß man häufig mehr Carlyle als die Geschichte liest, die er erzählen will. Den Eindruck werden die Leser seiner französischen Revolution, wie selbst seines Cromwell, der doch zum

*) Oeuvres XIX. 193.

großen Theil Urkundensammlung ist, gleichmäßig erhalten; wer die nüchterne und correcte Stetigkeit historischer Darstellung liebt, der mag bisweilen die Geduld verlieren; und doch wird man wieder nicht läugnen können, daß neben allen individuellen Wunderlichkeiten der geschichtlichen Lichtblicke genug zu finden sind, um auch den strengen Kritiker zu fesseln. Wie seltsam sich auch die Persönlichkeit des Autors bisweilen zum Stoffe stellen mag, seine ganze Weise ist doch echt und ursprünglich; Schulmäßiges und Conventionelles tritt Einem nirgends störend in den Weg, eher die regellose Unbändigkeit eines schriftstellernden Autodidacten.

Ueber deutsche Dinge zu schreiben sind aber wenige Briten so berufen, wie dieser Landsmann Macaulay's. Als warmer Verehrer unserer deutschen Literatur wird Carlyle nicht in die Gefahr kommen, unsere nationale Eigenthümlichkeit so verkehrt aufzufassen, wie sein berühmter Vorgänger; vielmehr bringt er Verständniß genug und der Liebe zum Stoffe eine reiche Fülle mit. Bei ihm werden wir eher in den Fall kommen, bisweilen das Uebermaß des Wohlwollens abzulehnen, als gegen den prüden, bockbeinigen Hochmuth Protest einzulegen. Insofern kann man in Deutschland das Werk nur willkommen heißen; manch hartgesottenes britisches Vorurtheil zu widerlegen und der insularen Selbstgenügsamkeit von gar vielen Dingen, die sie nicht kennt, aber verurtheilt, einen deutlicheren Begriff beizubringen, überhaupt ein trefflicher Anti-Macaulay zu werden, dazu hat der Autor vollkommen das Zeug und wir können nur wünschen, daß sein Buch im eigenen Vaterland eine recht große Ausbreitung finde.

Aber so ganz leicht wird es nicht sein, mit diesem schweren Geschütz die Penny- und Eisenbahnliteratur zu verdrängen. Es hat den Anschein, als werde sich Carlyle in seiner Schilderung Friedrich's II noch mehr als gewöhnlich gehen lassen. Die fünf Bände der Tauchnitz'schen Ausgabe, die uns vorliegen, gehen gerade erst bis zur Thronbesteigung Friedrich's, und es ist nicht zu denken, daß er sich im folgenden mehr zusammennehmen wird. Er fängt freilich ab ovo an, schildert ein Stück Mittelalter, erzählt uns von den Hohenstaufen und von den Deutschrittern, läßt sämmtliche Kurfürsten des hohenzollernschen Hauses die Revue passiren und flicht dazwischen noch weitläu-

fige Digressionen und Zeitbetrachtungen ein — Alles nur zur Einleitung in die eigentliche Materie.

An fleißigen Nachsuchungen hat es der Autor dabei nicht fehlen lassen, aber man merkt ihm den Ausländer und Dilettanten doch an. Seine Mittheilungen klingen bisweilen wie unvergohrene Excerpte, seine Gelehrsamkeit erscheint manchmal wie eine umgestürzte Bibliothek. Er macht sich gar viel mit dem deutschen „Dryasdust“ zu schaffen, der dem Cyclopen ähnlich wie ein „monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademtum“ erscheint, und er ist weder höflich noch dankbar gegen die saure Arbeit dieses Vorgängers, ja wir sind auf manche unfreundliche Bemerkung gegen verdiente Forscher gestoßen, die vielleicht besser weggeblieben wäre, insoferne es immer etwas Peinliches hat, wenn der Darsteller für das große Publikum die gelehrte Forschung, sei sie auch noch so trocken und formlos, mit Geringschätzung behandelt. Auch ist nicht zu läugnen, daß mancher kleine Irrthum aus dem verachteten Dryasdust gut hätte berichtigt werden können. Dann ist die literarische Kenntniß des Autors ungleich; es begegnet ihm wohl, daß er ganz specielle Monographien über einen einzelnen Punkt kennt und citirt, während ihm anderes Bedeutende entgangen ist. Ueber die ältere Zeit z. B. ist doch seit Rentzsch's „Brandenburgischem Cederhain“ und Köhler's „Münzbelustigungen“ mancherlei Erwähnenswerthes erschienen; es scheint aber nicht, daß Carlyle von den Arbeiten G. W. Raumers, Riedels, Märkers, Droysens über die frühere brandenburgische Geschichte je Notiz bekommen hat. Des alten würdigen Grafen Bünau Geschichte Friedrich's I ist gewiß ein Werk, das auch heute noch sein Verdienst behält, aber es ist doch zu viel gesagt, wenn Carlyle es immer noch als das „express book“ über Friedrich den Hohenstaufen bezeichnet. Seit Rentzsch und Köhler und Bünau ist gar Manches in der Forschung geschehen, was Erwähnung verdient und vielleicht auch von dem deutschen „Dryasdust“ eine bessere Vorstellung beizubringen vermag, als die Antiquitäten, aus denen zum Theil Carlyle geschöpft hat.

Aber das Zeugniß ist man dem Autor überall schuldig, daß er nicht leicht und flüchtig gearbeitet hat. Es ist ihm um Wahrheit zu thun gewesen und er hat es sich sauer werden lassen; daß er so kritiklos wie Macaulay aus dem Wust alter Schmähschriften sein

Bild der Zeit geschöpft hätte, kann man ihm nicht nachsagen. Vielmehr gibt er sich alle Mühe, solch trübe Quellen in den Augen seiner Landsleute als das zu zeichnen, was sie sind, überhaupt über eine Menge von Dingen sie zu belehren, die ihnen wahrscheinlich neu oder doch nur unvollkommen bekannt sind. Es begegnet ihm z. B. nicht, von König Friedrich Wilhelm I eine Carricatur zu entwerfen, deren Lächerlichkeit im Grunde nur auf den Autor zurückfällt; der strenge, spartanische Mann hat vielmehr Carlyle's ganze Sympathie, und man kann an seiner Zeichnung eher aussetzen, daß sie in zu milden als zu grellen Strichen gehalten ist. Aber er faßt auch vollkommen richtig die sittliche und politische Bedeutung, die in dem Manne und seinem Regiment lag.

Erst im zweiten der uns vorliegenden fünf Bände kommt Carlyle zur Geschichte seines Helden, „the little Fritz“ oder „the boy Fritzkin,“ wie er ihn in gemüthlicher Liebkosung nennt. Wir lernen den ganzen Hof des Vaters, die Dessauer und Grumbkow, das Tabakscollegium genau kennen und werden in die Erziehungsgeschichte des jungen Prinzen mit allem Detail eingeführt. Die doppelte Einwirkung auf Friedrich, die des Vaters, die ihn zurückstieß, und die französische Sprache und Sitte, der er sich willig hingab, der erste Keim der Zerwürfnisse, bis zu den britischen Heirathsprojekten und bis zur Flucht des Kronprinzen, das Alles wird mit behäbiger Breite, ja in manchen Parthien ausführlicher selbst als in den eingehendsten deutschen Erzählungen geschildert. Bald läßt er sich behaglich gehen und flicht reiche Excerpte aus den Quellen ein, bald verweilt er bei einzelnen Episoden, die ihm ein sittengeschichtliches Interesse gewähren, oder er behält Zeit genug zu einer anziehenden Abschweifung und zu einer Umschau über die gesammte europäische Politik. Wenn er seinen Helden nach Dresden führt, so gibt er zugleich im Kleinen ein Bild der Hof- und Sittenzustände der Zeit, und wenn er ihn durch das Reich begleitet, so verweilt er gern unterwegs, sei es in Coburg oder in Ansbach, oder im mecklenburgischen Mirow, um seine britischen Leser daran zu erinnern, daß Königinnen und Thronerben Großbritanniens aus diesen kleinen Ecken Deutschlands hervorgegangen sind. Und in dieser Weise verfolgt er die Geschichte seines Helden durch die trüben Tage der Gefangenschaft, durch Rheinsberg bis zu dem Mor-

gen nach der Thronbesteigung — alles mit sorgfältiger Kenntniß des Einzelnen und mit der Liebe zur Sache, aus welcher die rechte Wärme des Tones hervorgeht. Wir denken, die Engländer sind von W. Scott bis auf Macaulay's großes Werk daran gewöhnt, daß man in der Geschichte wie im historischen Roman sich nicht zu kurz zusammendränge; sie wird darum wohl die Ausführlichkeit nicht zurückschrecken, zumal für sie fast auf jedem Blatte Neues zu lernen und alter Wust aus den Köpfen zu bannen ist.

Wie Carlyle Friedrich den Großen fassen wird, läßt sich aus einigen trefflichen Sätzen der Einleitung erkennen. Er hinterließ die Welt, sagt er, gänzlich bankerott; verfallen in bodenlose Abgründe der Zerrüttung; er selber noch zahlungsfähig und mit einem Boden unter sich, der ihn und seine Sachen noch tragen konnte. Als er starb im Jahre 1786, ließ sich das gewaltige Phänomen, das man seitdem die französische Revolution genannt hat, bereits hörbar in den Tiefen der Welt vernehmen und rings um den Horizont ward es durch elektrische Blitze feierlich angekündigt. Seltsam genug, einer von Friedrich's letzten Besuchern war Gabriel Honoré Riquetti, Graf v. Mirabeau. Diese zwei sahen einander zweimal, auf eine halbe Stunde jedesmal, der Letzte von den alten Göttern und der Erste von den modernen Titanen — ehe Pelion auf den Ossa sprang und die faule Erde, endlich Feuer fangend, ihre schlechten mephitischen Dünste in vulkanischen Donner entladen hat. Auch dies ist eine von Friedrichs Eigenthümlichkeiten, daß er bis hieher der Letzte der Könige ist, daß er die französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte abschließt. Beendend für immer das Handwerk der Könige, denken Manche, die in tiefer Finsterniß befangen sind über das Königthum und über ihn.

Treffend hebt dann Carlyle hervor, wie die französische Revolution ihn eine Zeitlang im Gedächtniß der Menschen verschwinden ließ und, wie er nun wieder ans Licht kommt, er sich entstellt zeige „mit seltsamen Rinden von Schlamm überzogen". Das ist, sagt er, eine von den Schwierigkeiten dieser Geschichte; besonders wenn man an Beides glaubt, an die französische Revolution und an ihn, das heißt an Beides: daß wirkliches Königthum ewig unentbehrlich ist und

ebenso gelegentlich die Zerstörung des Scheinkönigthums, übrigens ein schrecklicher Proceß.

Verdunkelt ward Friedrichs Andenken eine Zeitlang durch das Titanenhafte der Revolution und ihres imperatorischen Nachspiels. In seiner Ironie zieht Carlyle die geläufige Bewunderung durch, womit man geraume Zeit die bramarbasirenden Marschälle begleitet hat „mit ihren dichten Backenbärten, ihren mächtigen Kehlen und mit solchen Massen von Menschen und Schießpulver zu ihrer Verfügung, wie nie zuvor. Wie sie brüllten, einherschritten und polterten, den Donner Jupiters zum Erstaunen nachmachend.“ Nun, meint Carlyle, habe sich das etwas gelegt; er hofft die Zeit werde kommen, wo man einsehen werde, daß es große Könige vor Napoleon gegeben, und eine Kriegskunst, gegründet auf Wahrhaftigkeit, menschlichen Muth und Einsicht — „not upon Drawcansir rodomontade, grandiose Dick-Turpinism, revolutionary madness, and unlimited expenditure of men and gunpowder.“

Mit Grund beklagt es der britische Geschichtschreiber, daß Preußen selbst noch keine genügende Schilderung des Mannes hervorgebracht habe, aber er fügt auch gleich die viel begründetere Klage hinzu, daß es in Frankreich und England noch viel schlimmer sei. Es herrsche da, sagt er, eine ungeheure Unwissenheit sogar über die gewöhnlichen Thatsachen von Friedrichs Leben, und es seien Urtheile und Meinungen im Gang, von denen man eben nur sagen könne, daß sie auf Unwissenheit beruhten. In England z. B. existirten nur zwei notorische Ueberlieferungen über ihn. Einmal sei es, seit Georg II die Partei Maria Theresia's ergriff und Friedrich die entgegengesetzte, im Parlament und in den Zeitungen eine ganz ausgemachte Sache gewesen: daß Friedrich ein Räuber und Bösewicht sei. Dann aber, als er mit England verbündet gewesen und das große Drama des siebenjährigen Krieges sich entwickelt, da hätten sich Georgs Parlament und seine Zeitungen über einen zweiten Punkt geeinigt: daß es einer der größten Soldaten gewesen, die je gelebt. Dies zweite Attribut — setzt Carlyle mit verständlichem Seitenblick auf den berühmten Landsmann hinzu — räumt der britische Schriftsteller seitdem vollkommen ein, aber er fügt gleichwol in lockerer Weise die Eigenschaft des Räubers zu, und stellt sich einen königlichen „Dick Tur-

pin" vor, von der Art, die in Review-Artikeln und in Abhandlungen über den Fortschritt der Menschheit geläufig ist, und betitelt dann das "Friedrich," sehr bemüht neues Geplauder lügenhafter Anecdoten, falscher Kritiken und hungriger französischer Memoiren zu sammeln, die ihn in dieser unmöglichen Auffassung bestätigen sollen.

Carlyle dagegen versichert, daß gerade Eines an Friedrich ihn vorzugsweise anzog und beim Stoffe festhielt: die Realität des Mannes, der nichts vom Scheinmenschen an sich hatte und nie versucht war, nach Schwindler Art mit den Realitäten umzugehn. "Wie dieser Mann, sagt er, noch dazu von Beruf ein König, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm und es dahin brachte, kein Lügner und kein Charlatan zu sein, wie es sein Jahrhundert war, das verdient ein wenig von Menschen und Königen gesehen zu werden und mag stillschweigend seine didaktische Bedeutung haben."

III.

Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit.

Von

E. Zeller.

Wer die Ideale der Menschen kennt, der kennt mehr als die Hälfte ihres Charakters. Es gilt dieß nicht blos von den Einzelnen, sondern auch von ganzen Zeiten und Völkern; und darin liegt eben das eigenthümliche Interesse jener Schriften, welche der Schilderung idealer Zustände gewidmet sind, jener chiliastischen Literatur, welche in der Geschichte der Religion, der Bildung und des Staatswesens eine so bedeutende und merkwürdige Stelle einnimmt. Solche Schriften pflegen Vorschläge zu machen und Hoffnungen auszumalen, die weit über alles hinausgehen, was unter den gegebenen Verhältnissen, und oft genug über alles, was überhaupt unter Menschen möglich ist; aber so phantastisch sie in der Regel aussehen: wenn sich wirklich die Gedanken ihrer Zeit und bedeutender Menschen darin aussprechen, werden wir doch nicht wenig aus ihnen lernen können. Einerseits offenbaren sie uns die Ziele, die ihren Verfassern für das Höchste und Wünschenswertheste gelten, und eben damit die Triebfedern, von welchen die Kreise bewegt wurden, aus denen sie hervorgingen. Andererseits zeigen sie uns, was an den gegebenen Zuständen in einem bestimmten Zeitpunkt als verfehlt erkannt, unter welchen Bedingungen auf eine Besserung gehofft wurde; und sie beleuchten so theils die Vergangenheit, indem sie dieselbe vom Standpunkt der Folgezeit aus prüfen und oft unerbittlich verurtheilen, theils werfen sie prophetische Bilder der späteren geschichtlichen Gestaltungen in die Zukunft. Denn jedes wahrhafte und geschichtlich berechtigte Ideal ist nothwendig eine

Weissagung, und eben das ist es, was den Idealisten vom Phantasten unterscheidet, daß dieser willkürlich selbstgemachte Zwecke mit unmöglichen Mitteln verfolgt, jener dagegen von dem Gefühl vorhandener Uebelstände ausgeht und geschichtlich berechtigten Zielen zustrebt, welche nur deßhalb in ihrer weiteren Ausführung phantastisch werden, weil die Bedingungen für ihre reinere Fassung und ihre naturgemäße Verwirklichung noch nicht vorhanden sind.

Unter allen den Schriften, auf welche die vorstehenden Bemerkungen anwendbar sind, ist wohl kaum eine zweite an geschichtlicher Bedeutung, wie an innerem Gehalt, mit der platonischen Republik zu vergleichen. Uns freilich spricht auch diese Schrift auf den ersten Blick seltsam genug an. Ein Staat, in welchem die Philosophen regieren, und mit absoluter Macht, ohne eine Verfassung oder sonst eine gesetzliche Schranke, regieren sollen; in welchem die Trennung der Stände so streng durchgeführt ist, daß den Kriegern und Beamten jede Beschäftigung mit Landwirthschaft und Gewerben untersagt wird, die Landbauer und Gewerbtreibenden ohne Ausnahme von aller politischen Thätigkeit ferngehalten, zu steuerzahlenden Unterthanen herabgedrückt werden; in welchem andererseits die Aktivbürger ganz nur dem Staate, nie und in keiner Beziehung sich selbst gehören sollen; ein Staat, welcher für seine höheren Stände die Ehe, die Familie, das Privateigenthum aufhebt; wo alle Verbindungen von Mann und Weib für den einzelnen Fall von der Obrigkeit angeordnet, die Kinder, ohne ihre Eltern zu kennen, von ihrer Geburt an in öffentlichen Anstalten erzogen, die sämmtlichen Aktivbürger auf Staatskosten gemeinschaftlich gespeist, die Mädchen ebenso, wie die Knaben, in Musik und Gymnastik, in Mathematik und Philosophie unterrichtet, die Weiber, wie die Männer, zu Soldaten und Beamten verwendet werden; ein Staat, welcher auf wissenschaftliche Bildung gegründet sein will, und doch der freien Bewegung des geistigen Lebens die stärksten Fesseln anlegt, jede Abweichung von den herrschenden Grundsätzen, jede sittliche, religiöse und künstlerische Neuerung streng unterdrückt — ein solcher Staat steht mit allen unsern sittlichen und politischen Begriffen so vielfach im Widerspruch, er *scheint* nicht blos, sondern er *ist* auch so unausführbar, und er ist dieß schon in seiner Zeit selbst so sehr gewesen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn der

„platonische Staat“ für ein phantastisches Ideal, für die Einbildung eines Träumers, sprichwörtlich geworden ist.

Es ist noch nicht so lange her, daß er allgemein für nichts anderes gehalten wurde. Heutzutage hat man sich jedoch nachgerade überzeugt, daß hinter diesem Phantasiebild weit mehr Realität steckt, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben möchte. Nicht allein, daß Plato selbst seine Vorschläge ganz ernstlich genommen wissen will, und nur von ihnen Heil für die Menschheit erwartet: es ist auch so Vieles darin, was bestehenden Sitten und Einrichtungen entspricht, und auch ihre auffallendsten Bestimmungen erklären sich so vollständig aus den Zuständen jener Zeit und aus der Eigenthümlichkeit der platonischen Philosophie, daß wir darin nicht willkürliche Erfindungen, sondern nur Folgerungen sehen können, welchen sich der Philosoph gerade deßhalb nicht zu entziehen wußte, weil er ein Grieche des vierten vorchristlichen Jahrhunderts und ein folgerichtig denkender Mann war. Gleich die erste Grundforderung seines Staats, die Herrschaft der Philosophen, ist zugleich aus den gegebenen Zuständen und aus den Voraussetzungen des platonischen Systems abzuleiten. Jenes, sofern die herkömmlichen griechischen Verfassungen sich sichtbar überlebt, und in den Wirren des peloponnesischen Kriegs wetteifernd am Verderben der Staaten gearbeitet hatten; sofern auch die wiederhergestellte Demokratie in Athen schon durch die Hinrichtung des Sokrates in Plato's Augen sich ihr Urtheil unwiderruflich gesprochen hatte. Dieses, weil ein System, das alle Sittlichkeit auf's Wissen gründen wollte, auch für den Staat keinen anderen Grund legen konnte, weil der Staat zum Abbild der Idee, das er nach Plato sein soll, nur von denen gemacht werden kann, die sich zur Anschauung der Ideen erhoben haben. Aehnlich sehen wir die Trennung der Stände aus einer doppelten Wurzel hervorgehen: aus der Verachtung des Griechen gegen die Handarbeit, welche den Meisten das Gewerbe, den Spartanern selbst den Landbau als eine Erniedrigung für den freien Bürger erscheinen ließ; und aus der Furcht des Philosophen, seine Bürger in die Beschäftigung mit der Sinnenwelt zu verwickeln, aus der Ueberzeugung, daß nur eine gründliche Geistes- und Charakterbildung zu den höheren Aufgaben des Kriegers und des Staatsmanns befähigen, und daß diese mit dem Streben nach irdischem Ge-

winn, mit einer Thätigkeit, welche den sinnlichen Bedürfnissen und Begierden dient, unvereinbar sei. Wenn endlich jene Unterdrückung der persönlichen Interessen, welche in der Aufhebung der Ehe und des Privateigenthums ihren schroffsten Ausdruck findet, jene Rechtlosigkeit des Einzelnen in seinem Verhältniß zum Staate uns nothwendig abstößt, so ist sie doch nur das Aeußerste einer Denkweise, welche dem Griechen eben so natürlich war, wie sie uns fremd ist; denn daß die Bürger um des Staates willen da seien, nicht der Staat um der Bürger willen, daß dem Ganzen gegenüber kein Einzelner ein Recht habe, darüber war man in Griechenland einverstanden, und in Sparta besonders näherte sich auch die bestehende Sitte in vielen Beziehungen den platonischen Einrichtungen. Es war z. B. gestattet, im Fall des Bedürfnisses fremder Vorräthe, Werkzeuge, Hausthiere und Sklaven, wie der eigenen sich zu bedienen; es war den Bürgern der Besitz von Gold und Silber untersagt, statt der edeln Metalle ward Eisen zu den Münzen verwendet; die männliche Bevölkerung wurde auch im Frieden durch Gemeinsamkeit der Mahlzeiten, der Uebungen, der Erholungen, selbst der Schlafstätten dem Hause fast gänzlich entzogen, sie lebte, wie die platonischen Krieger, in der Weise einer Besatzung; ihre Erziehung war von den Kinderjahren an eine öffentliche, und auch die Mädchen hatten an den Leibesübungen theilzunehmen; die Ehe wurde vom Staat überwacht, ein bejahrterer Mann konnte seiner Frau einen Freund zuführen, ein Kinderloser von einem Andern die seinige leihen; gegen Einschleppung fremder Sitten, gegen Neuerungen aller Art wurden die strengsten Maaßregeln ergriffen, Reisen in's Ausland untersagt, Dichter und Lehrer, von denen man einen übeln Einfluß fürchtete, des Landes verwiesen, einem Musiker, welcher die herkömmliche Zahl der Saiten an der Lyra vermehrt hatte, die überzähligen abgeschnitten. Man sieht deutlich, jene Einrichtungen und Grundsätze, die uns bei Plato so sehr befremden, waren in Griechenland nicht so unerhört, sie schließen sich an das Bestehende an, sie sind aus dem Boden des hellenischen Staatswesens erwachsen. Wenn aber Plato in dieser Richtung allerdings weiter geht, als irgend ein Früherer, wenn er namentlich in der Weiber- und Gütergemeinschaft alles Ernstes Vorschläge gemacht hat, wie sie vor ihm nur die Laune eines Aristophanes, in anderer Art freilich, als Gipfel alles

politischen Unsinns auf die Bühne gebracht hatte, so findet auch dieß in den Verhältnissen der Zeit und in dem Geist der platonischen Philosophie seine Erklärung. Einerseits nämlich hatten lange und schwere Erfahrungen seit dem Anfang des peloponnesischen Krieges gezeigt, mit welchen Gefahren die Wohlfahrt der Staaten durch die Selbstsucht der Einzelnen bedroht sei. Diesen Gefahren wollte Plato vorbeugen, indem er jener Selbstsucht die Wurzel abschnitt: er wollte durch gänzliche Aufhebung des Privatbesitzes den Streit der Privat-Interessen gegen das allgemeine Interesse unmöglich machen. Einigkeit, sagt er, sei für den Staat das erste Bedürfniß; die volle Einigkeit werde aber nur da sein, wo Keiner etwas für sich habe. Er beging also den gleichen politischen Fehler, wie ihn später Hobbes begangen hat, als er den Uebeln der Revolution durch unumschränkten Despotismus begegnen wollte, wie ihn die Staatskünstler der Reaktion heute noch täglich begehen, wenn sie die Uebergriffe des Freiheitsstrebens nicht durch Befriedigung der begründeten und Abschneidung unbegründeter Forderungen, sondern durch Unterdrückung aller Freiheit zu dämpfen versuchen; mit dem wesentlichen Unterschied freilich, daß bei Plato mit der unbeschränkten Herrschermacht die vollendete Tugend und Einsicht, mit den socialistischen Einrichtungen eine Erziehung der Staatsbürger verknüpft sein soll, welche jeden Mißbrauch derselben zu verhindern und die äußerste Beschränkung der persönlichen Freiheit mit ihrem freien Wollen in Einklang zu bringen hätte. Mit den politischen Gründen wirkte aber hiefür Plato's philosophische Eigenthümlichkeit zusammen, und sie ist es, welche für die Gestaltung seines Staatsideals den Ausschlag gab. Die Härten seiner Vorschläge beruhen in letzter Beziehung auf dem idealistischen Dualismus seiner ganzen Weltanschauung. Wer nichts Höheres kennt, als die Betrachtung der allgemeinen Begriffe, nichts wahrhaft Wirkliches, als die außer den Einzelwesen für sich bestehenden Gattungen, wer in der Sinnenwelt nur die entstellende Erscheinung der übersinnlichen, in der Individualität nur eine Beschränkung und Trübung, nicht die unerläßliche Bedingung für die Verwirklichung des Allgemeinen sieht, der kann folgerichtig auch für's Praktische keine freie Entwicklung der Individuen zugeben; sondern er wird verlangen müssen, daß der Einzelne allen persönlichen Wünschen entsage und in selbstloser Hin-

gebung sich zum reinen Werkzeug der allgemeinen Gesetze, zur Darstellung eines allgemeinen Begriffs läutere. Ein solcher wird daher auch im Staate nicht darauf ausgehen können, die Rechte der Einzelnen mit denen der Gesammtheit versöhnend zu vermitteln, jene werden vielmehr in seinen Augen, dieser gegenüber, gar kein Recht haben, es wird ihnen nur die Wahl übrig bleiben, entweder auf alle Privatinteressen zu verzichten und sich, also befähigt, in den Dienst des Gemeinwesens zu stellen, oder sofern sie dieß nicht wollen, den politischen Rechten und der politischen Wirksamkeit zu entsagen. So hängen hier die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen an den ersten Anfängen des Systems. Die Bedeutung der Individualität, die unendliche Mannigfaltigkeit und Bewegung des wirklichen Lebens verkannt zu haben, dieß ist der schon von Aristoteles scharf bezeichnete Grundfehler der platonischen Metaphysik und des platonischen Socialismus.

Doch hierüber ist auch schon anderswo und von Anderen gesprochen worden, und nach dieser Seite hin scheint sich über den platonischen Staat unter den Sachverständigen mehr und mehr eine allgemeine Uebereinstimmung zu bilden. Geringere Beachtung hat bis jetzt das Verhältniß gefunden, in welchem derselbe zu den Theorien und den Zuständen der Folgezeit steht. Dieser Gegenstand soll daher hier in genauerer Ausführung der kurzen Andeutungen, welche ich an einem andern Orte hierüber gegeben habe, besprochen werden.

Was in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit zunächst auf sich zieht, das sind die merkwürdigen Berührungspunkte zwischen dem platonischen Staatsideal und dem, was sich später in der altchristlichen Welt auf kirchlichem und staatlichem Gebiete gestaltet hat. Gleich der Grundgedanke der platonischen Staatslehre hat mit der Idee der christlichen Kirche auffallende Aehnlichkeit. Der Staat ist nach Plato seiner eigentlichen Bestimmung zufolge nichts anderes, als eine Darstellung und ein Hilfsmittel der Sittlichkeit; seine höchste Aufgabe besteht darin, seine Bürger zur Tugend und ebendamit zur Glückseligkeit zu erziehen; ihren Sinn und ihr Auge einer höheren, geistigen Welt zuzuwenden, ihnen jene Seligkeit nach dem Tode zu sichern, welche sich am Schlusse der Republik in großartigem Ausblick als der Gipfel alles menschlichen Strebens darstellt. Es liegt am Tage, wie nahe dieser Staat dem

„Reich Gottes" verwandt ist, dessen irdische Erscheinung die christliche Kirche sein will. Die theoretischen Voraussetzungen und die Gestalt beider sind verschieden, aber ihr Grundgedanke ist derselbe: in beiden handelt es sich um ein sittliches Gemeinwesen, eine Erziehungsanstalt, deren letztes Ziel in einer jenseitigen Welt liegt. Sagt doch Plato auch geradezu, es sei keine Rettung für die Staaten, wenn nicht die Gottheit in ihnen die Herrschaft führe. Wenn ferner diese Herrschaft bei Plato durch die Philosophen ausgeübt werden soll, weil sie allein im Besitz der höheren Wahrheit sind, so nehmen in der mittelalterlichen Kirche die Priester die gleiche Stellung ein; und wie jenen die Krieger als vollziehende Macht zur Seite treten, so ist nach mittelalterlichen Begriffen eben dieses die höchste Aufgabe des geistlichen Kriegerstandes, der Ritter und Fürsten, die Kirche auszubreiten und zu schützen, die Vorschriften, welche sie durch den Mund der Priester ertheilt, auszuführen. Die drei mittelalterlichen Stände, der Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, sind im platonischen Staat vorgebildet, und die Herrschaft des ersteren, welche sich in der Wirklichkeit allerdings nur theilweise durchsetzen ließ, ist wenigstens von ihm selbst nicht minder entschieden und aus den gleichen Gründen verlangt worden, wie von Plato die der Philosophen: weil sie allein die ewigen Gesetze kennen, nach denen die Staaten, wie die Einzelnen, sich richten müssen, um ihrer höheren Bestimmung zu entsprechen. Auch die Bedingungen endlich, an welche diese hohe Stellung des Lehrstandes geknüpft ist, sind in der mittelalterlichen Kirche großentheils dieselben, wie bei unserem Philosophen, nur aus dem Griechischen in's Christliche übersetzt; denn jene Gemeinsamkeit alles Besitzes, welche Plato den Staaten als höchstes Gut wünscht, ist auch christliches Ideal, und wenn hiebei in der christlichen Kirche der Begriff der Entsagung, der freiwilligen Armuth, im platonischen Staat der der Gütergemeinschaft stärker hervortritt, so hebt sich doch auch dieser Unterschied wieder großentheils auf: auch Plato verlangt ja von seinen Philosophen und Kriegern, daß sie sich auf die einfachste Lebensweise zurückziehen, und auch die christliche Kirche hat die geistliche Armuth selbst in den Bettelorden nur unter der Form des gemeinschaftlichen Besitzes zu verwirklichen vermocht. Selbst die platonische Weibergemeinschaft steht aber dem Cölibat ihrem Wesen nach weit näher, als

man zunächst glauben möchte. Denn für's Erste sind die politischen Gründe beider Einrichtungen die gleichen: wie Plato seinen „Wächtern“ die Gründung einer Familie untersogt, damit sie ganz und ausschließlich dem Staat gehören, so zwang Gregor der widerstrebenden Geistlichkeit den Cölibat auf, damit sie fortan ungetheilt der Kirche gehören sollte. Sodann handelt es sich ja aber auch bei Plato's Weibergemeinschaft keineswegs darum, der persönlichen Neigung, oder gar der sinnlichen Begierde einen freieren Spielraum zu geben, sie von den Fesseln der Ehe zu entlasten; sondern es sollen umgekehrt die persönlichen Wünsche beseitigt, es sollen die Bürger in ihren geschlechtlichen Funktionen, wie in Allem, zu Organen des Staats gemacht werden, die Ehe soll nicht Sache der Neigung oder des Interesse's, sondern nur der Pflicht sein: es sind Kinder zu erzeugen, wenn der Staat deren bedarf, und sie sind mit denen zu erzeugen, welche der Staat zur Erzielung eines kräftigen Nachwuchses den Einzelnen zuweist. Plato verlangt demnach von seinen Bürgern eine Selbstverläugnung, eine Unterordnung unter das gemeinsame Interesse, von welcher bis zur gänzlichen Enthaltsamkeit nur ein Schritt war; er würde kein Bedenken getragen haben, auch diese zu fordern, wenn sein Staat die Ehe entbehren könnte und wenn die Ascese der spätern Jahrhunderte schon seine Sache gewesen wäre.

Es sind dieß aber keine bloßen Analogieen, wie sie auch zwischen weit auseinanderliegenden Erscheinungen in Folge eines zufälligen Zusammentreffens wohl vorkommen, sondern es findet hier ein wirklicher Zusammenhang, eine Einwirkung des Früheren auf das Spätere statt. Denn so verfehlt es auch wäre, dem platonischen Vorgang einen unmittelbar maaßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des christlichen Kirchen- und Staatswesens zuzuschreiben, so wenig läßt sich andererseits eine Verwandtschaft beider verkennen, für welche wir die Zwischenglieder noch großentheils nachweisen können, durch die sie vermittelt ist. Die platonische Lehre ist eines der wichtigsten von den Bildungselementen des späteren klassischen Alterthums, eine geistige Macht, deren Wirkungen weit über den Kreis der platonischen Schule hinausgehen. Unter den nachfolgenden Systemen hat nicht blos das aristotelische, sondern auch das stoische, ihren Geist in sich aufgenommen, und das letztere besonders hat für seine Moral der platonischen

Ethik ungemein viel zu verdanken. Die Philosophie war aber in den letzten Jahrhunderten vor Christus bei allen Gebildeten, so weit die griechische Sprache und Literatur reichte, im Osten und im Westen, an die Stelle der Religion getreten, oder sie hatte doch ihre Auffassung der Religion so durchdrungen, daß von den alten Mythen kaum noch die Hülle übrig geblieben war; ihre wesentlichen Ergebnisse und vor Allem ihre sittlichen Grundsätze waren in die allgemeine Bildung übergegangen, zur Weltreligion geworden. Man brauchte gar nicht Philosoph von Profession zu sein, um an ihnen theilzunehmen: wer überhaupt das Bedürfniß eines höheren Unterrichts empfand, der besuchte die Schulen der Philosophen und las ihre Schriften; aber auch die Grammatiker, die Rhetoren, die Geschichtschreiber, selbst die Rechtslehrer und die Aerzte pflegten sich an philosophische Lehren anzulehnen und ihre Kenntniß vorauszusetzen. Diese verbreiteten sich so auf hundert Wegen, und wie viel sie auch hiebei an wissenschaftlicher Strenge und Reinheit verlieren mochten: ihre praktische Wirkung wurde unberechenbar erhöht. Auch das werdende Christenthum konnte sich diesem Einfluß nicht entziehen; und es sind gar nicht blos die platonisirenden Theologen der griechisch-orientalischen Länder oder die gnostischen Sekten, die ihn in die Kirche einführten: die griechische Philosophie hatte schon lange vorher zur Entstehung des Christenthums ihren Beitrag geliefert, und sie drang Jahrhunderte lang, wie der Hellenismus überhaupt, dessen edelste Früchte sie in sich vereinigte, von den verschiedensten Seiten her in die neue Religion ein. Schon das vorchristliche Judenthum war in den hellenistischen Kreisen mit griechischer Bildung und Wissenschaft tief gesättigt; Millionen von Juden, der größere Theil der jüdischen Nation, lebten in Ländern, die seit Alexander unter der geistigen Herrschaft Griechenlands standen, die in der Regel auch politisch von Griechen oder Halbgriechen beherrscht wurden; und schon der Verkehr des täglichen Lebens, schon die griechische Sprache, mit welcher die Meisten allmählig die ihrer Väter vertauschten, in welcher sie allein noch ihre heiligen Schriften zu lesen verstanden, mußte unmerklich unendlich viel griechische Ideen bei ihnen in Umlauf setzen, am Meisten natürlich in den von Juden bewohnten Hauptstädten griechischer Bildung, wie Alexandria, wie Tarsus, dieser Sitz einer berühmten Philosophen- und Rhetorenschule,

wie in späteren Zeiten Rom, um anderer nicht zu erwähnen. Bald begannen aber auch die Zeiten, mit der griechischen Wissenschaft als solcher sich zu beschäftigen: es entstand eine jüdisch-griechische Philosophie, welche die jüdische Theologie mit den Ideen der griechischen Philosophen zu erfüllen, diese mit jener im Einklange zu bringen bemüht war; wie weit man schon um den Anfang der christlichen Zeitrechnung auf diesem Wege fortgeschritten war, wie viel platonische, pythagoräische, stoische und peripatetische Lehren dieses ungläubige Judenthum in sich aufgenommen hatte, zeigen die Schriften Philo's, des Alexandriners, der aber darin nur der bedeutendste Vertreter einer weitverbreiteten Denkweise gewesen ist. Der Hauptsitz dieser Schule war Alexandrien, dieser große Knotenpunkt für die Kreuzung und Verschmelzung der griechischen mit der orientalischen Bildung; sie blieb aber nicht auf diese Stadt und nicht auf Aegypten beschränkt, sie hatte vielmehr unter allen griechisch redenden Juden zahlreiche Anhänger, und selbst auf Palästina und die östlichen Länder muß sich ihr Einfluß erstreckt haben. In enger Verbindung mit dieser theologischen Schule steht die jüdische Sekte der Essener, welche im zweiten vorchristlichen Jahrhundert zunächst, wie es scheint, durch die Einwirkung der pythagoräischen Mysterien und der damit verknüpften Ascese entstanden war, welche dann aber, bei der allmähligen Bildung einer neupythagoräischen Philosophenschule, auch an dieser mehr noch platonischen als pythagoräischen Spekulation theilnahm. Diese auch in Palästina verbreitete Sekte war Allem nach einer der wichtigsten von den Kanälen, durch welche die griechische Bildung, und somit auch die ethischen und religiösen Anschauungen der griechischen Philosophen in's Judenthum einströmten. Von dem platonischen Staatsideal finden wir bei ihr unter Anderem die Gütergemeinschaft, in der die Essener, als Vorgänger der christlichen Mönche, in klösterlichen Vereinen zusammenlebten. Gerade der Essäismus scheint aber von Anfang an bei der Ausbildung der christlichen Lehre in maaßgebender Weise mitgewirkt zu haben: die Parthei der Ebjoniten, welche uns später als die einzige Bewahrerin des ursprünglichen Judenchristenthums begegnet, trägt alle Züge des Essäismus und unterscheidet sich von ihm nur durch den Glauben an Jesus, als den Messias. Auch der Mann, welcher dem Christenthum zuerst seine Stellung als Welt-

religion erkämpft hat, der Apostel Paulus, war ohne Zweifel schon vor seiner eigenen Uebersiedlung in die hellenische Welt von dem Einfluß griechischer Bildung wenigstens mittelbar berührt worden; denn es läßt sich kaum denken, daß er sich diesem in seiner Vaterstadt Tarsus ganz entziehen konnte, und einem schärferen Auge werden sich seine Spuren auch in den Briefen des Apostels nicht verbergen. Als aber, großentheils durch ihn, die Christengemeinde den Heiden, und zunächst den Hellenen, geöffnet war, als diese sich massenweise zu ihr herbeidrängten und die Zahl der Nationaljuden innerhalb derselben bald um das Vielfache überwogen, da war es ganz unvermeidlich, daß auch griechische Anschauungen hier mehr und mehr Eingang fanden. Die Neueintretenden, nicht als Kinder im Christenthum unterrichtet, sondern in reiferen Jahren für dasselbe gewonnen, konnten es natürlich nur von ihrem Standpunkt aus auffassen, nur an die Vorstellungen, welche ihnen von früher her feststanden, anknüpfen; und mögen auch viele von ihnen immerhin vorher die Schule des jüdischen Proselytenthums durchgemacht haben, mochten sich auch längere Zeit nur wenige höher Gebildete darunter befinden: die Einwirkung der griechischen Wissenschaft konnte dadurch zwar abgeschwächt, aber doch lange nicht beseitigt werden, und je mehr nachgehends auch Leute von wissenschaftlicher Bildung dem neuen Glauben sich anschloßen, um so nachhaltiger und umfassender mußte sie ausfallen. So finden wir denn wirklich schon unter den ältesten christlichen Schriftwerken, schon unter den Wortführern der Kirche im zweiten Jahrhundert, nicht wenige, welche mit der halbgriechischen alexandrinischen Schule nahe verwandt sind; und selbst unter unsern neutestamentlichen Schriften können mehrere, wie der Ebräerbrief und das vierte Evangelium, ihren Einfluß nicht verläugnen, mittelbar also auch die der griechischen Philosophie nicht. Wie bedeutend diese aber in der Folge auf die Gestaltung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre eingewirkt hat, ist bekannt. Die ganze Philosophie der Kirchenväter und ein großer Theil ihrer Theologie, die ganze Scholastik ist nichts anderes, als ein großartiger, Jahrhunderte lang fortgesetzter Versuch, die griechische Philosophie für die Fortwirkung und das Verständniß der christlichen Lehre zu verwenden.

Diese Verhältnisse muß man sich vergegenwärtigen, wenn man sich die Bedeutung des Platonismus für das Christenthum, und so auch den Zusammenhang der platonischen Politik mit dem, was ihr auf christlichem Boden analog ist, klar machen will. War es doch gerade der Platonismus, welchem theils als solchem, theils in seiner Verbindung mit der stoischen und der neupythagoräischen Philosophie in jenem großen Bildungsproceß, aus dem auch die christliche Kirche und ihre Dogmatik hervorgieng, eine hervorragende Rolle zufiel, welchem Jahrhunderte lang die bedeutendsten unter den christlichen Kirchenlehrern huldigten, welcher durch seine Wahlverwandtschaft mit dem Christenthum sich vorzugsweise eignete, zwischen ihm und dem Hellenismus zu vermitteln. Plato ist der erste Urheber, oder wenigstens der bedeutendste Vertreter jenes Spiritualismus, welcher nicht blos den Griechen, sondern auch den Juden ursprünglich fremd, in den letzten Jahrhunderten vor Christus sich allmälig der Gemüther bemächtigt, und durch das Christenthum in weiten Kreisen die Herrschaft erlangt hat. Er zuerst hat es ausgesprochen, daß die sichtbare Welt nur die Erscheinung, und zwar die unvollkommene Erscheinung, einer unsichtbaren sei, daß der Mensch aus dem Diesseits in's Jenseits flüchten, das gegenwärtige Leben als Vorbereitung für ein künftiges benützen solle; er hat jenen ethischen Dualismus begründet, welcher in der Folge der vorher schon in orientalischen Religionen und orphischem Mysterienwesen vorhandenen Ascese zur wissenschaftlichen Rechtfertigung dienen mußte. Eben diese Ethik ist es aber, welche den hauptsächlichsten Grund jener Eigenthümlichkeiten enthält, in denen die platonische Politik mit dem mittelalterlichen Kirchen- und Staatswesen zusammentrifft. Auf ihr beruht dort die Herrschaft der Philosophen, hier die der Priester, denn wenn die Einzelnen und die Staaten die höchsten Gesetze ihres Thuns in einer jenseitigen Welt zu suchen haben, so werden sie der Leitung derer folgen müssen, welchen jene höhere Welt, sei es von der Wissenschaft oder von der Offenbarung, erschlossen ist. Aus ihr stammt in der altchristlichen Sittenlehre die Forderung jener Weltentsagung, die in einer mönchischen Tugend ihren höchsten Ausdruck findet; in der platonischen der Grundsatz, daß der Mensch auf alle persönlichen Zwecke verzichten solle, um nur für's Ganze zu leben, die Verkennung der Rechte, welche der

Individualität zukommen, und die Unterdrückung ihrer Freiheit. Durch jene ethischen Voraussetzungen war es bedingt, daß Plato seinem Staate das gleiche Ziel steckte, welches in der Folge die christliche Kirche sich gesteckt hat, die Menschen sittlich und religiös zu erziehen, sie mehr noch für's Jenseits als für's Diesseits zu bilden. Wenn daher beide in vielen und eingreifenden Zügen zusammentreffen, so ist dieß höchst natürlich: die sittliche Weltansicht, welche dem platonischen Staat zu Grunde liegt, hat sich nachher, mit andern Elementen verschmolzen, in der christlichen Kirche weiter entwickelt; wer könnte sich wundern, daß der gleiche Boden gleichartige Früchte getragen hat? Erscheint doch unser Philosoph auch noch in mancher weitern Beziehung als ein Vorläufer des Christenthums, welcher diesem nicht etwa nur für seine äußere Ausbreitung im griechischen Volke den Weg geebnet, sondern auch den, welchen es selbst in seiner inneren Entwicklung zu gehen hatte, theilweise vorgezeichnet hat. Jene reine und erhabene Gottesidee z. B., welche an der Spitze seines Systems steht, war eine von den eingreifendsten Normen der altchristlichen, wie schon der jüdisch-alexandrinischen Dogmatik; jene Reform der Volksreligion auf welche er in der Republik dringt, jene Beseitigung unwürdiger Vorstellungen über die Gottheit, die er verlangt, ist vom Christenthum vollbracht worden; jenen sittlichen Geist, in dem er die Religion aufgefaßt wissen will, hat es in sich aufgenommen; jenes Gebot der Feindesliebe, das eine Perle der evangelischen Moral ist, finden wir vorher schon, und in dieser grundsätzlichen Allgemeinheit zuerst bei Plato, wenn er (eben in seinem „Staat") ausführt, der Gerechte werde auch dem Feinde nie Böses zufügen, denn dem Guten komme es nicht zu, Anderes zu thun, als Gutes. Wer in den Griechen nur „Heiden" zu sehen gewohnt ist, dem mögen solche Züge, die sich ohne Mühe vermehren ließen, befremden: einer wahrhaft historischen Betrachtung werden sie nur das Gesetz der geschichtlichen Continuität bekräftigen.

Weit entfernter ist das Verhältniß der platonischen Politik zu den gegenwärtigen Zuständen des Staats und der Gesellschaft. Von einer Einwirkung Plato's kann hier kaum die Rede sein, außer wiefern dieselbe durch seine Bedeutung für die ältere Zeit vermittelt ist; die Einrichtungen der Gegenwart haben sich im Wesentlichen selbstän-

dig, auf Grund der gegebenen Bedürfnisse, aus dem Mittelalter entwickelt, und die politische Speculation hat daran im Ganzen genommen einen geringen Antheil. Nur um so merkwürdiger ist es aber, wie Plato mit manchen von seinen Vorschlägen der Sache nach auf das Gleiche hinsteuert, was die neuere Zeit in anderer Weise und meist aus anderen Beweggründen in's Leben gerufen hat. Wenn schon Sokrates im Gegensatz zur athenischen Demokratie verlangt hatte, daß nur den Sachverständigen ein Amt anvertraut und in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme eingeräumt werde, und wenn Plato in folgerichtiger Anwendung dieses Grundsatzes nur den Männern der Wissenschaft die Leitung der Staaten übertragen wissen wollte, so ist auch bei uns in den meisten Ländern eine wissenschaftliche Vorbereitung zum Staatsdienst vorgeschrieben, es ist die Staatsverwaltung aus der Hand des feudalen und ritterlichen Adels an die neue Aristokratie des wissenschaftlich gebildeten Beamtenstandes übergegangen. Wenn Plato einen abgesonderten Kriegerstand schaffen wollte, der sich keinem sonstigen Geschäft widme, so glauben auch sie ohne stehende Heere, und namentlich ohne einen eigenen berufsmäßig gebildeten Offizierstand nicht auskommen zu können; und der durchschlagendste Grund dafür ist heute noch der, welchen schon Plato geltend machte: daß die Kriegskunst eben auch eine Kunst sei, die Niemand gründlich verstehe, der sie nicht fachmäßig erlernt habe und als Lebensberuf treibe. Wenn Plato ferner, im Zusammenhang damit, die öffentliche Erziehung, über die bei den Griechen herkömmlichen Unterrichtsgegenstände, Musik und Gymnastik hinausgreifend, auf die mathematischen und philosophischen Fächer, mit Einem Wort, auf die gesammte Wissenschaft seiner Zeit ausdehnt, so haben die heutigen Staaten dieses Bedürfniß schon längst durch die Gründung von wissenschaftlichen Anstalten aller Art anerkannt. Unser Philosoph freilich würde sich durch die Art, wie seine Ideale unter uns verwirklicht sind, schwerlich befriedigt finden; er würde Mühe haben, in der Bevölkerung unserer Kanzleien seine philosophischen Regenten, oder in unsern Kasernen die Orte zu erkennen, in denen die Krieger, wie er will, vor allem Anhauch des Gemeinen bewahrt, zur sittlichen Schönheit und Harmonie erzogen werden sollen; er würde wohl auch auf unsern Universitäten, wenn er Manches, was da vorkommt, mitansähe, er-

staunt fragen, ob dieß die Früchte der Philosophie seien, ja er würde Grund genug haben, hinzuzufügen, wo denn für die Meisten, neben den hundert Specialitäten, die ihre Zeit ausfüllen, die Philosophie selbst, die Einheit und der Zusammenhang aller Wissenschaft bleibe; davon nicht zu reden, daß er von unseren vier Fakultäten die drei oberen als solche streichen würde: denn eine Theologie, die etwas anderes, als Philosophie sei, würde er Mythologie nennen, und was die Jurisprudenz und Medicin betrifft, so ist er der Meinung, Rechtsstreitigkeiten würden in seinem Staat keine vorkommen, und für die Krankheiten werden wenige Hausmittel genügen: wem damit nicht zu helfen sei, den möge man getrost sterben lassen, da es sich nicht verlohne, sein Leben in der Pflege eines siechen Körpers hinzuschleppen. Aber dieß thut der Thatsache keinen Eintrag, daß er doch schon manche von den Zielen in's Auge gefaßt hat, welche die Neuzeit, in ihrer Art freilich und mit anderen Mitteln, verfolgt. So liegen auch Plato's Bestimmungen über die Erziehung und die Beschäftigung des weiblichen Geschlechts zwar von unsern Begriffen und Gewohnheiten weit genug ab; denn für uns freilich nimmt sich die Forderung seltsam aus, daß die Frauen Staatsämter begleiten und mit zu Felde ziehen sollen, sei es auch nur (wie er einmal vorsichtig beifügt) in der Reserve; auch ein strengerer wissenschaftlicher Unterricht derselben wird trotz aller Schriftstellerinnen und gelehrten Damen, die wir besitzen, schwerlich je eingeführt werden, und wenn die Gymnastik in den weiblichen Erziehungsanstalten immerhin einen nützlichen Unterrichtsgegenstand bildet, so würden wir uns doch an der platonischen Voraussetzung, daß sie in derselben Weise betrieben werde, wie in Griechenland unter den Männern, mit Recht stoßen, und uns mit Plato's Auskunft, daß die Bürgerinnen seines Staats statt eines Gewands in ihre Tugend gehüllt seien, nicht begnügen. Aber indem er, als einer der Ersten, einer sorgfältigen Erziehung des weiblichen Geschlechts, seiner geistigen und sittlichen Bildung, seiner wesentlichen Gleichstellung mit dem männlichen das Wort redet, geht Plato über die Sitte und die Ansicht seines Volks ebensoweit hinaus, als er sich der unsrigen annähert. Auch das erinnert ganz an moderne Zustände, wenn er für alle Gedichte, Schauspiele, Musikstücke und Kunstwerke eine Censur eingeführt wissen will, oder wenn er in

den „Gesetzen" den Vorschlag macht, eine Sammlung von guten Schriften und Kernliedern, sammt Melodieen und Tänzen, zum Gebrauch für die Bürger, und namentlich auch zu Schulzwecken, von Staatswegen zu veranstalten. Noch das Eine und Andere der Art ließe sich beibringen, so z. B. seine Vorschläge für Einführung eines menschlicheren Kriegsrechts; doch mag es an dem Angeführten genug sein.

Dagegen dürfen wir das Verhältniß der platonischen Darstellung zu jenen politischen und socialen Dichtungen nicht übergehen, welche die neuere Zeit in so großer Anzahl hervorgebracht hat. Alle diese Staatsromane, von der Utopia des Thomas Morus bis auf Cabet's Icarien herab, sind nach Inhalt und Einkleidung Nachahmungen der platonischen Republik und der Schrift, welche den Staat der Republik in geschichtlicher Form schildern sollte, welche aber von Plato nicht vollendet wurde, des Kritias. In ihnen allen sind es politische Ideale, welche mit größerer oder geringerer Freiheit ausgemalt werden, und in allen lassen sich die bekannten Züge des platonischen Typus bald vollständiger bald unvollständiger wiedererkennen: bei dem einen die Herrschaft der Philosophen und Gelehrten, bei andern die Aufhebung des Familienlebens und des Privateigenthums, die Gemeinsamkeit der Wohnungen, der Mahle, der Arbeit, der Erziehung, da und dort selbst der Frauen. Aber Ein wesentlicher Unterschied ist es, der sie alle in ihrer innersten Tendenz vom platonischen Staat trennt. Plato's leitende Idee ist, wie bemerkt, die Verwirklichung der Sittlichkeit durch den Staat: der Staat soll seine Bürger zur Tugend heranbilden, er ist eine großartige, das ganze Leben und Dasein seiner Mitglieder umfassende Erziehungsanstalt. Diesem Einen Zweck haben alle anderen sich unterzuordnen, ihm werden alle Einzelinteressen rücksichtslos geopfert: nur um die Glückseligkeit und Vollkommenheit des Ganzen könne es sich für ihn handeln, sagt Plato, der Einzelne habe nicht mehr anzusprechen, als mit der Schönheit des Ganzen sich vertrage. Er trägt daher nicht das mindeste Bedenken, eine kastenartige Ungleichheit der Stände und eine unbedingte Selbstentäußerung aller Bürger zur Grundlage seines Staatswesens zu machen. Bei den modernen Staatsromanen umgekehrt, fast ohne alle Ausnahme, ist es gerade das Verlangen

nach allgemeiner und gleichmäßiger Theilnahme an den Genüssen des Lebens, was die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen erzeugt und die Ideale hervorruft. Plato will das Privatinteresse aufheben, seine modernen Nachfolger wollen es befriedigen; jener strebt nach Vollkommenheit des Ganzen, diese nach Beglückung der Einzelnen; jener behandelt den Staat als Zweck, die Person als Mittel, diese die Personen als Zweck, den Staat und die Gesellschaft als Mittel. Die meisten unserer Socialisten und Communisten sprechen dieß offen genug aus: möglichst viel Genuß für den Einzelnen, und deßhalb gleich viel Genuß für Alle ist ihr Wahlspruch. Aber wenn auch die Schlagwörter bei Einzelnen anders lauten, die praktischen Vorschläge selbst zeigen zur Genüge, auf was es in letzter Beziehung abgesehen ist; mag man auch von Brüderlichkeit reden: wenn diese im Communismus bestehen soll, so liegt am Tage, daß es sich nicht sowohl um die Erfüllung einer Pflicht handelt, als um die Befriedigung eines Wunsches; mag man auch gegen den Individualismus der Zeit zu Felde ziehen, wie St. Simon: die Rehabilitation des Fleisches ist nicht der Weg, ihm zu steuern. Die Glückseligkeit der Einzelnen ist es, auf welche hier Alles berechnet ist, und schon der Vater dieser ganzen Literatur in der neueren Zeit, Thomas Morus, hat dieß ausgesprochen; denn ausdrücklich bezeichnet er die Lust als den höchsten Zweck unserer Thätigkeit, und wie sehr er im Uebrigen Plato folgen mag, sein ethisches Princip ist eher epikuräisch, als platonisch. Weiß doch selbst ein so strenger Moralphilosoph wie Fichte, seinen „geschlossenen Handelsstaat," bei aller Unausführbarkeit doch vielleicht das beste und jedenfalls eines der besonnensten unter den socialistischen Staatsidealen, nur mit dem Satz zu begründen, daß Jeder so angenehm leben wolle, als möglich. Wir sind weit entfernt, dieß den modernen Theorien sofort zum Vorwurf zu machen: der Gesichtspunkt, von dem sie ausgehen, ist in seinem Grunde wahr und berechtigt, wenn er auch nicht die ganze Wahrheit enthält, und durch Uebertreibung nicht selten zu viel Verkehrtem geführt hat. Doch wie dem sein mag: der Werth oder der Unwerth jener Theorien soll hier nicht untersucht werden, sondern wir verweisen nur deßhalb auf ihre allgemeinere Tendenz, um ihr Verhältniß zum platonischen Staat zu beleuchten. Dieß ist aber in letzter Beziehung das gleiche, wel-

ches überhaupt zwischen unserer Auffassung des Staatslebens und der hellenischen stattfindet. Denn der durchgreifendste Unterschied beider liegt weniger in den Verfassungsformen, als in der Stellung, welche dem Staatsganzen zu den Einzelnen, ihren Rechten und ihrer Thätigkeit gegeben wird. Für unsere Anschauungsweise baut sich der Staat von unten her auf: die Einzelnen sind das Erste, der Staat entsteht dadurch, daß sie zum Schutz ihrer Rechte und zur gemeinsamen Förderung ihres Wohls zusammentreten. Ebendeßhalb bleiben aber auch die Einzelnen der letzte Zweck des Staatslebens; wir verlangen vom Staat, daß er der Gesammtheit seiner einzelnen Angehörigen möglichst viel Freiheit, Wohlstand und Bildung verschaffe, und wir werden uns nie überzeugen, daß es zur Vollkommenheit des Staatsganzen dienen könne, oder daß es erlaubt sei, die wesentlichen Rechte und Interessen der Einzelnen seinen Zwecken zu opfern. Dem Griechen erscheint umgekehrt der Staat als das Erste und Wesentlichste, der Einzelne nur als ein Theil des Gemeinwesens; das Gefühl der politischen Gemeinschaft ist in ihm so stark, die Idee der Persönlichkeit tritt dagegen so entschieden zurück, daß er sich ein menschenwürdiges Dasein überhaupt nur im Staat zu denken weiß; er kennt keine höhere Aufgabe, als die politische, kein ursprünglicheres Recht, als das des Ganzen: der Staat, sagt Aristoteles, sei seiner Natur nach früher, als die Einzelnen. Hier wird daher der Person nur so viel Recht eingeräumt, als ihre Stellung im Staat mit sich bringt: es giebt, streng genommen, keine allgemeinen Menschenrechte, sondern nur Bürgerrechte, und mögen die Interessen der Einzelnen vom Staat noch so tief verletzt werden, wenn das Staats-Interesse dieß fordert, können sie sich nicht beklagen: der Staat ist der alleinige ursprüngliche Inhaber aller Rechte, und er ist nicht verpflichtet, seinen Angehörigen an denselben einen größeren Antheil zu gewähren, als seine eigenen Zwecke mit sich bringen. Auch Plato theilt diesen Standpunkt, ja er hat ihn in seiner Republik auf die Spitze getrieben. Andererseits erkennt er aber freilich zugleich an, daß eine wahre Sittlichkeit nur durch freie Ueberzeugung, durch das eigene Wissen der Einzelnen möglich sei, daß sich auch die politische Tüchtigkeit durch eine gründliche wissenschaftliche Erkenntniß vollenden, die gewöhnliche und gewohnheitsmäßige Tugend sich durch die

Philosophie läutern und befestigen müsse; und ebendeßhalb ist der Grundstein seines Staates die philosophische Bildung der Regenten, ebendeßhalb werden alle Andern von jedem Antheil an der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Damit ist offenbar jener altgriechische Standpunkt, welchen Plato in anderer Beziehung festhält, wieder verlassen, der Schwerpunkt des Staatslebens ist in die Einzelnen, in ihre Bildung, ihre wissenschaftliche Ueberzeugung verlegt. Aber sich dieser Richtung ganz zu überlassen ist dem Philosophen unmöglich: dazu ist der hellenische Geist in ihm und seinem System noch zu mächtig. So steht er an der Grenzscheide zweier Zeiten, und während er selbst mit aller Macht daran arbeitet, eine neue Bildungsform heraufzuführen, bringt er doch zugleich alle die Interessen, auf welche die neuere Zeit nicht zu verzichten weiß, dem Geist seines Volkes willig zum Opfer. Ebendeßhalb aber versteht man ihn blos halb, wenn man nur seine Bedeutung für seine Zeit in's Auge faßt; das Innerste seines Wesens gehört, wie bei allen bahnbrechenden Geistern, der Zukunft.

IV.

Die Königinhofer Handschrift und ihre Schwestern.

Von

M. Büdinger.

Seit einiger Zeit hat sich in Prag ein lebhafter Streit über die Echtheit einer Anzahl altböhmischer Dichtungen erhoben, welche seit etwa vier Jahrzehnten zum Vorschein gekommen sind. Die Einen erklären diese Dichtungen sämmtlich für kecke Fälschungen und nehmen keinen Anstand, auf eine noch lebende Persönlichkeit als Hauptschuldigen hinzuweisen; die anderen erklären sich von der Echtheit der betreffenden Denkmale überzeugt und sehen in den Zweifeln der Gegner geradezu Beleidigungen der čechischen Nationalität. Die Angreifer haben in dem Prager »Tagesboten« einen sehr gewandten Sprecher gefunden; die Sache der Vertheidigung hat der Geschichtschreiber Böhmens, Herr Palacky, in dem Tagesblatte Bohemia (Nr. 288, 289, 292) übernommen, mit der schließlichen Erklärung freilich, daß er »von nun an alle weitere Betheilung an dem ferneren Streite in dieser Sache aufgebe« und den Gegnern es überlasse, »ihn dafür nach Belieben zu behandeln.«

Es würde für den Referenten nahe genug gelegen haben, seine Meinung über den Gegenstand unverhohlen zu sagen, nachdem er in seiner österreichischen Geschichte durch beinahe gänzliche Ignorirung jener Schriftstücke den Werth, den er ihnen beimißt, angedeutet hatte; doch beabsichtigte er nur gelegentlich auf dieselben näher einzugehen. Er verzichtete vorläufig auf eine Betheiligung an der Sache, zum Theil mit Rücksicht auf die angeführte Schlußerklärung des Herrn

Palacky, den Ref. unter den Vertheidigern ausschließlich als competent betrachten kann, die Streitfrage vom historischen Standpunkte zu beantworten; zum Theil auch, weil ihm die Agitation in Tagesblättern und öffentlichen Versammlungen wenig zusagt, durch welche die ganze Natur einer Diskussion verändert wird, die nur durch nüchterne Erwägung in einem engen Kreise von Sachverständigen zu einem Ziele gebracht werden kann. Nach einer Aufforderung des verehrten Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift, in derselben seine Ansicht auszusprechen, glaubte er aber nicht länger schweigen zu dürfen.

Nach den einfachsten Grundsätzen der Kritik muß man in zweifelhaften Fragen allemal von etwas völlig Sicherem und Unbestrittenem ausgehen, um einen Maaßstab für die Beurtheilung des Unsichern und Zweifelhaften zu gewinnen. Bei Schriftstücken von zweifelhafter Echtheit kommt aber zu der sachlichen Beurtheilung noch die derjenigen Person, welche mit denselben zuerst hervorgetreten ist. Glücklicher Weise können wir in beiden Beziehungen sichern Boden gewinnen.

In der Zeitschrift des böhmischen Museums vom Jahre 1849 (S. 138—140) findet sich ein Gedicht, welches der Bibliothekar dieses Museums, Herr Hanka, in lateinischer und böhmischer Sprache auf dem Vorstehblatte einer Handschrift der genannten Anstalt gefunden haben will. Er leitet seine Entdeckung mit einer gelehrten Untersuchung über das Alter des Schriftstückes ein, das er aus paleographischen Gründen dem Ende des 14. oder Anfange des 15. Jahrhunderts zuweist. In Bezug auf die Zeit der Abfassung getraut er sich nicht, eine bestimmte Meinung zu äußern: Einiges weise auf die Regierungszeit Karl's IV., Anderes auf die Anfänge seines Vaters — Erwägungen, deren vernünftige Methode von nicht geringem Werthe für unsere Frage ist, und auf die wir weiter zurückkommen werden.

Was nun das Gedicht selbst betrifft, so ist es eine Impostur, wenn je eine gewagt worden ist; auch wird dieselbe, so viel mir bekannt, allgemein zugestanden, wie wir denn nicht zweifeln, daß auch Herr Palacky, trotz seiner in Bezug auf diese Frage etwas ausweichenden Aeußerungen (a. a. O.) nicht anders darüber denkt. Wir müssen den Leser bitten, sich einen Auszug aus diesem Machwerke gefallen zu lassen.

„Die Weissagung der Lubussya“, im lateinischen Texte in sehr fehlerhaften leoninischen Hexametern abgefaßt, geht davon aus, daß Königin Elisabeth [1]) glänzende Nachkommenschaft gebären werde, welche sehr viele Reiche inne haben solle. Die Hauptsache aber ist — und die Nutzanwendung auf Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 liegt nur zu nahe —: ihr Exarch, wie der lateinische, oder ihr Erstgeborner, wie der böhmische Text sagt, wird als Monarch die Welt regieren, weise sein, die Tobenden sich unterwerfen, sein Reich wird wohl stehn, die Deutschen wird er verjagen [2]), die Böhmen wird er lieben, „die jetzt zu nichts geworden sind und Anderen unterworfen“, er wird sie erhöhen und mächtig machen [3]), er wird die ganze Welt besiegen; auch wird er den Sultan bezwingen und Pluto's Amtmann vertreiben.

Es ist gleichgiltig, ob Hr. Hanka dies Gedicht verfaßt hat oder nicht: auf alle Fälle hat er dem Publikum eine ganz moderne Fälschung vorgelegt, welche dasselbe berechtigt und verpflichtet, alle anderen aus seiner Hand empfangenen Gaben mit besonderer Vorsicht aufzunehmen.

Die bedeutendste unter diesen Gaben, sowohl dem Umfange als dem Inhalte nach, ist aber die Königinhofer Handschrift, welche uns zunächst beschäftigen soll. Beides, sowohl die Art, wie dieselbe gefunden wurde, als ihr Inhalt, geben sehr ernsten Bedenken Raum.

Ueber die Auffindung lassen wir lieber Hrn. Swoboda reden, welcher den betreffenden Schatz dem deutschen Publikum durch Uebersetzung zugänglich gemacht hat [4]): „Am 16. September 1817 zum „Besuche bei einem Jugendfreunde in der königlichen Leibgedingsstadt „Königinhof, die einst Žižkas schweren Grimm erfahren, hört er“ „(nämlich „Freund W. Hanka“), „daß in einem niedrigen Mittelge-

[1]) Elisabeth, die Tochter K. Wenzel's II., am 1. September 1310 mit Johann von Luxemburg vermählt, starb am 28. September 1330. Sie war Karl's IV. Mutter.

[2]) Lateinisch: Abjuret extremos (i. e. abjurabit externos), böhmisch: rozežene Nêmce.

[3]) Ty wzwelbí wzmorží; im lateinischen Text steht nur: hos peragrabit

[4]) Die Königinhofer Handschrift, Prag 1829 S. VIII.

„wölbe des Kirchenthurms unter dem Musikchore eine Sammlung „Pfeile liege aus den Zeiten jener unheilvollen Zerstörung der Stadt. „Er wünscht sie zu sehn und wie er darunter wühlt, stößt er auf „einige Blättchen Pergament. Er sieht sie beschrieben mit lateinischer „Schrift, im helleren Raum der Kirche findet er, daß die „Handschrift böhmisch sei, und bald hat er den Inhalt entziffert, der „ihn mit Begeisterung erfüllt.“

Erregt nun schon diese Art der Auffindung mancherlei Bedenken — denn außer der Höhle, in welcher Simonides einen Theil seiner Manuscripte gefunden haben will, ist uns Aehnliches nicht bekannt — so ist der Inhalt des Fundes schon nach seiner allgemeinen Natur und Anordnung nur geeignet, dieselben zu vermehren.

Die zwölf Blättchen in Duodez nebst zwei schmalen Streifen, mit Schriftzügen aus dem Ende des 13. oder Anfange des 14. Jahrhunderts, welche die Handschrift bilden, enthalten sechs epische und acht lyrische Lieder. Auf die letzteren kommen wir später zurück; von den ersteren gehören drei in eine vorchristliche Zeit.

Diese drei Lieder nun, deren Inhalt vor den Ausgang des neunten Jahrhunderts fallende Ereignisse betrifft, wurden bereits im J. 1829 von Hrn. Palacky bei einer Besprechung der Königinhofer Handschrift in den Wiener Jahrbüchern in überzeugendster Weise für Dichtungen erklärt, welche ohne Kenntniß der wahren Verhältnisse weit später, als die Ereignisse, die sie schildern, abgefaßt sein müßten. Hr. P. wollte sie erst dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert zuweisen. „Man hatte zwar“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „dagegen eingewendet, der Gesang athme einen zu lebendig-heidnischen „Sinn, als daß man einen Dichter aus jener christlich frommen Zeit „zu dessen Verfasser machen dürfte“ — ein Einwand, dessen unzweifelhafte Richtigkeit Jedermann leicht einsieht. Und wenn Hr. Palacky diesen Einwurf mit der Erwiderung abzuweisen sucht, daß doch, falls derselbe begründet sei, „die Tradition dieser Gesänge durch vier Jahrhunderte auch nicht denkbar“ sei, so kann man sich nur wundern, daß der gelehrte Recensent nicht den nächsten Schritt that und, durch Constatirung dieser auffallenden Thatsachen veranlaßt, nicht überhaupt an der Aechtheit der Gedichte zu zweifeln begann. Denn eben diese Thatsachen müssen den Unbefangenen doch Gedichten gegenüber, in welchen von Göttern

Thieropfern, heiligen Vögeln so oft die Rede ist, höchst bedenklich machen. In den serbischen Volksliedern sind, mit Ausnahme der noch heute in den Vorstellungen des Volkes lebenden, immerhin nur halbgöttlichen dämonischen Wilden die heidnischen Gottheiten äußerlich ganz verschwunden und ihre Attribute, theils auf die Helden der Nation, theils auf S. Johannes, theils auf die Gottheit selbst übertragen.

Eben diese Reminiscenz an die serbischen Volkslieder gibt aber Gelegenheit zu einer weitern Bemerkung. Die zahlreichen altböhmischen Dichtungen aus dem vierzehnten und zum Theil wohl auch dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts, welche sich anderweitig erhalten haben, sind ausnahmslos in der Form und ohne Zweifel nach dem Muster der deutschen Reimpaare verfaßt, je aus acht Sylben mit meist klingendem, seltener mit stumpfem Endreim bestehend — denn diese Bezeichnung ist entsprechender, als von vier Hebungen oder gar Trochäen zu reden. Es sind Dichtungen der verschiedensten Art, geistliche und weltliche, Uebersetzungen und freie Compositionen: dieses Gesetz aber halten sie alle ein. In den Heldengedichten der Königinhofer Handschrift dagegen findet sich, und zwar in zwei Liedern ununterbrochen, das zehnsylbige ungereimte Metrum mit einer Cäsur nach der vierten Sylbe, welches in den Heldengesängen der Serben überall herrscht, und eben nur bei diesen allein, unter allen Slaven, üblich ist. Bekannt wurde es, wie Jedermann weiß, erst wenige Jahre vor dem Erscheinen der Königinhofer Handschrift, aber Herr Wuk Steph. Karadschitsch mit unvergleichlicher Gewissenhaftigkeit und aus reinster Vaterlandsliebe diese Heldenlieder so veröffentlichte, wie er sie aus Volkes Munde gesammelt hatte. Man wird es daher sehr begreiflich finden, wenn ein Verehrer dieser serbischen Volksdichtung wie Kopitar, dem auch die früher erwähnten Bedenken nicht unbekannt waren, die neue böhmische Entdeckung schlechtweg für eine Fälschung und für eine Nachahmung der Serbenlieder erklärte.

Da aber dieser ausgezeichnete Mitbegründer der slawischen Philologie seinen Ausspruch nicht weiter zu erklären für gut gefunden hat, so mußte er sich von den Vertheidigern den Vorwurf gefallen lassen, es seien nicht wissenschaftliche Gründe, die ihn veranlaßt hätten, sondern Neid gegen die Böhmen und ihre Literatur. Es soll

uns freuen, wenn wir im Stande sind, durch stricten Beweis seinen Manen gerecht zu werden.

Waren nämlich die Art der Auffindung, die begeisterten Reminiscenzen an das Heidenthum, die metrische Form schon bedenkliche Faktoren für den unbefangenen Beurtheiler des neuen Schatzes, so kommt auch ohne weiteres Eindringen in Einzelnheiten gleich noch ein vierter in der Anordnung hinzu. Die Handschrift gibt sich nämlich als Fragment des dritten Buches einer Sammlung zu erkennen, die man mit Hrn. Palacky auf etwa 300 Blätter in ihrer ursprünglichen Gestalt veranschlagen müßte (Wiener Jahrb. 1829 S. 139). Was muß das aber für ein Sammler gewesen sein, der die drei Gedichte der vorchristlichen Zeit zu einem 27. Kapitel dieses dritten Buches machte, zwei Gedichte über Siege gegen Mongolen und Sachsen, deren Inhalt dem dreizehnten Jahrhundert angehört, als 26. Kapitel davor setzte? Der dann zum 28. Kapitel vierzehn lyrische Lieder machte? Die epischen Gedichte enthalten zufällig Dinge, die anderweitig mehr oder weniger bezeugt sind, behandeln Gegenstände aus fünf Jahrhunderten und sollen nur zwei Kapitel eines dritten Buches gefüllt haben?

Aber Hr. Palacky hält uns einen Beweis entgegen, der uns, wenn er begründet ist, nur die Alternative läßt, einen Fälscher anzunehmen, dessen historische Kenntnisse die des Hrn. P. überragen — und ein solcher dürfte nicht zu finden sein — oder trotz unserer schweren Bedenken, die Aechtheit der Handschrift zuzugestehen: es enthält dieselbe nach seiner Ansicht Thatsachen, welche 1817 Niemand kannte und die Forschung erst seitdem zu Tage gebracht hat. Es sind drei Punkte, welche Hr. P. betont und die auch wir demnach in Betracht ziehen müssen.

Chronologisch müssen wir das Fragment „Jarmir und Oldrich" zuerst betrachten, welches die Wiedereinsetzung des Herzogs Jaromir im J. 1004 feiert. Es versteht sich, daß von König Heinrich II. von Deutschland, welcher den Přemysliden zurückführte und mit Begeisterung in Prag empfangen wurde, überhaupt gar nicht die Rede ist; auch wird die Einnahme von Prag mit ganz anderen Umständen erzählt, als von dem jenen Ereignissen gleichzeitigen deutschen Geschichtschreiber, dem Bischof Thietmar von Merseburg. Mit Recht

hebt aber Hr. Palacky [1] **hervor, daß unser Gesang von einer Wie**dereinsetzung Jaromir's rede — „Jarmir neu ersteht ob allem Lande" sagt Hrn. Swoboda's Uebersetzung — während doch schon Cosmas im Anfange des zwölften Jahrhunderts in seiner Chronik der Böhmen nicht mehr wußte, daß Jaromir schon früher einmal (und zwar im J. 1003) eine kurze Zeit geherrscht habe. Hr. Palacky schließt daraus mit Recht ferner, daß der Gesang (wenn er nämlich überhaupt ächt ist) nothwendig „in's eilfte Jahrhundert, kurz nach der Begebenheit" gehöre. Man könnte etwa die Regierungszeit des Herzogs Udalrich (1012—1037) als Epoche des Dichters annehmen; nur dann würde sich nämlich allenfalls der von Hrn. Palacky nicht hervorgehobene auffallende Umstand erklären, daß Udalrich bereits in unserm Gedichte als „Fürst" schlechthin vorkommt.

Eben der Umstand aber, daß Jaromir bereits 1003 eine kurze Zeit geherrscht hatte, war Hrn. Palacky im J. 1829 noch unbekannt; „erst ein tieferes Studium der Quellen" klärte ihn nach seinen Worten hierüber auf. „Der Falsarius", schließt er weiter, „bewährte sich sonach als einen überaus tiefen Kenner der Geschichte, wie Böhmen 1817 sonst keinen besaß".

Aber die Thatsache, daß Jaromir schon früher einmal kurze Zeit geherrscht hatte, war in Böhmen lange vor 1817 bekannt und Hr. Palacky ist in diesem Falle von seinem Gedächtnisse irre geführt worden. Eben in dem Fundamentalwerke wahrhafter altböhmischer Geschichte, auf das Jeder zunächst verfällt, der sich über eine Frage aus derselben unterrichten will, in Gelasius Dobner's Hauptwerk ist diese Thatsache bereits unzweifelhaft festgestellt. Dieser treue, strenge Forscher, der dem Lügenwerke Hajek's mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit zuerst die Maske abzog, hat bei der betreffenden Stelle Hajek's die Sache zweimal auseinander gesetzt (IV, 494, 500) und die entscheidende Stelle Thietmar's (V, 18) wörtlich abdrucken lassen. Auf

---

[1] Zuerst in der Gesch. von Böhmen I, 259 Anm. 2, dann in der Abhandl. „über die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache S. 180 (Abhandl. **der k. böhm. Gesellsch. der Wiss. 1841) endlich in der Bohemia 1858 N, 292 S. 985 nochmals wiederholt.**

alle Fälle war ein Fälscher im J. 1817 hinlänglich in Stand gesetzt, von einer Wiedereinsetzung Jaromir's zu reden.

Untersuchen wir nun aber die Quellen näher, so zeigt sich Folgendes: Thietmar ist der einzige glaubwürdige Zeuge über die böhmischen Ereignisse des Jahres 1004. Der Bericht des Cosmas, der auch nach unseres gelehrten Gegners Meinung ungenügend unterrichtet ist, beruht nur auf populären Traditionen und hat keinen historischen Werth. Was jüngere böhmische Chroniken über die Angelegenheit bringen, beruht aber ausschließlich auf Cosmas. Es ist von um so größerem Werthe, diese Thatsache im Einzelnen zu erweisen, als unser Gedicht das Einzige der ganzen Sammlung ist, welches jüngst Geschehenes einfach wieder zu geben scheint, ohne auf sonstige Weltereignisse Rücksicht zu nehmen, oder lyrischen Motiven Einwirkung zu gestatten.

Thietmar berichtet zunächst (VI, 8, 9), auf welche Weise Heinrich II., in dessen Gefolge sich Jaromir befand, mit Hilfe desselben unvermuthet in Böhmen eindrang, das Herzog Boleslaw von Polen in Besitz genommen und an den Grenzen wohl verwahrt hatte. Die Bewohner von Saaz erschlagen die polnische Besatzung und öffnen dann dem deutschen Könige die Thore; hierauf wird Jaromir mit tüchtigen deutschen Kriegern und den Böhmen, die sich ihm angeschlossen, nach Prag vorausgesendet, um Boleslaw zu überfallen; dieser aber, zeitig gewarnt, verläßt mitten in der Nacht die Stadt, als die Glocken von Wyschehrad die Einwohner zum Kampfe riefen. Nur auf der Brücke entspinnt sich noch ein Kampf, in welchem ein Bruder des heil. Adalbert auf böhmischer Seite fällt. Am folgenden Tage kam Jaromir in die Stadt und besteigt den Thron.

Während nach Thietmar also die Sache ganz natürlich zugieng, weiß Cosmas folgende mythische Lösung zu geben (I, 35, 36). Herzog Mesco (von Boleslaw weiß er nichts) suchte, nachdem er Böhmen in Besitz genommen, den Kaiser, in dessen Gefolge sich der Premyslide Udalrich (Jaromirs Bruder) befand, durch Goldgeschenke zur Einkerkerung desselben zu veranlassen. Udalrich aber — „wir wissen nicht sicher, ob durch Flucht oder auf des Kaisers Befehl," fügt Cosmas hinzu — entkam mit Christi und des heil. Wenzel Hilfe nach Böhmen, besetzte die Burg Drewic, entsendete von da einen ge-

treuen Kriegsmann nach Prag und befahl ihm, den unvorbereiteten Feind Nachts durch Posaunenton zu erschrecken. Der Kriegsmann läßt in der Nacht von dem Strahow, dem höchsten Punkte der Stadt, das Horn ertönen und ruft: „Es fliehen, fliehen die Polen arg verwirrt, stürzt auf sie, stürzt auf sie muthig, gewaffnete Böhmen." Die Polen überfällt hierauf Schreck und Angst, sie fliehen ohne Waffen, zum Theil ohne Kleider; auf der Flucht kommen Einige durch den Sturz von der Brücke um, Andere im Gedränge; Herzog Mesco selbst entkommt mit Wenigen. „Wie gewöhnlich" fährt der Autor ächt poetisch fort, „wenn die Menschen aus Furcht fliehen — auch bei einer Bewegung der Luft beben sie, ihr eigenes Beben mehrt ihren Schrecken — so schienen diesen, obwohl Niemand sie verfolgte, Felsen und Mauern nachzurufen und die Fliehenden zu verfolgen."

Niemand kann hier den Mythus verkennen, in welchem durch eine tönende Gottheit der Landesfeind vertrieben wird. Der ganze Vortrag und insbesondere der Schluß weist auf ein Lied, das der Autor wiedergab; hätte er nicht lateinisch, sondern slavisch geschrieben wie sein Zeitgenosse Nestor, so könnte es vielleicht gelingen, was bei diesem zuweilen möglich scheint, einige Bruchstücke des alten Liedes herzustellen [1]. Auf alle Fälle darf man schließen, daß nach aller Wahrscheinlichkeit, wenn sich überhaupt eine poetische Tradition über das Ereigniß erhielt, eben diese der Nachwelt überkommen sein wird. Wir werden sehn, wie wenig das der Fall ist.

[1] Bei einer aufmerksamen Lectüre Nestor's, der zu den alten Russen ein ähnliches Verhältniß hat, wie Gregor von Tours zu den Franken, dessen ursprüngliche Gestalt sich aber aus dem in den Ausgaben vorliegenden handschriftlichen Material durchaus nicht erkennen läßt, müssen jedem Leser auffallen, gegen die einerseits kein Verdacht der Interpolation möglich ist und die andererseits einen von der fromm-verständigen, trockenen Weise des Autors verschiedenen Charakter tragen. Aufgefallen ist mir namentlich (S. 64 der Ausg. der paläogr. Commission) der Bericht von der Schlacht bei Lystwen (Karamsin II, 17) im J. 1024, der durchaus einem Volksliede entnommen scheint: z. B. Mstislaw rückte mit seiner Gefolgsschaar an und begann auf die Wariagen einzuhauen und es war ein mächtig Hauen; wenn der Blitz erstrahlte, leuchteten die Waffen und es war ein groß Gewitter, ein mächtig und furchtbar Hauen."

Von den Chronisten, welche in lateinischer Sprache schrieben, hat hier nur Pulkawa, der ein Zeitgenosse Karls IV. war, Werth für uns. Er hat sich genau an Cosmas gehalten; eine Posaune schien ihm aber doch zu wenig; er ließ demnach den Kriegsmann „durch den Schall von Posaunen und Hörnern“ [1]) die Polen schrecken, indem er es wohl dem verständigen Leser überließ, an eine Kriegslist ähnlich der des Gideon zu denken.

Aber noch vor Pulkawa hatte der unter dem Namen Dalemils bekannte böhmische Reimchronist, welcher dem Ende des dreizehnten und dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angehört, sich der Erzählung des Cosmas bemächtigt. Ihm schien nun vollends die von der Höhe tönende Posaune des Cosmas nicht geheuer, und er hielt es für natürlicher, die Posaune in ein Hirtenhorn zu verwandeln, vor dessen gewohntem Klange die Thore der Stadt geöffnet werden. Dies gethan, bedurfte die Erzählung des Cosmas im Uebrigen nur sehr geringer Modification.

Bei Dalemil kommt Udalrich gar nicht nach Deutschland. Vielmehr wird derselbe, von Mesko am Leben bedroht, durch den heiligen Johannes gerettet. Es kommen nämlich seine Getreuen zu ihm, mit denen er insgeheim vor Prag zieht. Sie gewinnen einen Hirten gegen Versprechen großen Lohns ihnen Prag zu verrathen; nach seinem Verlangen warten sie am Strahow auf den Ton seines Hornes. Dalemil fährt nun wörtlich fort: „Früh am Morgen, als er (der Hirt) seine Heerde hinaustreiben wollte, rief er dem Thorwärter zu und ließ sich die Zugbrücke herablassen. Alsbald fieng er an, gewaltig zu blasen; die Böhmen berennen Prag; die Polen weichen überall; mitten in der Stadt hielten die Böhmen und verfolgten die Polen nicht weiter; die Polen sahen sich nicht um; Andere schwammen nackt auf die andere Seite. Der Hirt rief ihnen zu und den Polen dänchte es, als ob es tausend Rosse wären; Udalrich vertrieb den Mesco aus dem Lande“ [2]).

---

[1]) — per clamorem buccinarum et tubarum in der ersten Recension (Mencken scriptt. III, 1652) — tubis et buccinis in der zweiten (Dobner, monum. III, 107).

[2]) Dalemilova chronika česka ed. Hanca (Prag 1851) p. 64, 65, 197, 198.

Man sieht wohl, wie der alte Mythus hier platt geschlagen und gemeiner Verständlichkeit angenähert worden ist.

Der letzte, der hier in Betracht kommt, ist der mehrerwähnte berüchtigte Hajek, der übrigens bei näherer Betrachtung viel alberner zugleich und harmloser erscheint, als man gewöhnlich annimmt. Hajek hatte Cosmas und Pulkawa und die Reimchronik vor sich und hat sie alle drei auf das unbarmherzigste zusammengeschweist. Aus Cosmas entnahm er die Bestechung des Kaisers, Udalrichs Flucht nach Böhmen, die Einzelheiten der Polenflucht; Dalemil bot ihm den Hirten und die Einnahme Prags mit Hilfe desselben; aus Pulkawas Posaunen und Hörnern endlich machte er große Trommeln [1]).

Das Gedicht der Königinhofer Handschrift aber erweist sich als einen matten Auszug aus Hajek, in welchem, bei nur unwichtigen Zusätzen, [2]) alle wesentlichen Momente beibehalten sind — sogar die Trommeln. Und dieß letztere ist ein Anachronismus, den man selbst einem Fälscher vom J. 1817 kaum zu gut halten kann; in Hajeks Zeit, wo man keinen Anstand daran nahm, Troja und Jerusalem mit Kanonen beschießen zu lassen, Hektor in flandrischen Hosen und die heil. Anna in einem venetianischen Mieder darzustellen, in einer solchen Zeit fallen auch Trommeln bei einem Heere des elften Jahrhunderts natürlich nicht weiter auf.

Trommeln sind aber bei europäischen Heeren während des ganzen früheren Mittelalters unbekannt gewesen: Trommeln und Pauken gelten Kriegsleuten wie Dichtern und Historikern als ein ausschließliches Merkmal muhammedanischer Kriegführung [3]). Selbst der Name

---

[1]) Böhmische Chronica W. Hajecii übers. von Sandel. Prag. 1596. Blatt 125 b, 126. In der Originalausgabe von 1541 fol. 100 b 101 a.

[2]) So sind in das Hajeksche Excerpt (Vers 12—24) zwei kleine Reden eingefügt, die nur eine Begeisterung für den Kampf enthalten. Ueber Wyhoǔ Dub geben die schillernden Zweifel der Vorrede (S. 32, 33) guten Aufschluß.

[3]) Wie sie denn auch von den Arabern herrühren, denen sie von den Persern überliefert wurden. Vgl. Pott in Höfers Zeitschrift II, 356. Kaiser Leo der Weise (886 – 912) empfiehlt vor dem Kampfe mit Arabern die Pferde an den Lärm ihrer *τύμπανα* und *κύμβαλα* zu gewöhnen, be-

der Trommeln kommt so viel ich sehe in der ganzen mittelhochdeutschen Literatur nicht vor; die beiden einzigen Stellen wenigstens, in denen man sie zu finden glaubte, lassen eine solche Deutung schwerlich zu [1]). Das entsprechende böhmische sowohl Trommel als Pauke bedeutende Wort kommt zuerst im vierzehnten Jahrhundert in Psalmenübersetzungen vor [2]).

Den Zeitpunkt, in welchem Trommeln in europäischen Heeren eingeführt wurden, weiß ich freilich nicht genau anzugeben [3]). Unzweifelhaft finden sie sich mit Ausgang des Mittelalters bei dem neuauf-

---

merkt auch, wenngleich kaum mit Recht, die Araber hätten diese Instrumente nur, um die Feinde zu schrecken. (Leonis tact. ed. Meursius pag. 312, 363). Stellen mittelhochdeutscher Dichter, in welchen die Sarrazenen Tambûre in die Schlacht bringen sind in: Wolframs Willehalm ed. Lachmann S. 428. Landgr Ludwigs Kreuzfahrt ed. von der Hagen S. 47. Noch im J. 1291 bei der Einnahme von Akko wurden die Christen durch diese rauschenden Instrumente geschreckt. (Nach einer handschriftlichen Notiz bei Du Cange ed. Henschel s. v. Tabur).

[1]) In der einen (Parzival ed. Lachmann 571, 1—3 pag. 269) heißt es: er hörte ein „gebrummen" wie von zwanzig „trummen" beim Tanze. Bei Trommeln würde wol dôz passender sein. Die andere ist im Leben der heil. Elisabeth (Wackernagel Leseb. 744), wo von den Künsten die Rede, in welchen die anwesenden Ritter sich auszuzeichnen suchen: „der eine sluoc die drumen, dirre pfeif." Man wird wol in beiden Fällen an die dritte im mittelhochd. Wörterbuch von Müller und Zarncke s. v. trumbe angegebene Bedeutung von Laute denken müssen.

[2]) Jungmann, böhmisch-deutsches Wörterbuch s. v. tuben.

[3]) Stammen sie vielleicht von den italienischen Bürgerheeren? Dante, inferno, 22, 7 leitet vielleicht auf etwas der Art hin. Die gewöhnliche Annahme, daß sie von den Janitscharen überkommen seien, weiß ich nicht zu belegen. Bei den Hussiten unter Ciska scheinen sie nicht üblich gewesen; wenigstens finden sie sich in Palacky's trefflicher Darstellung des damaligen Kriegswesens nicht erwähnt. — Das alberne Geschichtchen von der Trommel aus Ciskas Haut stammt von Hajek (t. II. fol. 118, 6 der deutschen Uebers.) Der ehrliche Pubitschka bemühte sich, wie es scheint, vergeblich um die Quelle. Vergl. Palacky, Würdigung S. 247.

kommenden Fußvolk, den Schweizern und Landsknechten [1]); aber noch in der Schlacht bei Varna (1444) hatte man auf christlicher Seite nur Trompeten und Posaunen, auf türkischer große Trommeln (Heerpauken) [2]). Selbst in der Heeresordnung Karls des Kühnen finden sich nur Trompeten [3]).

Das der Trommel zunächst verwandte, im Mittelalter übliche Instrument hieß Tambûr, wurde geworfen und geschlagen, in ähnlicher Weise wie unser Tambourin. Es wird, namentlich bei romanischen Völkern, bei Spiel, Tanz und Turnieren oft genug erwähnt [4]). Ausnahmsweise findet sich, daß Landgraf Ludwig dem kaiserlichen Heere seine frohe Ankunft mit Tambûre und Hörnern kund thut [5]).

Genug, es wäre thöricht, im elften Jahrhundert an Trommeln bei einem böhmisch-deutschen Heere zu denken, und die Fälschung hätte schon hieraus allein einleuchten können.

Zur Ergötzung des Lesers lassen wir nunmehr die bezeichnendsten Stellen aus Hajek und dem Gedichte folgen:

Hajek Bl. 126 a.	Königinh. Handschrift.
— — zogen der Herzog Udalricus und Berkowecz durch die Wälde heimlich wie sie ihre Geleithsleuhte führeten und lägerten sich in . . . dicken Wälden.	V. 1. — — zog in den Schwarzwald Dort wo die Wladyken sich versammelt Sieben Grafen mit beherzten Schaaren.
(Die ausgesendeten Kundschafter, welche einen Hirten für den Verrath bestochen, melden:)	(Sie ziehen nach Prag:) V. 28. . . . dorthin wo im Schlafe

[1]) Ranke, rom. und germ. Völker I, 327. Barthold, G. von Frundsberg S. 45 u. 64: „Trommeln groß wie Weinfässer.“

[2]) Karajan, zehn Gedichte Mich. Behaims S. 8. (Quellen und Forschungen Wien 1849).

[3]) Von dem verewigten Chmel herausgegeben Monum. Habsburg. I.

[4]) Raynouard s. v. tâbor, Roquefort s. v. tamborin. Das Mhd. Wörterb. s. v. tabûr.

[5]) Landgraf Ludwigs Kreuzfahrt ed. von der Hagen S. 50.

das zu Prag Alles still und Friede wäre, die Polen wären sicher und ohn' alle Sorge. — —

Als es zu tagen anfieng (rückten die Böhmen) vom Berge Strahow (bis auf die Holzbrücke unbemerkt) denn es war ein Nebel.

Hingestreckt der Polen Haufen lagen
Oben hielten sie am Waldesrande.
Sieh'! da liegt Prag im Morgenschlummer
Und die Moldau dampft im Morgennebel. —

Das Volk . . . . hatte sich auch zur Ruhe und Frieden begeben.

Nieder von der Höh'! Still, Alles stehe!
Schlau verbergen sie im stillen Prag sich
In die Mäntel hüllen sie die Waffen

Bald kömpt der Hirt . . . mit etlichem Viehe und rufete den Thorhüter, das er die Brücke niederlassen sollte. Und er redete ihm zorniglich zu, warum er das Vieh so frühe austriebe?

Und als die Brücken niedergelassen,
fieng der Hirt an, uberlaut zu blasen,
und gab also den Böhmen die Losung.

Indessen *sprängten*[1]) sie behende mit ihren großen Trommeln auf die Brücken und in die Altstadt, fiengen ein Lermen und uberaus zu schreyen an sagende: die Polen fliehen . . .

Geht ein Hirt, als früh der Morgen dämmert
Ruft hinauf, daß man das Thor ihm öffne.
Hört des Hirten lauten Ruf die Wache,
Oeffnet ihm das Thor am Moldaustrome.
Auf die Brücke tritt der Hirt, laut bläst er
Auf die Brück' der Fürst springt mit acht Grafen.
Jeder *trabt*[1]) mit allen seinen Mannen
Und die Trommeln schmettern Donnerschläge,
Und die Hörner schmettern lauten Schlachtruf

---

[1]) Es weist das auf Benutzung der deutschen Uebersetzung durch den Fälscher, wenn nicht gar die Gedichte überhaupt zuerst deutsch geschrieben wurden.

Und die Polacken erschraken von diesem Geschrey uber die Maßen ... das ihrer viele von den Betten nackend ... herab sprungen[1]) und ein Theil die Flucht gaben.	V. 49. Schreck ergreift die Polenkrieger alle
	V. 51. Und die Polen sprengen[1]) hierhin, dorthin.

Die Lüge ist zu Tage; ein großartiger altslawischer Mythus ist von armseligen Scribenten platt geschlagen und dann von Fälscherhand mit Flittergold behängt worden, Dobner mußte für Jaromirs Wiedereinsetzung herhalten und den serbischen Volksliedern entsprang das Versmaas.

Wir könnten unsere sachlichen Untersuchungen hier schließen. Aus Rücksicht aber auf einige ängstliche Seelen, welche glauben könnten, der Fälscher von 1817 habe in der That große Kenntnisse besessen, wollen wir die beiden anderen von Hrn. Palacky hervorgehobenen Punkte noch in Betracht ziehen. In der That darf der genannte Gelehrte mit Recht voraussetzen, daß kein Fälscher durch größere Kenntnisse auf irgend einem Gebiete böhmischer Geschichte den wohlerworbenen Ruhm des Geschichtschreibers dieses Landes zu verdunkeln im Stande war.

Der zweite Punkt, um den es sich handelt, betrifft das Gedicht Jaroslaw, welches einen Sieg über die Mongolen zu verherrlichen bestimmt ist. Das entscheidende Moment soll hier die Erzählung von dem durch Deutsche auf deutschem Boden vollbrachten Morde einer Tochter des Tatarenchans sein, als diese sich, um fremde Länder zu sehen, auf Reisen begeben hatte. Die betreffende Stelle aus der St. Hedwigslegende, welche ein solches Ereigniß aus Neumark in Schlesien berichtet, ließ Hr. Palacky allerdings erst im J. 1843 in seiner Abhandlung über den Mongoleneinfall 1241[2]) abdrucken, aber nicht etwa aus einer Handschrift, sondern aus dem 1781 erschienenen ersten Bande der dokumentierten Geschichte von Breslau (von Klose), die doch 1817 so gut zugänglich war, wie 1843. Uebrigens brauchten die Fälscher nicht einmal diese schlesische, sondern nur die mährische Sage zu ken-

[1]) S. S. 140. Anm. 1.

[2]) Abhandlungen der kön. böhm. Gesellsch. der Wissensch. S. 402, Anm. 2.

nen, welche Horky schon 1818 [1]) über den Mord tatarischer Prinzessinen auf der Maidenburg in Mähren veröffentlichte, und den Mord nach dem Geiste ihrer ganzen Arbeit schlechthin Deutschen zuzuschieben.

Was den Inhalt der Gedichte betrifft, der in die neueren Geschichtswerke Eingang gefunden hat, so ist der noch viel nichtiger als der des zuerst besprochenen Gedichtes: es bleibt nämlich gar nichts aus demselben übrig, als die Thatsache, daß Olmütz von den Mongolen im J. 1241 belagert, aber nicht eingenommen wurde; denn dies allein ist bei dem Mangel annalistischer Aufzeichnungen durch eine Erwähnung in einer Urkunde sicher bezeugt. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich die Tradition gebildet, welche in der böhmischen Reimchronik überliefert ist, daß ein mongolischer Prinz vor Olmütz gefallen sei [2]); ob diese Tradition Grund hat, läßt sich nicht sagen.

In der Chronik Pulkawas findet sich nun aber — und wir folgen hierbei dem von Herrn Palacky mit größtem Fleiße gesammelten und geordneten Material — in der ersten Recension zum J. 1254: Die Tataren seien, nach mehrjähriger Verwüstung Ungarns, nach Mähren gekommen, hätten dort in der Umgegend von Olmütz Massen von Menschen getödtet, mehrere Burgen zerstört; endlich bei einem neuen Erscheinen derselben vor Olmütz habe „ein Edler (quidam nobilis) von Sternberg," damals Befehlshaber in dieser Stadt, einen muthigen Ausfall gemacht, den tatarischen Feldherrn „tödtlich verwundend umgebracht." Hierdurch erschreckt, seien die Tataren wieder nach Ungarn zurückgekehrt; jener Edle von Sternberg habe aber zur Belohnung vom Könige einige Güter bei Olmütz bekommen und dort zur Erinnerung an diese Begebenheit die neue Burg Sternberg erbaut. Die Tataren verwüsteten nach einigen Jahren Polen und schlugen Herzog Heinrich von Schlesien in einer Schlacht.

---

[1]) Hormayrs Archiv n. 31. S. 130.

[2]) Palacky a. a O. S. 389, 397. Wenn aber von demselben weiter geschlossen wird: „also wollten die Mongolen Olmütz und Brünn erobern, konnten es aber nicht; folglich wurden sie zurückgeschlagen," so wird wol Niemand diese Schlußfolgerung für zwingend halten, da so viele andere Möglichkeiten bleiben; wie denn auch der Satz des Roger: Peta rex — in terram ducis Moraviae pervadens — ad portam Hungariae festinavit, durchaus nichts von einer gezwungenen Eile enthält.

In der zweiten Recension seiner Chronik, in welcher er „von Karl IV. mit neuen Hilfsmitteln unterstützt, nur die durch Denkmäler gesicherte Geschichte zu schreiben beabsichtigte," [1]) ließ er das Alles fort und theilte nur unter dem richtigen Jahre 1241 kurz mit, daß die Tataren Herzog Heinrich von Polen (Schlesien) besiegt und erschlagen, vor dem herannahenden König Wenzel von Böhmen geflohen seien und nach Ungarn durch Mähren eilend, dieses halb und Oesterreich dazu verwüstet hätten. Diese Darstellung ist denn auch im Ganzen richtig.

Fragt man nun aber, was für eine Beschaffenheit es mit der Nachricht der ersten, von Pulkawa später selbst aufgegebenen Recension habe, so leuchtet ihre Werthlosigkeit ein. Mit Hrn. Palacky darf man annehmen, daß sie aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft sei; ob aber Jemand willkürlich einen Hrn. von Sternberg mit der aus der Reimchronik bekannten Tradition der Belagerung von Olmütz und des Todes eines tatarischen Prinzen in Verbindung gebracht hat, oder ob man mit einer ehemals nicht ungewöhnlichen Art von Gelehrsamkeit die Gründung der Stadt Sternberg in Mähren auf diese Weise erklären wollte, oder endlich ob sich der Tradition von der Belagerung Olmützens wirklich die von der Rettung durch einen Herrn von Sternberg beigesellt hatte — zwischen diesen drei Möglichkeiten läßt sich schlechterdings nicht mehr entscheiden.

Es ist wahrscheinlich, aber nicht nothwendig, daß Pulkawa das Ereigniß in das Jahr 1254 setzte, weil er von dem Einfalle der Ungarn wissen mochte, welche in dieser Zeit (1253) in Mähren erschienen und Olmütz in der That belagert haben. [2]) Dem sei wie ihm wolle: wir sahen, der besser unterrichtete Pulkawa gab seine eigene Nachricht auf.

Aber Wenzel Hajek konnte sich ein Geschichtchen derart natürlich nicht entgehen lassen: er hat vielmehr dasselbe in wunderlichster Weise zu einem ausführlichen Berichte ausgesponnen. Er hatte übri-

---

[1]) Palacky a. a. O. S. 392.

[2]) Außer der von Hrn. Palacky S. 401 angeführten urkundlichen Stelle deutet auch die Fortsetzung des Cosmas (Mon. Germ. Scriptt. IX., 174) darauf hin: viele Tausende seien circa Olomucz erschlagen worden.

gens auch eine andere Quelle, eine Fortsetzung des Cosmas vor sich, welche von Prager Domherren herrührt. In dieser fand er, daß noch vor dem Tode König Wenzels I. (am 22. Sept.) im J. 1253 der König von Ungarn mit Ungarn, Cumanen und anderen Völkern verheerend in Mähren einfiel und namentlich in der Umgegend von Olmütz hauste. Die Cumanen identificierte er mit den Tataren und folgte im Uebrigen Pulkawa und seiner Phantasie. Den unbekannten Herrn von Sternberg in seiner Quelle, der als capitaneus in Olmütz fungiert, machte er (Bl. 318 a) zu einem „trefflichen wehrhaftigen Hauptmann mit Namen Jaroslaw von Sternberg." Nach gehaltenem Rathe mit den Rittern und Stadtältesten, ordnet dieser bei Tagesanbruch die Truppen, stellt sich selbst an die Spitze der Reisigen, wagt einen Ausfall, kämpft zwei Stunden lang mit den Feinden, worauf die sich zu Pferde setzen, und zwei weitere Stunden wehren; in Folge schwerer Verwundung ihres Feldherrn flieht dieser, dann das Heer, der Feldherr stirbt auf der Flucht.

Auffallend ist hiebei, da man Hajeks Art kennt, gar nichts. Mit dem Ungenannten von Sternberg konnte er sich nicht begnügen und gab ihm den Namen Jaroslaw. Denn es ist von Boczek mit Recht bemerkt, auch von Hrn. Palacky zugestanden worden, daß gleichzeitige Quellen nur einen Zdislaw von Sternberg kennen; den Namen Jaroslaw findet man aber in dem Hause Sternberg mehrfach, zunächst bei einem Sohne Zdislaws — Hr. Palacky [1]) meint, er könne möglicherweise doch nach einem Oheim oder sonstigen Verwandten, eben dem Sieger genannt worden sein — dann aber findet er sich bei dem letzten Sprossen der Linie Sternberg-Wessely, dessen Tod in der Schlacht am Wischehrad (1. Nov. 1420) Hajek (Bl. 93 b) selbst erzählt. Daß der Name Jaroslaw in der Familie Sternberg vorkomme, war ihm somit bekannt genug. Zur Erklärung des Umstandes aber, daß Hajek eben diese Geschichte mit so großer Verherrlichung des Helden ausspann, braucht man sich nur der glänzenden

[1]) Die Erörterung vollständig in dessen angef. Abhandl. S. 399 flgd. Boczek hatte nach seiner Weise auch hier wieder eine unmögliche Urkunde in die Schranken geführt, was Hr. Palacky mit schlagender Ironie darthut.

Stellung zu erinnern, welche das Haus Sternberg in der böhmischen Geschichte überhaupt einnimmt, und der Bedeutung, welche in den Jahren 1534—1539, während deren Hajeks Werk entstanden ist, Adam von Sternberg der Vertraute des Königs Ferdinand I. gewonnen hatte [1]).

Kehren wir nun wieder zu dem Gedichte der Königinhofer Handschrift zurück, so brauchen wir uns nicht viel auf die gelehrten Notizen über die Aufstellung christlicher Heere gegen die Mongolen einzulassen, welche der Verfasser leicht zusammenraffen konnte, noch auf den kuriosen Einfall, den Namen des Eroberers von China Kublai zu dem populären Titel der Mongolenbeherrscher überhaupt zu machen — die Tochter heißt daher Kublajewna. — Das Gedicht sollte den Anschein gewinnen, als ob es erst einige Jahrzehnte nach den Ereignissen verfaßt, aber doch älter als die Reimchronik sei. Daß auch hier Hajek benutzt sei, geht nicht nur aus Jaroslaws Namen, sondern noch aus einem andern fatalen Umstand hervor. Hajek hatte nämlich Pulkawas Worte, der Herr von Sternberg habe den feindlichen Führer „tödtlich verwundend umgebracht," dahin erweitert, daß Jaroslaw ihm „mit dem ersten Straich seinen rechten Arm sambt dem Elnbogen und Schwert abhaut," der arme Mann sich hierauf zur Flucht wendet und erst auf dieser am Morgen „bei der Tränke" stirbt. In der Königinhofer Handschrift wird das wieder zusammengezogen und Jaroslaw „faßt mit seinem Schwert den Sohn des Kublay, s p a l t e t v o n d e r S c h u l t e r quer die Hüfte, daß er leblos sinket zu den Leichen."

Die Vermuthung wird wohl gestattet sein, daß die Fälscher nicht am wenigsten durch Rücksicht auf die trefflichen Grafen Franz und Kaspar von Sternberg bewogen wurden, diesen Gegenstand zu wählen. Im Jahre nach der Auffindung entstand unter deren Theilnahme das böhmische Nationalmuseum [2]).

---

[1]) Vgl. Palacky, die Sternberge (in Hormayrs Taschenbuch 1825) S. 308, 309.

[2]) Vgl. Palacky Leben der Grafen Franz und Kaspar von Sternberg in den Abhandl. der kön. böhm. Gesellsch. der Wissensch. 1843. Beide waren die größten Förderer böhmischer Sprachstudien. „Die Familiengeschichte

Auch in diesem Falle, wie bei jenen heidnischen Gedichten, war übrigens Hr. Palacky der Wahrheit ganz nahe. Boczek hatte nämlich bemerkt, daß der Name Jaroslaws an einer Stelle auch nicht in das Metrum passe, weil der Vers hier elf statt zehn Sylben habe, und deshalb wollte Boczek, um den Gegnern diesen Verdachtsgrund zu entziehen, Jdislaws Namen substituieren; dagegen erklärte nun Hr. Palacky (S. 402), „daß eine solche Correctur den sonst unstatthaften Verdacht erst begründen könnte.“ Er meinte das Wort „krwi“ (in Blut) sei eben wie im heutigen Polnischen einsylbig zu lesen; von competenter Seite wird nun aber versichert, daß dies in einem altslawischen Denkmal ganz unmöglich ist. Es ist, als ob ein böser Zauber den hellen Blick des Geschichtschreibers von Böhmen eben für die Königinhofer Handschrift verschleiert hätte. Denn eben diese Abhandlung über den Mongoleneinfall, in der sich die Vertheidigung des Gedichtes Jaroslaw findet, ist es doch gewesen, die Hrn. Palacky auf die Unächtheit des von Hanthaler verfaßten Pernold führte.

Nun zu der dritten angeblich prophetisch in der Sammlung enthaltenen Thatsache! Es handelt sich um ein mehr lyrisches Gedicht, in welchem die Heldenthat eines Beneš Hermanow besungen wird, der ein über das Lausitzer Gebirge in Böhmen eingedrungenes Heer zurückgeschlagen habe. Hr. Palacky [1]) setzte die historisch nicht weiter nachweisbare Begebenheit in das Jahr 1203, als Ottokar I., von dem Staufen Philipp zu Otto IV. übergetreten, im Interesse desselben mit seinem Heere ausgezogen war. Man kann nicht läugnen, daß das Gedicht auf den ersten Anschein ganz gut in diese Verhältnisse passen würde. Hr. Palacky irrt nur darin, — das erkennt man schon bei oberflächlicher Betrachtung — daß er meint, es passe nicht eben so gut in die Zeit, in welche die Herausgeber es gesetzt haben: nämlich in die Zeit der Vormundschaft des Markgrafen Otto von Brandenburg über den unmündigen König Wenzel II., der von die-

---

des Grafen“ (Franz), sagt Hr. P. (a. a. O. S. 37) „war der Ausgangspunkt seiner Studien gewesen.“ Die Ausgabe der Königinhofer Handschrift von 1829 ist dem Grafen Kaspar Sternberg gewidmet.

[1]) Wiener Jahrbücher 1829, S. 145, Gesch. von Böhmen II a 66, Bohemia 1858 a. a. O.

sem im J. 1279 an einen unbekannten fernen Ort gebracht worden war [1]).

Herr Palacky wendet nun einmal ein, der Dichter habe „den kaum zehnjährigen Wenzel schwerlich zum Schutze des Landes herbeiwünschen" können, man habe auch in Böhmen „nicht über Otto's weite Entfernung, sondern über seine Nähe zu klagen gehabt." Es bezieht sich das auf die beiden Verse, deren wörtliche Uebersetzung lautet: „Wo ist der Fürst, wo unser Kriegsvolk? Zu Otto weit hingezogen." Der minderjährige, von Otto an einen unbekannten Ort gebrachte Fürst kann doch ohne Zweifel gemeint sein; auch nahm ihn Otto in der That mit sich in die Ferne, als er das Land verließ [1]). Was das Kriegsvolk betrifft, so dachte der Verfasser vermuthlich, als er von Otto las (natürlich bei Hajek [2]), derselbe habe Truppen aus vielen deutschen Stämmen nach Böhmen verlegt, er habe zugleich einen Garnisonswechsel mit dem böhmischen Heere vorgenommen und dies nach Brandenburg gebracht; denn nach allem, was wir gehört haben, darf man den Verfasser für unwissend genug zu einem solchen Anachronismus halten.

Aber Freund Hajek läßt uns auch hier nicht im Stich. Gleich die beiden nächsten Verse (nach Hrn. Swoboda:) „Wer entreißt den Drängern uns, waises (verwaistes) Vaterland," sind nur ein Auszug aus des Markgrafen Otto Rede (Bl. 339 b), in der es heißt, der junge Wenzel könne „weder ihme selbst noch Euch helffen" und Rudolf sei der Verderber dieses „verwaiseten böhmischen Königreiches." Liest man weiter bei ihm, wie die Bauern in „Steinklippen und Wälde" vor den Deutschen geflohen seien; den Ackerbau ganz vernachlässigt hätten, so findet man im Gedichte: die Feinde hätten Alles niedergebrannt, die Heerden fortgetrieben. Hajek berichtet: (Bl. 341 b), wie sie Kirchen plünderten, Gold und Silber raubten — „Raubten Gold und Silberhort" heißt es im Gedichte. Gänzlich unmöglich wird aber Hrn. Palacky's Annahme durch die Verse der sechsten Strophe, das Gras erhebe sich neu „das so lange nieder-

---

[1]) Chron. aulae reg. c. 9. ap. Dobner monum. V., 39 cf. Canon. Prag. cont. l. l. p. 200.

[2]) Bl. 340 a.

trat frech der Fremdlingshuf;" denn das kann unmöglich von einem einmaligen Einfall gesagt werden, sondern setzt jene dauernde Bedrängung durch deutsche Truppen voraus, welche Hajek schildert und zwar diesmal mit gutem Grunde [1]). Von der Zeit König Ottokar I. aber kann es um so weniger gelten, als in dem einzigen Jahre 1203, auf das eine äusserliche Betrachtung führen könnte und Hrn. Palacky auch geführt hat, der „Fürst" nur einmal im Sommer zu einem Verheerungszuge nach Thüringen auszog und im Herbste wieder zurückkehrte [2]). Kein gleichzeitiger Dichter hätte da von einer Hilfslosigkeit und Verwaisung des Vaterlandes, einem langen Darniederliegen des Landbaues durch feindliche Verwüstung reden können.

Herr Palacky hält uns aber weiter entgegen, daß ein Beneš Hermanow (Hermannssohn) nicht in Wenzels II., wohl aber in Otokars I. Zeit nachweisbar sei und dazu unter diesem Könige Castellan in Budissin geworden sei; überdies seien die patronymischen Benennungen der böhmischen Großen um 1280 schon durch erbliche Familiennamen verdrängt gewesen.

Wir können Beides zugeben (wenn man auch die Bemerkung machen könnte, es sei denkbar, daß die patronymische Benennung sich noch eine Zeitlang im Volksmund erhalten habe), brauchen aber nur darauf hinzuweisen, daß in der Einleitung des Herausgebers, den wir als unterrichtet von des Verfassers Gedanken betrachten dürfen [3]), kurzweg gesagt ist (S. 28), daß „feste Namen der Geschlechter erst später angenommen wurden." Wir werden hier über die Entstehung des Gedichtes in wünschenswerthester Weise unterrichtet und können unsern Leser getrost auf dieselbe verweisen; gegen das Ende wird einer Volkssage und einer in die Ruinen eingegrabenen „entsprechenden Jahreszahl 1282 in den Felsenruinen" Er-

---

[1]) Palacky Gesch. von Böhmen II a. 301, 305 flgde.

[2]) O. Abel, König Philipp S. 164 flgde. 360, 365; Palacky Gesch. von Böhmen II a. 64—66.

[3]) Die Vorrede ist vom Jahr 1828 datiert, Hrn. Palackys Abhandlung über den böhmischen Adel, in welcher die Bemerkung über die Familiennamen zuerst gemacht ist, erschien im Januarhefte der Monatsschrift des böhm. Museums 1829.

wähnung gethan. Mit jener schillernden zweifelhaften Verständigkeit, welche wir oben in der Einleitung zu Libussas Prophezeiung kennen gelernt haben, wird gesagt: „ob er (Venesch Hermannssohn) dem Geschlechte der Waldsteine angehört, die bis auf unsere Tage diese Feste besessen, ist schwer zu bestimmen.“ Mit anderen Worten, der Fälscher hat, wie in einem andern Gedichte einen Ahnherrn der Sternberge, so hier einen der Waldsteine geschaffen und verherrlicht. Den Namen Benesch Hermannssohn hat er entweder aus Urkunden vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gekannt oder auf gut Glück zwei Namen erfunden, von denen der Erste in dieser Zeit oft genug begegnet und der Zweite z. B. von dem auch bei Hajek vorkommenden Befehlshaber der Burg Besig, in welcher Markgraf Otto den jungen König sammt seiner Mutter eine Zeitlang gefangen halten ließ, geführt wurde.

Hiermit haben sich die Thatsachen erledigt, welche nach Hrn. Palacky der Fälscher im J. 1817 besser als andere Menschen gewußt haben müßte, und auch unsere Untersuchung ist in allen wesentlichen Punkten zu ihrem Ende gekommen. Auf die ästhetische Vortrefflichkeit des Werkes, welche uns entgegengehalten wird und mit Uebersetzungen in fremde Sprachen bewiesen werden soll, gedenken wir nicht viel einzugehn. Die schlechtesten französischen Romane werden ja heutzutage in alle möglichen Landessprachen übersetzt! Uns persönlich und anderen in der Literatur verschiedener Völker erfahrenen Männern machen die Dichtungen der Königinhofer Handschrift den Eindruck, als ob sie einem Gemüthe entsprungen sein müßten, das rohe Gehässigkeit unter dem Mantel empfindsamer Weichlichkeit zu verbergen suche — und Beides ist ächter Volksdichtung fremd. Aber der Leser ist schon aus den gelegentlich mitgetheilten Bruchstücken hinlänglich in Stand gesetzt, sich ein Urtheil zu bilden, und schon deßhalb können wir hiermit einhalten.

Was die paläographische Seite der Handschrift angeht, so sind wir nicht im Stande, darüber ein Urtheil abzugeben, da wir nicht das Original, sondern nur das der Ausgabe beigegebene Facsimile untersuchen konnten. Es liegen über dasselbe die Aufzeichnungen eines in den einschlägigen Fragen besser bewanderten Freundes vor, welcher der Ansicht ist, daß das Facsimile offenbar von einem Zeichner

verfertigt sei, der keinen Begriff von den über die Schrift entscheidenden Momenten gehabt habe; je näher das Facsimile aber dem Original komme, um so verdächtiger müsse dieses schon um des Gesammteindruckes willen erscheinen; die bei der kleinen gothischen Minuskel so wichtigen Haarstrichlinien an den Schäften seien kaum angedeutet [1]) u. s. w. Aber wir überlassen diese Untersuchung an dem Originale selbst mit vollem Vertrauen der Forschung Anderer.

Es wird bei dieser Untersuchung namentlich auch die Schrift der beiden jüngeren Schwestern der Königinhofer Handschrift in Betracht kommen, deren Unächtheit Hr. Palacky jetzt selbst zugibt; es müssen auch diese mit vieler Geschicklichkeit geschrieben sein, wie denn der genannte Gelehrte von einer dieser Schwestern im J. 1829 meinte (Wiener Jahrb. S. 167), „daß sie ganz sicher aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts“ herstamme. Es ist ein Pergamentblatt, das man einen auf der öffentlichen Bibliothek als Scriptor beschäftigten, durchaus ehrlichen Mann, den P. Zimmermann, finden ließ, als sich der Einwand gegen die Königinhofer Handschrift erhoben hatte, es sei doch höchst bedenklich, daß sonst keine Spur derartiger Volksdichtungen erhalten sei. Dieses Blatt zeigte nun auf der einen Seite eine buchstäblich stimmende Wiederholung des in der Kön. Handsch. enthaltenen Liedes „der Hirsch“, auf der andern eine böhmische Redaction des aus der mittelhochdeutschen Liedersammlung bekannten Minneliedes des Königs Wenzel. Leider ergab sich aber bei einer Untersuchung dieses letzteren durch Moritz Haupt, daß es aus dem mißverstandenen deutschen Originale rückübersetzt sei, und Herr Feifalik in Wien fand dann nicht nur die neuhochdeutschen Uebersetzungen von 1794 und 1803, aus denen das Machwerk in's Böhmische übersetzt war, sondern entdeckte auch, daß wie auf dem Simonideischen Uranios, sich unter der älteren Schrift eine jüngere, fast ganz weg-

[1]) Wir führen hier noch an: Wäre die Beugung und Brechung in dem st der Handschrift so stark als im Facsimile, wären die verbindenden Züge so grob, wie z. B. in Zeile 8, so würde das auf eine bedeutend jüngere Schrift hinweisen, zu der dann Buchstaben wie das a dieser Seite nicht passen würden, das durchgängig noch die für die gothische Periode älteste Gestalt beibehält; bei dieser wird kaum die Wendung des obern Schenkels nach links, geschweige denn die Umbiegung bemerkt.

geschabte befinde [1]). Die Unächtheit des Machwerks wurde dann auch chemisch erwiesen. Etwa zu gleicher Zeit wurde auch die Unächtheit einer andern Schwester der Königinhofer Handschrift, des sogenannten Minneliedes unter dem Wyschehrad.[2]) allseitig zugestanden.

Mit der Königinhofer Handschrift und diesen Schwestern derselben — denn mit den anderen, welche nur sprachlich in Betracht kommen, befassen wir uns nicht — fällt aber auch das sogenannte Gericht Libussas selbst bei den Wenigen, welche noch an die Echtheit desselben glauben. Im September 1817, wie wir uns erinnern, kam die Königinhofer Handschrift zu Tage; im April 1818 erließ der Oberste Burggraf von Böhmen, Graf Kolowrat Libsteinsky, den Aufruf, in Folge dessen das böhmische Nationalmuseum gegründet wurde; im November 1818 erhielt der genannte Graf das Fragment „Libussa's Gericht" von anonymer Hand und angeblich als ein einem deutschen Gegner der Böhmen entwendetes Eigenthum. Der Inhalt betrifft eine Entscheidung zwischen zwei Brüdern über ihr väterliches Erbe — „eine Entscheidung, welche von der im besten Falle mythischen Ahnfrau der Přemysliden den versammelten Großen überlassen wird, die zwischen gemeinsamem Besitze des väterlichen Erbes oder Theilung desselben wählen sollen und sich nach alter slawischer Gewohnheit für das erstere entscheiden; der ältere Bruder aber schmäht die Fürstin und verlangt als Erstgeborner (nach angeblich deutschem Vorbild) das Ganze oder doch den größten Theil des Erbes; die Fürstin, über die Schmähung gekränkt, droht mit Abdankung und fordert zur Wahl eines mit Eisen herrschenden Mannes als Fürsten auf; ein Großer erklärt es für „unrühmlich bei den Deutschen Recht zu suchen." Der Charakter des Gedichtes ist durchaus derselbe, wie in den Heldenliedern der Königinhofer Handschrift, und das hielten die

[1]) Abhandl. der kön. sächs. Gesellsch. der Wissenschaften. 1850. Sitzungsber. der kais. Akad. in Wien Bd. XXV.

[2]) Findet sich wie das Minnelied Wenzel's als Anhang zur Königinhofer Handschrift in der Edition von 1829. Es ist nach meiner Ansicht eine verunglückte Nachahmung zweier Göthischer Lieder: des Gesanges der Geister über den Wassern und des Schlusses des Geisterchores, der Faust einschläfert; dazu sentimentale Seufzer.

Vertheidiger den Zweiflern als ein Argument der Echtheit auch immer entgegen. Aber in der ganzen Haltung schließt es sich noch enger an die serbischen Volkslieder an, als in jener Sammlung der Fall ist. Das Versmaaß ist wiederum das zehnsylbige serbische mit der Cäsur nach der vierten Sylbe.

Auf die grammatischen und paläographischen Unmöglichkeiten des Fragmentes einzugehen, welches von seinen Vertheidigern in das neunte oder spätestens zehnte Jahrhundert gesetzt worden ist, wäre hier wenig am Platze. In Bezug auf das Linguistische der Frage will ich nur bemerken, daß Miklosich, an dessen Competenz wohl Niemand zweifeln wird, eben aus sprachlichen Gründen und zum Theil denselben, welche Dobrowsky schon im J. 1824 geltend gemacht hat, von der Unächtheit des Gedichtes entschieden überzeugt ist [1]). Und was das Paläographische betrifft, so gestehen die Vertheidiger selbst zu, daß hier die schwächste Seite ihres Schatzes liegt und werden wohl nicht wieder darauf zurückkommen.

Wenn man eine Vermuthung über den Verfasser wagen dürfte, so möchte man glauben, es müsse derselbe sein, der das Gedicht „Jaromir und Udalrich" verfaßt hat. Doch sei es mit dieser Vermuthung über die Autoren genug, denn ich kann mir nicht anmaßen, bestimmte Personen zu bezeichnen und empfinde auch keine Lust, die Untersuchung nach dieser Seite zu führen. Daß Herr Hanka bei der Verfertigung der Königinhofer Handschrift nicht unmittelbar betheiligt war, ist möglich, und nach den Ausführungen des Hrn. Palacky sogar wahrscheinlich.

---

[1]) Wiener Jahrbücher Bd. 27 S. 102 – 114.

Zusatz zu Anmerk. 3 S. 137 u. 138: Das tympanum bellicum oder typanum, signum bellicum, durch welches bei Vincentius Prag. (Dobner, mon. I 51, 56) die Böhmen vor Mailand in K. Friedrich I Heere (1158) zu den Waffen alarmiert werden, und das als eine Besonderheit der Böhmen (signum Bohemorum) bei dieser Belagerung bezeichnet wird, war entweder eine Pauke, deren Gebrauch König Wladislaw bei seinem Kreuzzuge kennen gelernt haben konnte, oder eine Glocke (vgl. Du Cange s. v. tympanum n. 3), welche mit einem Hammer geschlagen wurde, und das Letztere ist, da stets die Einzahl gebraucht wird, das Wahrscheinlichere.

V.

Graf Joseph de Maistre.

Von

Heinrich v. Sybel.

Lettres inédites du comte Joseph de Maistre. St. Pétersbourg 1858, Albert Blanc, mémoires politiques et correspondance de J. de Maistre, avec explications et commentaires historiques. Paris 1858.

Vor einem Menschenalter gehörte der Name Joseph de Maistre zu den häufigst genannten und eifrigst besprochenen in Europa. Es war die Zeit der Restauration. Alle Kräfte und Tendenzen, welche Napoleon's Heerkaiserthum zwei Jahrzehnte hindurch niedergedrückt hatte, aristokratische und liberale, nationale und religiöse, regten sich in ungestümer Gährung. Nachdem ihrer gemeinsamen Erhebung der Imperator erlegen war, kämpften in ganz Europa die Parteien um die Frage, auf welche Weise die Wiederholung des revolutionären Unheils zu verhüten sei, ob durch verständige Befriedigung oder durch principielle Vernichtung der liberalen Begehren, ob durch gründliche Abkehr von den Grundsätzen des alten Regime oder durch entschlossene Umkehr zu dem alten Adel und dem alten Kirchenthum. Schärfer und klarer als sonstwo kam dieser Gegensatz der Principien in Frankreich zur Erscheinung: in keinem anderen Lande hatte damals das alte System entschlossenere und consequentere Vorkämpfer, in keinem andern zeigte es seinen Charakter von der starken wie von der schwachen

Seite in gleich hellem Lichte. Dies gilt namentlich im Vergleiche mit den gleichzeitigen deutschen Zuständen, wo vermöge der Zahl und Mannichfaltigkeit der Territorien, bei der zugleich lockern und verwickelten Verfassung des Bundes, bei den wechselnden Rivalitäten der einzelnen Staaten die principiellen Gegensätze niemals zu reinem Ausdruck gelangten, und insbesondere die kirchlich-feudale Richtung sich eine Weile mit der monarchisch-absolutistischen völlig zu verschmelzen schien. Dagegen entwickelte sich in Frankreich die tiefe Verschiedenheit zwischen beiden seit 1816 in immer schärferer Ausprägung, so daß es eine Reihe von Jahren hindurch völlig zweifelhaft blieb, ob die Krone von der rechten oder der linken Seite her nachdrücklicher und gefährlicher in Anspruch genommen wurde.

Es war inmitten dieses Getümmels, daß rasch nacheinander die Schriften Joseph de Maistre's: über den Papst, über die gallicanische Kirche, über die Philosophie Bacon's, erschienen, und eine wahre Explosion in der französischen Literatur veranlaßten. Es waren nicht eben neue und unbekannte Lehren, welche sie verkündeten. Es war schon manchesmal gelehrt worden, daß alles Unheil Europa's von der Reformation datire, daß durch diese die Macht der höchsten Autorität in den Gemüthern erschüttert worden, und seitdem auch die andern Autoritäten ihr Ansehen verloren hätten, daß es für die Kronen keine andere Rettung als in der Rückkehr zu den Autoritäten des alten Adelsstaats und der alten Kirche gäbe. Aber noch nie war diese Doctrin in so ansprechender Form aufgetreten. Hier war kein Gedanke an schwerfällige scholastische Erörterung, keine Spur von düsterer Weltverachtung, kein Schatten von Feindschaft gegen die moderne Bildung. Im Gegentheil, die mittelalterliche Theokratie zeigte sich in ihren wichtigsten Momenten als die rechte Vollendung, als das bisher nur mißverstandene Ideal dieser Bildung, und das Buch vom Papste ließ sich mit gleicher Leichtigkeit und Spannung lesen, wie irgend sonst eine Zierde der modernen Literatur. So war denn der Erfolg gewaltig, und Maistre trat sofort in die erste Reihe der feudalen Koryphäen. Warme Bewunderung von der einen, bitterer Haß von der andern Seite hefteten sich an seinen Namen, und außer Haller hat kein anderer Autor eine so umfassende Wirkung wie Maistre auf die Politik der Restauration gehabt.

Es könnte hienach scheinen, daß jede Besprechung des bedeutenden Mannes sofort in den Hader der politisch-kirchlichen Theorien, in die Mitte und den Brennpunkt ihres Getümmels führen müßte. Und sicher ist es, daß man nicht Maistre's Leben erzählen und sich dabei ein bestimmtes Urtheil über seine Doctrin ersparen kann. Dennoch ist die letztere nicht unser eigentliches Augenmerk. Wir gehören durchaus und bestimmt zu ihren Gegnern, glauben aber nicht, daß auf dem Felde der geschichtlichen Wissenschaft heute noch eine Discussion derselben der Mühe verlohnt. Wer durch religiöses Bedürfniß oder durch praktischen Nutzen zum Anhänger päpstlicher Weltherrschaft geworden, ist durch historische Erörterungen nicht zu belehren: wer nicht in diesem Falle ist, bedarf derselben nicht mehr. Die großen Thatsachen der historischen Erfahrung stehn fest, wie oft Maistre den bündigen Schluß wiederholen mag, daß wer in der Religion nicht dem Papste gehorcht, auch im Staate unbändig gegen den König sein werde. Es steht fest, daß im Mittelalter, zur Blüthezeit der päpstlichen Theokratie, die Monarchie in ganz Europa mißachtet, die Staatsgewalt aller Orten schwach, die Sicherheit der Unterthanen stets gefährdet war. Gerade erst seit dem Bruche jener Theokratie beginnt die Entfaltung der eigentlichen Monarchie, der Monarchie, welche die Kraft hat, die Nation zu vertreten und die Einzelnen zu schirmen. Es fehlt dann nicht an Reibung und Ueberschreitung, an despotischen Versuchen und revolutionärem Gegenstoß, auf katholischem wie auf protestantischem Boden. Es ist sehr leicht, für jede der Confessionen ein politisches Sündenregister in allen Farben anzulegen, eben weil keine der streitenden Kirchen eine feste politische Farbe hat. Eine jede macht Opposition gegen eine verfolgende und ist voll loyalen Eifers für eine schützende Staatsgewalt: der Katholicismus ist monarchisch unter Philipp II und revolutionär unter Heinrich III, wie der Protestantismus in Schweden das Königthum stützt und gegen Carl I die Republik verkündet. Im Allgemeinen läßt sich nur so viel sagen, daß seit dem Ende der Religionskriege, also seit beiläufig 200 Jahren, unter den katholischen Nationen Europa's die politischen Bewegungen durchgehends heftiger und gewaltsamer auftreten, während auf protestantischem Boden überall die Neigung zu Ausgleichung und Vermittlung, zu Reform und Stätig-

keit erscheint. So ist die absolute Monarchie in ihrer schärfsten Fassung von den katholischen Habsburgern und Bourbonen ausgebildet, und erst von deren Nachahmern nach Deutschland verpflanzt worden; dafür haben auch bis auf unsere Zeit die großen Revolutionen ihren Ursprung stets in katholischen Landen gehabt. Daß in der Gegenwart das Verhältniß noch fortdauert, lehrt jede Vergleichung zwischen den Zuständen Frankreich's und England's, Oestreich's und Preußen's, der italienischen und der scandinavischen Staaten.

Diesen Thatsachen gegenüber dünkt uns ein ausführliches Eingehen auf Maistre's System überflüßig. Wohl aber scheint es uns eine schöne Aufgabe, einen Mann, der ein Menschenalter hindurch bestimmend auf das Thun seiner Zeitgenossen eingewirkt hat, in seinem persönlichen Werden zu verfolgen, seine Erfahrungen, seine Kräfte, seine Leidenschaften zu erforschen, und damit den lebendigen Grund seines Wirkens kennen zu lernen. Eine solche Betrachtung wird hier wie immer, auch dem doctrinären Gegensatz seine Schärfe nehmen: in dem heftigen Widersacher wird uns ein fester, tüchtiger, erregter Mensch erscheinen, und nebenbei wird uns sein Lebenslauf eine Anzahl frappanter Aufklärungen über die wichtigsten Ereignisse der Revolutionszeit in die Hände führen. Das Material für eine solche Forschung ist jetzt im reicherm Maaße, wenn auch noch nicht in ganzer Vollständigkeit vorhanden. Im Jahre 1851 hat zuerst der Sohn des Grafen einen Band reichhaltigen Briefwechsels nebst einer kurzen Notiz über die äußern Schicksale seines Vaters veröffentlicht. Jetzt sind in Petersburg einige Briefe Maistre's an den russischen Admiral Tschitschagoff herausgegeben worden, unerheblich für die politische oder literarische Stellung des Schreibenden, aber fast ausreichend für seine individuelle Charakteristik. Ungleich wichtiger ist dagegen das in Turin erschienene Buch, welches Maistre's diplomatische Correspondenz aus St. Petersburg, von 1802 bis 1810, zum Theil in wörtlichem Abdrucke, zum Theil in ausführlichen Excerpten mittheilt. Diese Depeschen unterscheiden sich höchlich von den meisten Actenstücken ihrer Art, indem sie in jeder Zeile neben dem Geschäftsmanne den Menschen vorführen. Maistre war nicht einen Augenblick im Stande, seine persönlichsten Affecte aus seiner amtlichen Thätigkeit zu entfernen: jeder diplomatische Bericht ist bei ihm auch eine

Confession, ein Stück eignen Lebens. Seine Briefe sind denn nicht bloß lehrreich, sondern interessant und spannend, wenn man sich gleich vorstellen mag, daß sie einen regelrechten Minister nicht selten ungeduldig gemacht haben. Sie sind dann noch besonders ein Gegenstand der Verwunderung geworden, weil ein großer Theil ihres Inhalts mit der sonst bekannten Parteistellung Maistre's sehr stark zu contrastiren schien. Allein der Widerspruch war nur scheinbar, oder entsprang aus einer Aenderung nicht des Schriftstellers sondern der Zeitverhältnisse. Die Bücher des Grafen bekämpfen die Revolution und verkünden das Princip der Autorität: es ist damit vollkommen im Einklang, daß in den Briefen die Autorität sehr oft und sehr nachdrücklich zu Einsicht, Gerechtigkeit und Freisinnigkeit aufgefordert wird. Die Bücher feiern die Herrschaft des Papstthums, und bei der heutigen Parteistellung fällt es dann freilich auf, daß die Briefe überall mit heftigem Hasse gegen Oestreich erfüllt sind. Indessen da es damals weder ein östreichisches Concordat noch eine Mazzinische Propaganda gab, für Maistre also von keiner Seite her der natürliche Gegensatz zwischen Oestreich und Piemont verdeckt oder modificirt wurde, so ist auch hier nicht im Geringsten ein Widerstreit zwischen dem katholischen Theoretiker und dem praktischen Diplomaten vorhanden.

Der Turiner Herausgeber dieser Briefe, ein talentvoller, offenbar noch etwas jugendlicher Mann, ist seinerseits gerade durch diesen Zorn gegen Oestreich zu der Publication bestimmt worden. Er sucht Maistre's Briefe als Manifest gegen den großen Feind der Menschheit, wie er Oestreich nennt, zu verwerthen. Wir bedauern dabei vor Allem, daß ihm Maistre's spätere Depeschen nicht gleich nützlich zu seinem Vorhaben erschienen sind, und daß er statt mit ihnen einen großen Theil seines Buches mit eignen Declamationen von unendlichem Schwulste und maaßloser Uebertreibung erfüllt hat.

Wir haben hier keine Politik zu treiben, und deshalb keinen Grund, uns auf seine Erörterungen einzulassen: wir bemerken im Gegentheil, daß alles Schlimme, was er gegen Oestreich's italienische Stellung beibringt, für Deutschland's heutige Politik ganz bedeutungslos erscheint. Denn die Frage, von welcher im Augenblick die Entscheidung unserer Zukunft abhängt, lautet nicht, wie viel Sympathie

Italien verdient, sondern ob sich Deutschland gegenüber den Drohungen der fremden Großmächte von Oestreich lossagen darf. Nach unserem Dafürhalten erwiese man Oestreich einen schlechten Dienst, wenn man diese beiden Gesichtspunkte mit einander zu vermischen strebte. Ueber die Frage, ob Oestreich's lombardische Herrschaft ein Vortheil für Deutschland ist, werden die Ansichten stets getheilt sein: ungetheilt aber soll hoffentlich die Ueberzeugung bleiben, daß, gleichviel ob wegen oder trotz des italienischen Streites, Deutschlands Platz in Europa neben Oestreich und nicht neben Frankreich oder Rußland ist. Wir betonen dies, um dem Bedenken zuvorzukommen, ob es nicht im Angesicht der augenblicklichen Gährung und Kriegsgefahr unpatriotisch wäre, den Ursprung dieser Zerwürfnisse von Neuem zu beleuchten; im Gegentheil scheint es uns gerade jetzt eine Pflicht der Wissenschaft, auch den kleinsten Beitrag zu klarerer Erkenntniß auf diesem Gebiete nachdrücklich hervorzuheben. Und so treten wir mit voller Unbefangenheit an Maistre's Lebenslauf heran, dessen Sorgen nicht zum geringsten Theil sich um den Gegensatz von Oesterich und Italien bewegt haben.

Graf Joseph de Maistre wurde am 1. April 1754 zu Chambéry in Savoyen geboren, in einer Familie des hohen Gerichtsadels, wo er in aller Strenge der alten Zucht erzogen, und seit der frühsten Kindheit an ernstes Studium gewöhnt wurde. Sein Vater, ein stets gehaltener schweigsamer Mann, gewöhnte ohne Strafen den Sohn zu dem pünktlichsten Gehorsam; wenn er am Ende der Spielstunde in der Gartenthüre, ohne Wort, erschien, so flog Joseph aus allem Jubel sofort zu den Büchern zurück. Es war die Zucht nicht der Furcht, sondern der Ehrfurcht; sie trieb ihre Wurzeln in dem Herzen des heranwachsenden Knaben, der auch nach Jahren auf der Universität kein Buch ohne Erlaubniß des Vaters lesen wollte: aber sie tödtete nicht, sondern läuterte und stählte den Kern einer festen, willensstarken Natur. Mit gleicher Hingebung hing der Sohn an der zärtlich verehrten Mutter, von deren himmlischer Milde er noch im hohen Alter nicht ohne Rührung sprach. Sie war eine tief religiöse Frau und eine treue Tochter ihrer Kirche; sie senkte in Joseph's Seele den Keim des kirchlichen Eifers, welcher für sein Leben und Wirken eine so umfassende Bedeutung gewinnen sollte. Die Ver-

ehrung des Papstes, des Priesterthums, der Jesuiten war unvordenkliches Erbe in der Familie. Joseph war acht Jahre alt, als er einmal in lärmendem Spiele in das Zimmer der Mutter hineinstürmte, und diese ihn plötzlich mit dem Worte hemmte: sei nicht so froh, mein Kind, ein großes Unglück ist geschehn. So eben war die Nachricht von der Ausweisung der Jesuiten aus Frankreich eingetroffen.

Sein Unterricht bis zur Universität wurde denn auch diesen Vätern anvertraut, welche die reiche Begabung des Zöglings schnell bemerkten, und ihm für immer die Richtung auf seinen letzten Beruf gaben, auf die Vertheidigung ihrer Kirche unter den Kindern dieser Welt. Einstweilen studierte er in Turin die Rechtswissenschaft, trat mit zwanzig Jahren als Substitut des Advokatfiskal in die Magistratur ein, und stieg durch die Stufen dieser Amtshierarchie, bis er 1788 zum Mitgliede der höchsten Gerichtsbehörde, des Senats von Savoyen ernannt wurde. Dieses Tribunal hatte die angesehenste Stellung und ähnliche Befugnisse wie die französischen Parlamente, namentlich das Recht, gesetzwidrige königliche Verfügungen zurückzuweisen. Es fühlte sich demnach als den Wächter der savoyischen Freiheit gegen die Uebergriffe der verhaßten Piemontesen, ohne daß diese Stimmung der begeisterten Loyalität für den König, den Herzog von Savoyen, irgend Abbruch that. Diese Edelleute, welche fest auf ihren Gütern saßen und die Städte vermieden, wo sie unter einem königlichen Beamten oder Platzmajor hätten leben müssen, stürzten sich auf Jahre in Schulden, um einen kurzen Besuch des Königs glänzend zu begehen, und stellten ihr Blut nicht minder freudig wie ihre Habe dem Monarchen zur Verfügung. Sie hatten die persönliche Treue des Vasallen gegen den Lehnsherrn; von Staat und Staatsgewalt hatten sie keinen Begriff. Die großen Strömungen der Zeit hatten diese entlegenen Alpenthäler noch nicht berührt. Sitten und Zustände waren einfach und patriarchalisch, die Familien hielten fest zusammen; die väterliche Gewalt wurde in allen Verhältnissen ohne irgend eine Beschränkung geübt und geehrt. Im öffentlichen Leben gab es keinen dritten Stand in Savoyen, dessen Theilnahme am Staate irgend eine Bewegung in die Verhältnisse hätte bringen können; es gab auch kein geistiges Leben, keine Schulen als die der Klöster, keine Bildung als die der Prälaten. In der guten Gesellschaft, meldete

einmal ein französischer Gesandter, gilt Denken für eine Marotte und Schreiben für eine Unanständigkeit.

In dieser Umgebung stand der junge Maistre, in welchem der angeborene Genius mit ungeduldigem Ehrgeiz arbeitete, völlig einsam. Seit jener Anregung im Colleg verfolgte er die höchsten Probleme des menschlichen Daseins mit rastloser Forschung, und warf seine ganze Kraft auf große wissenschaftliche Arbeiten. Man sah ihn auf keinem Spaziergang, bei keinem Vergnügen, bei keiner Festlichkeit. Er hatte trotz eines lebhaften Temperaments fast keine Bedürfnisse; mit drei oder vier Stunden Schlaf reichte sein Körper aus; so fand er neben seinen Amtsgeschäften die Zeit, um Sprachen und Mathematik, Religionsphilosophie und Geschichte im weitesten Umfange zu treiben. Seine Landsleute staunten ihn an, und wandten sich bald von dem eigenwilligen Sonderling hinweg. Was habe ich leiden müssen, schrieb er später einmal, weil ich klüger als meine guten Allobrogen sein wollte. Daß ein Mann von gutem Hause sich in den Staub der Bücher vergrub, war in Chambéry eine unerhörte Neuerung, die man sich nur durch die Annahme erklärte, daß Maistre überhaupt der neuernden Sekte angehöre, von welcher man aus Frankreich so viel Uebles hörte, der Sekte der wühlerischen Freigeister und gottlosen Revolutionäre. Dieser Ruf drang bis in das königliche Cabinet nach Turin, und erzeugte hier ein bleibendes Mißtrauen gegen den philosophirenden Senator, welchem dieser den vollen unabhängigen Stolz seines adeligen Sinnes entgegensetzte, und dadurch die königliche Ungnade mit jedem Jahre schärfte. Bald mit schneidendem Witze bald mit hohem prophetischem Tone wies er jeden Tadel, jeden Widerspruch zurück; er setzte sich in Respect, aber weichen und liebebedürftigen Herzens wie er war, empfand er auf das Bitterste, daß er völlig allein stand.

Leider vermochte auch seine Wissenschaft nicht, ihm die innere Erquickung zu geben, welche sonst der sichere Lohn des ächten Fleißes ist. Wir werden später die Stärke und die Schwäche seiner Studien im Einzelnen kennen lernen: wir bemerken hier das Allgemeine, daß ihm die Wissenschaft ihren Frieden versagte, weil er nicht um des Wissens selbst, sondern um anderer Zwecke willen arbeitete. Maistre war eine eminent praktische, auf das äußere Leben ge-

richtete Natur: er lernte, um mit seiner Kenntniß zu wirken, und knirschte unter dem Mißgeschick, welches ihn in diesen verschollenen Winkel der Erde geworfen, und damit, wie es schien, auf immer zu Nichtigkeit und Verstummen verurtheilt hatte. Wie oft sank ich, schrieb er zwanzig Jahre nachher seinem Bruder, auf meinen Sessel zurück, sah rings umher nur kleine Menschen und kleine Dinge, bin ich denn verdammt, seufzte ich, hier zu leben und zu sterben wie eine Auster an ihrem Felsen? Da litt ich viel, mein Kopf war beladen, ermüdet, plattgedrückt durch das entsetzliche Gewicht des Nichts. Einmal, 1812, in Petersburg, wurde mit Achselzucken von der Herkunft eines Diplomaten aus der Insel Zanthe geredet: nun ja, rief Maistre, aber ich, wie ich hier sitze, bin in Chambéry geboren; Sie sehen, daß man sich in diesem Fach Alles erlaubt.

So gingen ihm die Jahre dahin, ohne Wechsel, ohne Hoffnung. Er war verheirathet, hatte Kinder, stand an der Schwelle der Vierziger. Er glaubte den besten Theil des Lebens bereits hinter sich zu haben. Da trat das Weltereigniß ein, welches Frankreich und Europa eine neue Gestalt geben sollte. Die Revolution brach aus; nach drei Jahren erreichten ihre Wogen Italien, und mit dem Zusammenbrechen aller alten Verhältnisse sollte auch für Maistre ein neues, es sollte das eigentliche Leben, das Leben des Wirkens, des Leidens und des Ruhmes erst beginnen.

Am 15. September 1792 erklärte Frankreich dem König von Sardinien den Krieg, und acht Tage später besetzte ein französisches Heer unter General Montesquiou Savoyen. Die königlichen Beamten und Offiziere, darunter drei Brüder Maistre's, folgten der abziehenden sardinischen Armee über die Alpen; ein großer Theil des Adels schloß sich ihnen an, Maistre selbst verließ das Land im Dezember, und nahm mit den Seinigen in Aosta Wohnsitz. Dieser Schritt, sagte er auf der Höhe des Bernhard zu seiner Frau, entscheidet über unser Leben. Denn schon hatte die von den Franzosen veranlaßte Nationalversammlung zu Chambéry die Auswanderung als Verbrechen bezeichnet, und mit Confiscation der Güter bedroht. Die Gräfin de Maistre, damals im neunten Monate schwanger, aber wohl wissend, daß ihr Gemahl sich nimmermehr der Usurpation fügen würde, benützte eine kurze Abwesenheit desselben, um mit ihren Kin-

dern im tiefen Winter die Alpen zu passiren, und zur Rettung ihres Vermögens nach Chambéry zurückzukehren. Er eilte ihr auf der Stelle nach, verweigerte aber den neuen Behörden jede Art von Schwur, jeden Schatten eines Versprechens, so daß er nur zu bald in Händel und Verfolgungen verwickelt wurde, die ihn gleich nach der Niederkunft seiner Frau zu neuer Auswanderung, zur Trennung von den Seinen nöthigten. Er siedelte sich zunächst in Lausanne an. Dort erfuhr er dann, daß auf den Antrag jener Nationalversammlung Savoyen mit Frankreich vereinigt, und sofort die gesammte revolutionäre Gesetzgebung und Verwaltung über das arme Land verhängt wurde. Rasch nach einander folgten sich die Einziehung der Emigranten- und der Kirchengüter, die Verfolgung der Edelleute und der Priester: auch für die Gräfin de Maistre war kein Bleiben mehr in Chambéry, und mit ihrer Flucht nach Lausanne fiel ihre gesammte Habe der Confiscation anheim. Die Brüder des Grafen, welche, wie alle ihre Kameraden, treu bei der Fahne aushielten, erlitten dasselbe Schicksal; die ganze Familie war mit einem Schlage in völliger Armuth. Maistre hatte für seine und der Seinigen Ernährung nichts als eine schmale Pension von 2000 L., welche ihm der König angewiesen. Alle meine Güter sind verkauft, schrieb er einem Freunde, ich werde nicht schlechter deshalb schlafen. Alle seine Gedanken, alle seine Sorgen waren bereits seinen persönlichen Angelegenheiten entrückt inmitten des großen Streites, in welchem die Geschicke Europa's gewogen wurden.

Seine umfassenden Studien und Sammlungen fanden jetzt ihre Verwerthung in einem langjährigen literarischen Kampfe gegen die französischen Gewaltthaten. Er begann, wie zur Uebung, mit kleinen Gelegenheitsschriften über die Verhältnisse Savoyens, und trat dann im letzten Jahre seines Schweizer Aufenthalts mit der ersten Schrift von umfassender Bedeutung auf, welche sofort seinen Namen zu europäischem Rufe erhob und neben Burke und Mallet in die erste Reihe der conservativen Streiter stellte. Es sind die Considérations sur la France London (Lausanne) 1796. Es war die Zeit des französischen Directoriums, jener Herrschaft einer aus den Resten der Girondisten und Dantonisten gebildeten Partei, welche im Herbste 1795 durch Bonaparte's Kanonen sich gegen den offnen Aufstand der

Hauptstadt und den tiefen Widerwillen der Nation am Ruder behauptet hatte. Unaufhörlich hatte sie mit dem täglich wachsenden Drange des Volkes nach Beseitigung der revolutionären Männer und Doctrinen zu kämpfen; die Mehrheit der Volksvertretung wurde bei jeder neuen Wahl ihr entschiedener feindlich, und die Anhänger des Hauses Bourbon überließen sich bereits der frohen Hoffnung einer durch den Volkswillen, wenn nicht veranlaßten, so doch begünstigten Restauration. Dieser Hoffnung Bahn zu brechen und Anhänger zu werben, schrieb Maistre sein Buch. Es ist merkwürdig nach der allgemeinen Doctrin, auf die es seine Sätze stützt, merkwürdiger aber noch in Bezug auf die praktischen Folgerungen, welche es daraus für die Frage des Tages zieht.

Maistre beginnt mit einer Schilderung des Gesammtcharakters der Revolution, und man denkt sich, daß er ihn mit dunkeln Schatten zeichnet. Vor Allem frappirt ihn die völlige Unfreiheit der handelnden Menschen, der Volksmassen, die ein Werkzeug gewissenloser Demagogen sind, der Führer, welche ihrerseits durch eine unwiderstehliche Verkettung der Umstände ohne Wahl vorwärts getrieben werden. Er hat keinen Zweifel: es ist eine höhere Fügung, es ist die Hand Gottes, welche den Strom der Revolution allein leitet. So erhebt er sich zu der allgemeinen Wahrnehmung, daß in den großen politischen Dingen der Mensch überhaupt nichts erschaffen kann. Er vermag einen Kern zu pflanzen, einen Baum zu veredeln, aber nicht ein Gewächs zu machen: noch viel weniger kann er, oder kann eine Versammlung von Menschen einen Staat machen oder eine Verfassung erfinden. Er kann in seinen Gesetzen höchstens anerkennen und aufzeichnen, was die Natur der Dinge, was Gott bereits hervorgebracht hat.

Gott also, und die von ihm gesetzte Weltordnung ist der Grund aller Staaten und Staatsverfassungen. Und zwar vollzieht Gott die Schöpfung des Staates ausnahmslos in der Weise, daß er einen Einzelnen und dessen Geschlecht mit der Kraft des Herrschens ausrüstet. Wie die Palme über die niederen Sträucher erhebt sich dann ein solcher Stamm in die Lüfte; er kommt, man weiß nicht woher, ein legitimer Usurpator, und um ihn legen sich dann die dienenden Genossen an. Kein menschlicher Willen kann dergleichen nachahmen. Erst eine solche von Gott gesetzte Souveränität mag darauf den Untertha-

nen einzelne Rechte einräumen; aus solcher Wurzel entsprossen können sie Bestand haben, während jeder Versuch, sie eigenmächtig zu schaffen, in Spott und Frevel endigt. Neben solche Königsfamilien pflegt dann Gott eine Reihe kleinerer, aber in ähnlicher Weise ausgezeichneter Racen zu setzen; auf ihnen ruht die breitere politische Entwicklung des ganzen Volkes, und die schlimmste Vergiftung der Nation tritt ein, wenn gerade der Adel seines göttlichen Schöpfers vergißt, und der angestammten Religion den Rücken kehrt. Das aber ist seit hundert Jahren in Frankreich geschehn; das ist die eigentliche Quelle der Revolution, und so wird nach vollbrachter Sühnung und Reinigung die Stärkung der katholischen Kirche auch der letzte Abschluß des großen Trauerspiels sein.

Diese Theorie klingt denn schroff genug, und hat seit ihrem Erscheinen, wie natürlich, den vielfachsten und unwilligsten Tadel von der liberalen Seite her erfahren. Wir wollen uns dadurch nicht abhalten lassen, die Richtigkeit der Grundgedanken, von welchen sie aussetzt, bereitwillig anzuerkennen. Es ist in der That die Quelle und die Vollendung aller positiven Politik, jenes Geständniß, daß die Willkür des oder der Einzelnen in dem Staatsleben nichts machen und erschaffen kann, daß vielmehr die Aufgabe aller politischen Weisheit darin besteht, die vorhandenen Rechte, Bedürfnisse und Kräfte zu erkennen, zu entwickeln und weiter zu bilden. Nur wird es darauf ankommen, diesen höchsten aller politischen Grundsätze richtig zu verwenden. In seinem ächten Sinne verkündet er nichts anderes als den Gegensatz der radicalen und der geschichtlichen Politik; er schließt die subjective Willkür, die revolutionäre so gut wie die absolutistische aus; er fordert Verständniß der Dinge und Gerechtigkeit des Handelns, für die Stellung des Monarchen so gut wie für den Einfluß des Adels und die Rechte des Volkes. Er war also, den Jakobinern von 1796 gegenüber, die völlig zutreffende Waffe. Dagegen ist es willkürliche Erschleichung, wenn man aus ihm die besondere Vorzüglichkeit einer speciellen Staatsform hat herleiten wollen, so wie es Maistre für seine Adelsrechte, oder spätere Parteigenossen für die feudale Monarchie versucht haben. Es ist vielmehr die zwingende Consequenz jenes Satzes, daß keine Staatsform an sich vor der andern zu preisen, und eine jede nach den Rechten, den Kräften und Bedürfnissen des

gegebenen Landes zu beurtheilen ist, eine Forderung, in deren jährlich weiterer Verbreitung sich vor Allem in Deutschland der größte Fortschritt der politischen Bildung seit 1848 bethätigt hat.

Zu ähnlichen Bemerkungen gibt die religiöse Haltung Maistre's in den considérations Veranlassung. Auch hier ist der leitende Grundsatz vortrefflich, so wenig man die einzelnen Anwendungen billigen kann. Es war ein großes geschichtliches Verdienst, im Jahre 1796 der von aller Religion abgekehrten gebildeten Welt zuzurufen, daß alle politischen Einrichtungen, wenn sie Dauer haben sollen, an einen religiösen Grundgedanken anknüpfen, auf einer religiösen Stimmung ihrer menschlichen Träger ruhen müssen. Es war ein wahrhaft prophetischer Geist, welcher damals inmitten des Waffenlärms und des Prasselns stürzender Throne ausrief: jeder ächte Philosoph wird es anerkennen, entweder daß sich eine neue Religion zu bilden im Begriffe ist, oder daß das Christenthum in irgend einer außerordentlichen Weise verjüngt werden wird. Wir haben seitdem gesehen, wie zuerst in Deutschland der protestantische Norden während der napoleonischen Unterdrückung seine Kraft in einer tiefen Erregung des religiösen Sinnes zusammengenommen, wie dann der Katholicismus in unvermuthetem Aufschwung seine Herstellung erlebt, seinen Einfluß erneuert, seine Ansprüche verdoppelt, wie endlich in Philosophie und Geschichte die religiösen Probleme die Aufmerksamkeit aller Denkenden in Anspruch genommen haben. So verschieden die Meinungen über den rechten Inhalt der religiösen Vorstellungen sind, so selten wird jetzt noch ein Widerspruch gegen den Satz sein, daß irgend eine lebendige Beziehung des Menschen zu dem Urquell seines Daseins erforderlich ist, wenn irgend ein sittliches Thun des Menschen gedeihn und dauern soll. Was dann aber die Consequenzen dieses Satzes betrifft, so ist es offenbar, daß unserem Autor hier die Erinnerung an die Jesuitenschule ähnlichen Schaden thut, wie auf dem politischen Felde die Jugendeindrücke des savoyischen Adelsstaats. So wenig aus dem historischen Charakter der ächten Politik die Alleinberechtigung des Adels, so wenig folgt aus der Nothwendigkeit des religiösen Verhaltens die Alleingültigkeit der päpstlichen Autorität.

Wir sehen, es ist ein Edelmann des alten Regime von ächtestem Korne, der in dieser Schrift die Feder führt. Sein Geist erhebt sich

mit stolzem Wuchse in die höchsten Regionen der geistigen Atmosphäre, aber sein Wesen wurzelt durchaus in dem Boden seines Standes und Herkommens. Seine Argumentationen werden dadurch vielfach gegehemmt und verfälscht, aber sie erhalten dafür auch eine individuelle Frische und markige Lebendigkeit, welche trotz aller Beschränktheit des Politikers dem Manne die achtende Neigung jedes Lesers sichert. Sein Adelsstolz ist frei von aller Brutalität gegen den Niedern, und seine Loyalität gegen den Höhern hat keine servile Ader. Man redet jetzt immer, schreibt er einem Freunde, von der Nothwendigkeit einer starken Regierung: nun, wenn die Monarchie euch in dem Maaße stark erscheint, als sie absolut ist, so müssen euch Neapel, Madrid, Lissabon entzücken, obgleich alle Welt weiß, daß diese schwachen Ungeheuer nur durch die Kraft der Trägheit fortbestehen; wollt ihr die Monarchie stärken, so meidet die Willkür und stellt euch auf den Boden des Gesetzes. In religiöser Hinsicht zeigt Maistre bei aller Kirchlichkeit keinen Zug von fanatischer Weltverachtung, von schwülstiger Salbung oder mystischer Unklarheit. Er hat im Gegentheil vor Allem den Drang zu dialectischer Consequenz wie Rousseau, und ist, wie dieser, lieber oberflächlich in seinen Voraussetzungen, als daß er auf die formelle Bündigkeit seiner Folgerungen verzichtete. So sehr er Voltaire als den gefährlichsten Ketzerfürsten des Jahrhunderts, als den eigentlichen Erzeuger der frivolen Gottlosigkeit haßt, so ist es doch sein persönlichstes Behagen, gegen Voltaire's Gesinnung mit Voltaire's Waffen, mit Witz und Spott und Causerie, zu kämpfen. Man sehe z. B. jenes Capitel der Considerationen, in welchem er die äußere Möglichkeit der Wiedererhebung der Bourbonen in dem damaligen Frankreich erörtert. Er knüpft dabei an seinen ersten Satz über die Ohnmacht der Volksmassen in den Revolutionen, und malt dann die Unmündigkeit und den Leichtsinn gerade der französischen Nation. „Vier oder fünf Personen, sagt er, werden diesem Lande einen König geben. Briefe aus Paris verkünden den Provinzen, daß Frankreich einen König hat, und die Provinzen rufen: es lebe der König. Sogar in Paris werden die Einwohner, etwa zwanzig ausgenommen, ganz unvermuthet eines Morgens erfahren, daß sie einen König haben. Ist es möglich, rufen sie, das ist ja etwas ganz Besonderes. Zu welchem Thore wird er einziehn? Es wird doch gut sein, sich Fenster im Voraus zu miethen,

das Gedränge wird entsetzlich werden. So wird das souveräne Volk befragt, in solcher Weise wird es die Restauration decretiren.« Gleich neben diese Schilderung stelle ich, um sofort den ganzen Umfang der Tonleiter zu bezeichnen, welche dem Schriftsteller zu Gebote steht, eine später geschriebene Ausführung, worin Maistre sich ebenso gewaltig im pathetischen Schwunge, wie vorher leicht und farbig im Spotte zeigt. Es handelt sich um die Entchristlichung Frankreichs durch die Revolution, als die Hauptursache der unendlichen Zerstörung. »Ein furchtbarer Ruf, heißt es nun, angeschwellt durch tausend Stimmen, ertönte in Frankreich — weiche von uns, schrien sie, sollen wir stets vor deinen Priestern zittern? soll die Wahrheit stets durch deinen Weihrauch verdunkelt werden? wir wollen nichts mehr von dir wissen, alles Vorhandene ärgert uns, weil alles Vorhandene deinen Namen trägt; wir wollen Alles zerstören, und Alles herstellen ohne dich; verlasse unsere Räthe, unsere Schulen, unsere Häuser, wir wollen allein sein mit unserer Vernunft und ohne dich, hinweg mit dir! — Wie hat Gott diesen entsetzlichen Wahnsinn gezüchtigt? Er straft ihn, wie er das Licht geschaffen hat, durch ein einziges Wort. Er sprach: thut nach euerem Willen. Und die Welt unserer Staaten stürzte in Trümmer zusammen.« *)

Man ermißt leicht, daß ein so begabter Geist nicht ohne Weiteres in das Geschrei der großen Emigrantenmasse auf einfache Herstellung des alten Zustandes einstimmen konnte. Wohl sah auch er das einzige Heil für Frankreichs Gedeihen und Freiheit in der Wiederaufrichtung des legitimen Königthums, ja noch mehr, er erklärte keine andere Verfassung für haltbar, als eine auf die legitimen Gesetze des alten Staates gegründete. Aber auf das Nachdrücklichste begehrt er die Reinigung derselben von der despotischen Verfälschung, welche sie seit Ludwig XIV. erfahren hatte; und will keine Gesetzgebung noch Steuern, welche nicht von den Ständen bewilligt werden. Will man hierin nur feudale Tendenz und keinen Sinn für Freiheit und Recht erkennen, so wird man wenigstens das Gegentheil engherzigen Standesgefühles wahrnehmen, wenn er die Eröffnung aller Aemter für jedes Verdienst, und selbst bei den höchsten nur schwereren, nicht versperrten

*) Il a dit: FAITES! Et le monde politique a croulé.

Zugang begehrt. Und was damals noch viel empfindlicher in die Verhältnisse einschnitt, er spricht die Unmöglichkeit aus, mit den Menschen des alten Regime zu regieren: er beantragt Amnestie für Alle, selbst für die Mörder Ludwig XVI, wenn sie sich reuig erweisen, und erklärte die Emigranten für schlechterdings unfähig, einen erheblichen Einfluß im neuen Frankreich zu erlangen. Er führt selbst das Wort König Carl II von England an, als man ihm bei der Rückkehr aus dem Exil einen Antrag auf Amnestie, auf Vergeben und Vergessen vorlegte: „ich verstehe, was ihr meint, meinen Feinden soll ich vergeben, meine Freunde muß ich vergessen." Man erinnere sich nun der Ereignisse von 1814 und der folgenden Jahre, und man wird erkennen, daß Maistre mit staatsmännischem Geiste in jenen Worten den innersten Kern aller Schwierigkeiten und Gefahren der Restauration ausgesprochen hat. Denn wohl gab es damals auch Gegensätze der Principien und der Parteien, ohne Zweifel aber der schlimmste und schwierigste Widerstreit war jener der Personen, hier der Emigranten und ihres Anhangs, dort der Machthaber des neuen Frankreich, ein Kampf nicht so sehr zweier Systeme als zweier Bevölkerungen innerhalb desselben Reiches. Eine so unbefangene Einsicht darüber in so früher Zeit bekundet bei einem Mitgliede der Emigration nicht bloß eine scharfe, sondern auch eine höchst unabhängige Kraft des Erkennens.

Die Considérations hatten sofort bei ihrem Erscheinen einen großen literarischen Erfolg, sonst in Europa und in Frankreich selbst. Freilich kam es damals nicht zu der ersehnten Restauration, vielmehr überwältigte das Directorium mit der Hülfe der Armee die Royalisten, und in Italien schritt Bonaparte unaufhaltsam von Sieg zu Sieg fort. Auch hier unterschied sich Maistre auf das Bestimmteste von dem großen Haufen seiner Unglücksgenossen. Wie Burke vor ihm, wie Kaiser Alexander in späterer Zeit, mahnte er zwischen Frankreich und der Revolution zu unterscheiden, diese zu bekämpfen, der Nation ihre Selbstständigkeit und Unverletztheit zu gewährleisten. Schon im Jahre 1793, als sich eigennützige Absichten der Mächte offenbarten, als man von der Abreißung französischer Provinzen, von dem Plane einer Theilung Frankreichs hörte, erklärte er, den Tod im Exile einer Herstellung um solchen Preis vorzuziehen. Er war herange-

wachsen in einer tiefen Abneigung gegen Oestreich, den Erbfeind des Hauses Savoyen, und den Bedränger der ultramontanen Kirche seit Joseph II; er meinte, lieber wolle er noch einige Jahre ausharren, als daß „das arme Haus Oestreich" auf Kosten Frankreich's vergrößert würde. Damals besaß nun Oestreich auf italienischem Boden nur die beiden Provinzen Mailand und Mantua, etwa 200 Quadratmeilen, abgetrennt von seinen übrigen Besitzungen; es war also weit entfernt von irgend einem herrschenden oder drückenden Einfluß auf der Halbinsel, und niemand sonst als der Ausbreitung Savoyens unbequem. Fand sich schon durch solche Verhältnisse Maistre's Stimmung gereizt, so mußte sich sein Gefühl zur glühenden Entrüstung steigern, als sich seit 1794 jene entscheidende Wendung der östreichischen Politik entwickelte, durch welche der Minister Thugut diesem Staate seine moderne Stellung gegeben hat. Sie läßt sich kurz dahin ausdrücken: Verzicht auf Belgien und damit Preisgabe der deutschen Westgrenze, dafür Ausdehnung der italienischen Provinzen bis zu einer ganz Italien dominirenden Stellung. Dieser Gedanke schlug zuerst in der russischen Unterhandlung über die Theilung Polens an, wo der Minister Thugut Ansprüche auf die venetianischen Provinzen anmeldete; er zeigte sich dann in der tiefen Unlust, womit Oesterreich den König von Sardinien gegen die Franzosen unterstützte; er wirkte, nach den Umständen modificirt, 1797 bei dem Frieden von Campo Formio, wo Oestreich den Franzosen das linke Rheinufer überließ, um für den Verlust Mailands mit Venedig und dessen Terrafirma entschädigt zu werden; er brach endlich rückhaltslos an das Licht, als bei dem neuen Krieg von 1799 die kaiserlichen Heere, durch Suworow geführt und unterstützt, ganz Oberitalien einnahmen. Damals erhob sich der König von Sardinien, von den Franzosen auf seine Insel vertrieben, um in die heimischen Besitzungen zurückzukehren. Aber Oestreich verbot es auf der Stelle, in der Meinung, Piemont oder doch den größeren Theil desselben für sich selbst zu behalten. Es starb der Papst in französischer Gefangenschaft, und die Cardinäle traten zur neuen Wahl in Venedig unter kaiserlichem Schutze zusammen; Oestreich verbot die Wahl eines Sardiniers, und ließ die Absicht erkennen, die den Franzosen entrissenen Legationen zu seinem Eigenthum zu machen. Diese Pläne

scheiterten damals an der Abneigung England's und dem Widerspruche Rußlands; eben aus Zorn hierüber rief Kaiser Paul seine Truppen ab, und ein Jahr nachher warf Bonaparte zu Marengo die Entwürfe des östreichischen Ehrgeizes für's Erste in Trümmer.

Man ermißt leicht, mit welchen Gefühlen ein warmer und energischer Patriot, wie Maistre, diese Ereignisse erlebte. Er war 1796 nach Turin zurückgekehrt, hatte zwei Jahre später, als ein französischer Heerestheil die Stadt besetzte, zum zweitenmale flüchten müßen, und war mit seiner Familie inmitten des Winters zu Schiff den Po hinabgeeilt, zwischen treibenden Eisschollen und feindlichen Vedetten hindurch, um ein Asyl in Venedig zu suchen. Dort lebte er in der bittersten Noth, von dem Erlöse einiger geretteter Silbergeräthe, ohne Verbindung mit seinem Hofe, sonst in der Welt ohne jegliche Aussicht. Mit welcher Spannung sah er die Erneuerung des Krieges, mit welchem Jubel die Verjagung der Franzosen, mit welchem Knirschen die neue Ausweisung seines Königs durch die eignen Bundesgenossen. Der Haß gegen Oestreich blieb seitdem der Grundton seiner politischen Anschauungen. Er blieb es, auch als Napoleon Schritt auf Schritt sich ganz Italien aneignete, als er Oesterreich aus einer Erniedrigung in die andere stürzte, als in den Gedanken der anderen Menschen jede Erinnerung an die frühern Machtverhältnisse Europa's verblaßte. Denn in dem scharfen und unerschütterlichem Geiste Maistre's verschwand keinen Augenblick die Ueberzeugung, daß das revolutionäre Kaiserthum keinen Bestand haben, daß es nach Erfüllung seiner Mission den legitimen Gewalten wieder Platz machen würde: für die Restauration, wiederholte er unaufhörlich, ist nicht das Ob sondern nur das Wann zweifelhaft. Eben diese Zukunft, welcher jeder Schlag seines Herzens entgegen flog, sah er für sein Vaterland durch die neue Richtung der östreichischen Politik bedroht, sein ganzes Wesen kam dadurch in fieberhafte Erregung: wenn Oestreich über Venedig und Pavia herrscht, rief er, so ist es vorbei mit dem Hause Savoyen, vixit.

Er sollte diesen Sorgen noch manches schwere und mühevolle Jahr seines Lebens widmen. Einstweilen aber wurde er ihnen durch einen aus Florenz datirten Befehl seines Königs entrückt, worin ihn dieser zum Präsidenten der Kanzlei der Insel Sardinien ernannte.

Es war eine der wichtigsten Stellungen des Staates, welche das ganze Justizwesen und einen ansehnlichen Theil der Verwaltung der Insel umfaßte. Aber auch die Anstrengung, zu welcher sie den Inhaber nöthigte, war übermenschlich. Die Insel war kurz vorher durch einen blutigen Aufstand ihrer halbwilden Gebirgsbewohner auf das Tiefste erschüttert worden; ein unüberwindlicher Haß gegen jede Neuerung, eine grimmige Erbitterung gegen alle Fremden, der sich am lebhaftesten gegen die Piemontesen richtete, trat den königlichen Beamten auf jedem Punkte entgegen. Dazu kamen in den Hafenstädten die verdrießlichsten Reibungen zwischen den Schiffen der kriegführenden Nationen; die Engländer nahmen mitten im Hafen von Cagliari, ohne auf den Widerspruch der Behörden zu achten, französische Fahrzeuge weg, und der König mußte sich bequemen, den Werth derselben aus der eigenen Tasche der französischen Regierung zu ersetzen. Diese Nöthe erleichterten dem Grafen die Trennung von der Heimath, als der König ihn im September 1802 zum Gesandten in Petersburg ernannte. Es war auch dies allerdings kein lockender Auftrag; er entfernte ihn auf unbestimmte Zeit von seiner Familie und stellte ihn in eine völlig fremde Welt, unter Umständen, welche wenig Hoffnung auf befriedigendes Gelingen gewährten. Bonaparte hatte Oestreich zum Frieden von Luneville gezwungen, in Italien und Deutschland war sein Wille allmächtig, endlich hatte auch England sich zu dem Vertrag von Amiens bequemt, und in diesem auf jede Erwähnung des Königs von Sardinien verzichtet. Dieser hatte Savoyen und Nizza längst an Frankreich abgetreten; seit 1798 war auch Piemont in französischen Händen; der König setzte seine ganze Hoffnung auf den Kaiser Alexander, um durch dessen gewichtige Verwendung wenigstens eine anständige Entschädigung von dem französischen Herrscher zu erhalten. Aber es war mehr als zweifelhaft, wie viel auch die kräftigsten Schritte des Kaisers wirken, und noch mehr, ob dieser sich eben jetzt, wo er gemeinsam mit Bonaparte die deutschen Säcularisationen verhandelte, zu einem nachdrücklichen Worte entschließen würde. Indessen Maistre hielt es für seine Pflicht, seinem königlichen Herrn, am unbedingtesten in den schlimmen Tagen, zu dienen, und machte sich Februar 1803 zu seinem diplomatischen Abenteuer auf den Weg. Er ging zunächst nach

Rom, wo der König damals lebte, um sich seine näheren Instructionen zu holen. Unterwegs in Neapel sah er den französischen Gesandten Alquier, mit dem er persönliche Beziehungen aus früherer Zeit hatte. Er sagte ihm bei einem politischen Gespräche: ihr habt wohl gethan, das Wort Monarchie abzuschaffen, und dafür Herrschaft eines Einzigen zu setzen; unsere Sprache ist reich genug, warum aus dem Griechischen borgen? Alquier lachte, und begann von den italienischen Verhältnissen zu reden. Der Graf erörterte sie darauf mit so scharfen Accenten, daß Alquier mehr als einmal ausrief: was wollt ihr in Petersburg; entwickelt diese Dinge dem ersten Consul; niemals hat man sie ihm gesagt, oder doch nicht auf diese Weise. Indessen ehe Maistre zu einer Erwägung des Vorschlags kam, empfing der König in Rom eine französische Note, worin Bonaparte ihm Siena und Orbitello und eine jährliche Pension als Entschädigung anbot, wenn der König auf seine alten Staaten förmlich verzichte. Rußland rieth anzunehmen; je ungünstiger sich hienach die Stimmung in Petersburg herausstellte, desto eifriger drängte der König den Grafen de Maistre zur schleunigen Abreise. Er wollte verzichten, wenn Bonaparte ihm Genua und Savona überließe, andern Falls aber seine völlige Beraubung ertragen und auf die Zukunft hoffen.

Im März 1803 eilte also Maistre nach Petersburg. Widerwärtigkeiten aller Art begleiteten ihn vom erstem Augenblicke an. König Victor Emanuel, des besten Theiles seiner Länder entbehrend, und selbst als Flüchtling in Rom lebend, war fortdauernd in finanzieller Bedrängniß, und nicht im Stande, seine Minister glänzend auszustatten. Dazu kam, daß Maistre zwar nicht mehr wie in alten Tagen für einen heimlichen Jakobiner galt, bei aller Loyalität und Aufopferung aber es doch täglich bei dem Könige durch die unbeugsame Selbstständigkeit und Lebhaftigkeit seines Auftretens verdarb. Er war, als man seinem Talente eine Unterhandlung über die Existenz des Staates anvertraute, in offener Ungnade, und hatte mit den Aeußerungen derselben unaufhörlich zu kämpfen. Man gab ihm einen Reisewagen, der auf jeder Station zerbrochen ankam; man verbot ihm alle wichtigen Schritte in seiner Unterhandlung ohne specielle Anfrage in Rom, worüber dann Monate vergingen

und mittlerer Weile die Welt ihre Gestalt verändert hatte; man unterwarf ihn den Weisungen eines jüngeren Collegen, des sardinischen Gesandten in London, verweigerte ihm die angemessenen Orden, gab ihm häufig genug ein bestimmtes Mißtrauen in seine Redlichkeit zu erkennen. Alle diese Bitterkeiten wurden geschärft durch ein endloses Ringen mit harter Armuth. Sein Gehalt erwies sich bei den Ansprüchen des russischen Luxus als völlig unzureichend. Auf Zulagen hatte er nicht zu hoffen, Schulden wollte er nicht machen: so legte er sich mit unerschöpflichem Muthe die drückendsten Entbehrungen auf, mochten seine glänzenden Standesgenossen darüber noch so wegwerfend die Achseln zucken. Den Besucher empfing auf der dunkeln Treppe des kleinen Quartiers der einzige Diener mit der bescheidenen Oellampe; statt des unerschwinglichen Pelzes that auch im russischen Winter der alte sardinische Mantel seinen Dienst; es kam endlich so weit, daß der Gesandte, ohne Mittel, um standesmäßig zu speisen, für mäßiges Kostgeld am Tische seines Bedienten aß, und eine Zeitlang dessen Stelle einem entsprungenen Verbrecher anvertraute, welcher das Asyl des Gesandtenhauses sich anstatt der Löhnung anrechnen ließ.

In allen diesen Nöthen blieb er ungebeugt, und fühlte sich in dem Bewußtsein, daß er die Blößen der äußeren Stellung durch die Kraft seines Geistes und die Sicherheit seiner Haltung zu decken habe. Die Aufgabe war um so schwieriger, als Kaiser Alexander damals im besten Vernehmen mit Bonaparte stand, und in seiner enthusiastischen Weise gemeinsam mit dem großen Manne aus ganz Europa ein weites Reich des Friedens und der Gerechtigkeit zu machen hoffte: der Gesandte also des Königs von Sardinien, der keine andere Aufgabe als Widerstand gegen Bonaparte hatte, fand als solcher eine eisige Aufnahme bei Alexander und dessen Ministern. Persönlich aber frappirte und eroberte er den Kaiser gleich bei den ersten Gesprächen durch die originelle Präcision seiner Wendungen, die blitzenden Funken seines Witzes, die Sicherheit und Elasticität seines Geistes, dessen Stolz doch immer durch Begeisterung und Güte durchwärmt war. Bald fanden sich nahe Freunde innerhalb des diplomatischen Corps, der würdige Serra Capriola von Neapel, der derbe und eifrige Steding von Schweden; vor Allem aber nahmen ihn die Reste des alten

Hofes, die Magnaten aus der Zeit Catharina II, als Verfechter der einzig haltbaren Politik mit froher Bewunderung auf, Männer wie Graf Strogonoff und Admiral Tschitschagoff, die ihre thätige Zeit in dem Kampfe gegen die Revolution zugebracht hatten, und in Alexander's Neigungen nichts als verderbliches Träumen und Schwärmen sahn. Maistre selbst betrachtete den jungen Kaiser mit sehr gemischten Gefühlen. Es war unmöglich, der Liebenswürdigkeit und edlen Richtung seines Wesens zu widerstehn, dem beinahe melancholischen Zuge eines tiefen Ernstes über allem fürstlichen Glanze, der anmuthigen Schüchternheit bei allem monarchischem Selbstbewußtsein, der hinreißenden Begeisterung für jeden großen weltumfassenden Gedanken. Den Duft der Jugendfrische, welcher damals auf Alexander's Wesen lag, wußte er völlig zu würdigen, ohne sich durch einzelne Unbesonnenheiten irren zu lassen. Als Einer äußerte: um ihn zu mäßigen, müsse stets ein Graukopf in seiner Nähe sein, setzte Maistre hinzu: ganz recht, nur ohne Puder. Um so mehr aber beklagte er, daß dieser erregbare Mensch durch seinen ersten Erzieher (La Harpe) in die Bahn der französischen Aufklärung geworfen worden sei, daß er den Sinn für seine Nation und Kirche verloren habe, und ohne festen Ausgangs- und Zielpunkt unbestimmten Idealen des Fortschritts und der Weltbeglückung nachjage: auf diesem Boden, meinte Maistre, sei jetzt die Neigung zu Bonaparte und dem französischen System erwachsen, und werde sich weiterhin unausbleibliche Täuschung und Zerstörung ergeben.

Eine solche Fürstengestalt hob sich doppelt auffallend von dem halb asiatischen Grunde ihrer Petersburger Umgebung ab. Hier lagen die grellsten Gegensätze dicht und heftig neben einander. In der höheren Gesellschaft herrschte ein maaßloser Luxus, der mit ungeheuern Summen die Genüsse aller Himmelsstriche um sich versammelte, und mit höchster Unbefangenheit alle Schranken der Sitte übersprang. Das Weib, bemerkt Maistre, ist hier noch wie im Orient eine Waare, die von Hand zu Hand geht; ein Ehrenmann, der sein Kind nicht dem Findelhause überweist, sondern dafür sorgt oder gar um seinetwillen die Mutter heirathet, gilt für einen Phönix, für einen Heiligen. Dabei waren die großen Familien durchgängig in zerrütteter Vermögenslage und unheilbar verschuldet. Was den

Staat betraf, so waren kaum drei Jahre seit der Ermordung des Kaiser Paul verflossen, und die Unsicherheit und Gewaltsamkeit des Zustandes noch frisch in aller Bewußtsein. Als weiterhin einmal Rede davon war, daß Alexander selbst ein Heer nach Deutschland führen sollte, verhinderten es die Minister, und einer von ihnen sagte ganz ernsthaft: wir wollen ihn nicht den Gefahren des Krieges aussetzen, wenn wir ihn verlieren, so hätten wir wieder Einen (den Großfürsten Constantin) den man todtschlagen müßte. Die Extreme berühren sich, fand Maistre. Hier in dieser absoluten Monarchie stößt der Fürst auf mehr Hindernisse seines Willens als vielleicht in einer Republik. Catharina II. wollte einmal einen statistischen Bericht über den Zustand einer Provinz drucken lassen: da erklärte ihr der Generalprokurator, er könne dann sein Amt nicht mehr verwalten, und Catharina gab nach. Alexander, lebhafter in seinem Triebe für Fortschritt und Civilisation, gab selbst 600 Rubel für die Gründung eines Journals, in welchem sein gleichgesinnter Minister, Kotschubey, die wichtigsten Actenstücke seiner Verwaltung bekannt machte. Die Gouverneure der Provinzen murrten, das Journal aber warf gleich im ersten Jahre einen Gewinn von 13000 Rubeln ab, und Alexander bestärkte sich in seinen Reformgedanken. Eines freilich vermochte er bei dem wärmsten Eifer nicht zu ändern, daß es ein Hinderniß für das Vorwärtskommen eines Beamten war, wenn er für unbestechlich galt.

Indessen gingen die großen Ereignisse der europäischen Politik ihren Gang. Kaum hatten Rußland und Frankreich die neue Ordnung der deutschen Staaten durchgesetzt, so brach der mühsam gekittete Frieden zwischen Boneparte und den Engländern. Es war der erste Hoffnungsstrahl auch für Maistre. Pitt hat sehr Recht, rief er gleich damals seiner zweifelnden Regierung zu, wenn er sagte, daß dieser Krieg länger und schrecklicher werden wird, als der erste. Als eifriger Katholik und Franzose im innersten Mark liebte er sonst die Größe Englands nicht: es ist äußerst verdrießlich, sagte er eines Tages, daß gerade die unausstehlichsten Leute die einzigen Vertheidiger der guten Sache sind. Indessen ließ er sich durch eine solche Antipathie sein politisches Urtheil nicht verdunkeln. Als der spanische Gesandte ihm klagte, daß sein Hof sich nicht zwischen Frankreich und England zu entscheiden wisse, da die Gefahr auf beiden Seiten gleich

sei, brach er aus: aber nicht die Ehre. Es war ganz zutreffend, wenn er sich über seine Mißstimmung gegen England dahin aussprach, man möge nicht glauben, daß er den Britten nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lasse. „Ich bewundere ihre Verfassung (ohne freilich zu glauben, daß man sie ohne Weiteres anderswohin verpflanzen könne,) ihre Strafgesetze, ihre Kunst und Wissenschaft, ihren öffentlichen Geist. Aber das Alles wird in den auswärtigen Beziehungen durch unerträgliche nationale Vorurtheile und einen maaßlosen Hochmuth verdorben, der alle andern Nationen abstößt. Neuerdings politisirte ich mit ihrem Botschafter. Jeder rechtschaffene Europäer, sagte ich, muß eben als Europäer für euch sein. Wäre ich Souverain und hätte euch mein Leben lang auf den Tod bekämpft, heute würde ich für euch sein, denn es handelt sich um ganz Europa. Vortrefflich, entgegnete er, aber man muß viele Köpfe vereinigen und das ist schwierig. Ich antwortete: ihr könnt es, denn Wilhelm III. hat es bei ähnlichem Anlaß gekonnt. Er eroberte das Vertrauen aller Cabinette, er schmeichelte dem fremden Stolze, er vereinigte in seiner starken Hand alle Interessen, und ihr wißt, wohin er endlich Ludwig XIV. gebracht hat. Es kann euch so gut gelingen wie ihm."

Er hatte dann die Genugthuung, daß England sehr bald diesen Gesichtspunkt selbst ergriff, und Bonaparte seinerseits durch immer neue Uebergriffe eine Macht nach der andern in das britische Bündniß drängte. Alexander hatte freilich gleich beim Beginne des Krieges seine Vermittlung angeboten, und Bonaparte zum Schrecken Maistre's die ganz auf des Kaisers erregbare Großmuth berechnete Antwort gegeben: ich lege die Sache völlig in seine Hand, möge er entscheiden wie er will. Indessen als Alexander sich dadurch nicht unbedingt für die französischen Ansprüche begeistern ließ, als er das Urtheil abgab, daß beide Mächte auf den Standpunkt der letzten Friedensschlüsse zurücktreten sollten, da schlug das Verhältniß plötzlich um, und Bonaparte wies die russische Vermittlung in herrischer Kürze zurück. Alexander empfand es mit schmerzlichem Zorne, und kam jetzt auf den Gedanken, sich aus eigener Kraft als bewaffneten Schiedsrichter des Streites und Schöpfer einer neuen europäischen Ordnung zu constituiren. Die Pläne, welche aus dieser Richtung entsprangen, hat bereits vor einigen Jahren Thiers ausführlich mitgetheilt: es han-

delte sich um die Einschränkung Frankreichs, die Organisation Deutschlands, Italiens, der Schweiz, um die förmliche Ausarbeitung eines neuen Völkerrechts: da schien sich denn einen Augenblick auch für Maistre und dessen Monarchen die Aussicht aufzuhellen. Ihr Briefwechsel zeigt, daß die russische Regierung über Italien Maistre's Aufschlüsse und Rathschläge mit bereitwilligem Ohre anhörte, und sich ihrerseits völlig einverstanden erklärte, als er die europäische Nothwendigkeit eines selbstständigen Italien erörterte, eines großen Staates im Norden der Halbinsel, welcher Piemont und Genua, Mailand und Venedig umfaßte, und damit die Kraft besäße, zwischen Frankreich und Oestreich für sich und die südlichen Staaten eine eigene politische Haltung zu behaupten. Alexander und sein Minister Czartorisky gingen in jedem Sinne auf diese Gesichtspunkte ein, jedoch zeigte sich bald, auch außer der nächsten Schwierigkeit, der Besiegung Napoleon's, noch eine Reihe anderweitiger Hindernisse. Einmal hatte Alexander kein besonderes Zutrauen zu der Fähigkeit und den Grundsätzen des Königs von Sardinien. Wird es ihm möglich sein, fragte Czartorisky den Gesandten, als Beherrscher jener mannichfaltigen Lande den Forderungen der Zeit Genüge zu thun: nach einer Erschütterung wie die französische Revolution kann man doch schlechterdings nicht in dem alten Geleise fortregieren. Was die persönliche Ansicht Maistre's betraf, so hatte er nicht das Mindeste dagegen zu erinnern, vielmehr beurtheilte er die sardinische Restauration nach denselben Grundsätzen, wie in den Considerationen die französische. Eine Revolution, sagte er, kann nicht durch Rückkehr zum alten Zustande endigen; sie verwandelt ihre Freunde und ihre Bekämpfer: die Völkerwanderung schloß nicht mit der Vertreibung der Barbaren aus den römischen Provinzen, sondern mit ihrer Festsetzung daselbst und neuen Civilisation. Er benutzte also die russische Erörterung, um seinem Könige die Nothwendigkeit liberaler Reformen mit dem höchsten Nachdruck zu predigen. Beim Anblick dieses asiatischen Hofes, dieses allmächtigen Herrschers, schrieb er ihm, wer dächte nicht, daß Ew. Majestät in ihm die festeste Stütze der absoluten Monarchie haben würden? Aber das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Kaiser ist Philosoph, ist es vielleicht zu sehr. Seine ganze Umgebung ist von den neuen Ideen erfüllt; wäre sein Volk für eine Verfassung reif, so würde er sie mit Begeisterung ertheilen. Und

wenn Ew. Majestät auf Ihren Thron zurückkehren, und die Vertreter Ihres Volkes dies oder jenes Privileg, diese oder jene Repräsentation begehren sollten, so würde zweifellos das erste Wort des Kaisers sein: vortrefflich, so ist es Recht. Der König, schloß demnach Maistre, müsse sich darauf gefaßt machen, in Turin König, in Genua aber nur Doge zu sein; er möge sich alle Regierungsrechte vorbehalten, aber Gesetzgebung und Besteuerung von ständischer Bewilligung abhängig machen. Er entwickelte diese Sätze unermüdlich, und wenn man seine damaligen Briefe mit seinen späteren Druckschriften vergleicht, so erscheint das Wort, welches sein Herausgeber an die Spitze der Memoiren gestellt hat, in vollem Lichte: man muß stets den Völkern Achtung vor der Autorität und den Fürsten Achtung vor der Freiheit verkünden. Aber allerdings, er hatte hier bei dem Fürsten nicht besseren Erfolg als seine Bücher bei den Völkern. Victor Emanuel zog aus seinen Lehren nur den Schluß, daß Maistre noch immer ein halber Revolutionär sei, weigerte hartnäckig das geringste Eingehen auf Alexander's Denkweise, und stimmte damit den Eifer des Kaisers um ein Bedeutendes herunter.

Schlimmer aber als dieses Mißverstehen im Innern war für die Herstellung Italiens ein auswärtiges Verhältniß. Es zeigte sich nur zu bald, daß Oestreich auch im Jahre 1804 an den Plänen von 1799 festhielt, ohne sich der unheilvollen Folgen seiner damaligen Bestrebungen zu erinnern. Alexander war so durchdrungen und begeistert von seinem neuen europäischen Systeme, daß er dem Wiener Hofe für die Räumung Venedigs nichts Geringeres als die Besitznahme der Moldau und Walachei anbot, eine Concession, welche das ganze Gebiet der niedern Donau und damit die Zukunft des Orients in Oesterreichs Hand gelegt hätte, deren Wichtigkeit also gerade für Rußland ganz unermeßlich war. Allein das Ministerium Cobenzl blieb in den von Thugut vorgezeichneten Wegen, lehnte die Abtretung Venedigs ab und forderte umgekehrt als Preis seines Bündnisses gegen Napoleon eine Erwerbung auf italienischem Boden. Darüber geschah, daß Napoleon den Herzog von Enghien gefangen nehmen und erschießen ließ, eine Gewaltthat, welche bei Alexander die lebhafteste Entrüstung hervorrief, und den Bruch zwischen ihm und Frankreich unheilbar machte. Je näher aber die Aussicht auf einen bewaffneten Zusam-

menstoß rückte, desto schwerer fiel zu Petersburg das Ansehn Oestreichs in die Wagschale, ohne dessen Mitwirkung die Russen einen Krieg gegen Frankreich gar nicht eröffnen konnten. Der Allianzvertrag, welchen beide Mächte im November 1804 abschlossen, war denn wesentlich im Oestreichischen Sinne gedacht. Der Krieg sollte unternommen werden, nicht zur Schöpfung eines neuen europäischen Systems, sondern im Falle weiterer Uebergriffe Napoleon's in Italien. Wenn die Besiegung der Franzosen gelänge, so sollte nicht ganz Oberitalien als selbstständiger Staat constituirt, sondern das östreichische Gebiet bis an den Po und die Adda ausgedehnt werden. Schon dieses Zugeständniß traf die Hoffnungen Maistre's auf das Bitterste, und das Wiener Cabinet war nicht einmal gesonnen, auf der so erreichten Linie stehen zu bleiben. Mit dem Frühling 1805 begannen aller Orten die Rüstungen: Napoleon verleibte damals Genua und Lucca seinen Besitzungen ein, und verwirklichte hiemit den im November vorgesehenen Kriegsfall; die östreichischen und russischen Heere setzten sich im Laufe des Sommers zu dem großen Kampfe in Bewegung. Man hat sich nun oft über die Kurzsichtigkeit gewundert, mit welcher Oestreich seinen besten Feldherrn, den Erzherzog Carl, und sein stärkstes Heer an der Etsch aufstellte, und die Beschützung seiner deutschen Lande dem unfähigen Mack und den weit entfernten Russen anvertraute, während Napoleon über 200000 M. an den Ufern des Canals, in Holland und Hannover aufgestellt hatte, und also seine stärksten Schläge ohne Zweifel in Deutschland zu erwarten waren. Die Correspondenz Maistre's gibt jetzt die Erklärung. Oestreich hatte sich wieder wie 1799 die Erwerbung nicht bloß der Addalinie, auch nicht bloß des mailändischen Gebietes, sondern dazu noch Piemont's vorgesetzt: um diesen Zweck mit möglichster Sicherheit zu erreichen, schwächte es sich an der Donau, sammelte alle Kräfte in Tyrol und Venetien, und wies die Russen, die Freunde und Beschützer Piemont's, auf den deutschen und höchstens den neapolitanischen Kriegsschauplatz. Sein Gesandter in Petersburg, Graf Stadion, war eifrig bemüht, den Kaiser Alexander für diese Tendenzen zu gewinnen. Er erörterte, daß man Italien nur dann vor den Franzosen sicherte, wenn man die Hut der Alpen einer Kriegsmacht ersten Ranges anvertraue, und sprach die Ueberzeugung aus, daß wenigstens während der Dauer

des Krieges Piemont unter österreichischer Verwaltung bleiben müsse. Es wurde Maistre nicht schwer, dem Kaiser die Widerlegung dieser Sätze zu liefern. Er bemerkte, daß das einzige Mittel zur Verhütung eines ewigen Kampfes zwischen Oestreich und Frankreich das Aufhören ihrer Grenznachbarschaft und die Bildung eines ungefährlichen aber in sich festen Zwischenstaates sein würde. Er erinnerte weiter an die Erfahrung von 1799, wo Oestreich in Piemont bei der tiefen Abneigung der Einwohner nicht im Stande gewesen war, ein Bataillon Freiwilliger zum Kampfe gegen die Franzosen zusammen zu bringen, während viele Tausende nur auf das Erscheinen des nationalen Herrschers warteten, um Gut und Leben für die große gemeinsame Sache einzusetzen. Diese Verhandlungen dauerten noch fort in der Mitte des September, als die französischen Colonnen bereits am Rhein und Schwarzwald anlangten: es geschah darüber nichts, das vereinzelte Mack'sche Heer zu verstärken oder zu stützen, und so wiederholte sich die Nemesis von 1799 in erhöhtem Maaß. Vier Wochen nachher streckte Mack bei Ulm die Waffen, in reißendem Siegeslaufe zog Napoleon gegen Wien, Erzherzog Carl eilte statt nach Piemont nach Ungarn zurück, und ehe das Jahr zu Ende kam, lieferte der Preßburger Frieden das Ergebniß, daß Oestreich seine venetianischen Besitzungen nicht bis an die Alpen oder die Adda erweiterte, sondern an das napoleonische Königreich Italien abtreten mußte.

Es würde uns hier zu weit führen, auf das Detail der Schlachtberichte einzugehen, welche Maistre für seinen Hof aus den Erzählungen der russischen Offiziere zusammen stellte. Ihre Summe ist widerstrebende Bewunderung für Napoleon und verachtender Haß gegen die deutschen Verbündeten: die Einzelnheiten sind für uns wenig erbaulich, indeß wäre es ein sehr übel angebrachter Patriotismus, einen so verlorenen Posten wie unsere Kriegs- und Staatskunst von 1805 zu beschönigen, oder dem Ausländer die schärfste Kritik darüber zu verübeln. Sich selbst schonen übrigens die russischen Gewährsmänner Maistre's ebenso wenig; man ist erstaunt über die innere Auflösung, die völlige Anarchie in diesem Heer, dessen Lenker mit leichtsinniger Keckheit dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts die Schlacht anboten. Der officielle Führer, General Kutusoff, warnte, und bat den Kaiser dringend, jedes große Treffen zu vermeiden. Aber die andern Officiere

des Hauptquartiers erklärten, daß jeder Aufschub verderblich, daß in den nächsten Wochen keine Verstärkung zu erwarten, daß die längere Ernährung der Truppen unmöglich sei. Mit solchen Erörterungen bestürmten sie den Kaiser, ohne zu wissen, daß General Essen mit einem starken Armeekorps nur noch drei Märsche weit entfernt, daß wenige Tagreisen rückwärts colossale Magazine aufgehäuft waren. In völliger Unkenntniß der Lage also wurde der Kampf beschlossen, welcher über Europa's Schicksal entscheiden sollte. Als Alexander sein Ja ausgesprochen, wagte Kutusoff keinen Widerspruch mehr, sondern kam tief zerknirscht zum Hofmarschall, mit der Bitte, durch seinen Einfluß die Schlacht zu verhüten: dieser aber fuhr ihn zornig an, er sorge nur für Küche und Keller, der Krieg sei die Sache der Generale, und das Unglück möge den Officier treffen, der bei ihm sich Raths erholen wolle. Unterdessen kam eine Botschaft von Napoleon, mit der Bitte, daß Alexander ihm eine persönliche Zusammenkunft gewähren möge. Die Russen sahen darin ein Zeichen von Furcht, und bestärkten sich in dem Eifer, baldmöglichst dreinzuschlagen und die Franzosen nicht entrinnen zu lassen. Alexander lehnte also die Zusammenkunft ab, und sandte statt seiner den Fürsten Peter Dolgoruki, um sich nach Napoleons Wünschen zu erkundigen. Das Gespräch, welches dieser mit dem französischen Monarchen hatte, ist nun äußerst merkwürdig. Bisher lagen darüber nur französische Angaben zweiter Hand vor, welche die wichtigsten Züge desselben verwischten; Maistre liefert dagegen einen eingehenden Bericht unmittelbar nach einer Mittheilung des Fürsten Dolgoruki selbst. Napoleon empfing den Russen auf freiem Felde, von seiner Garde umgeben, ließ dann aber die Truppen abrücken und begann das Gespräch unter vier Augen. Dolgoruki sagte, daß sein Kaiser nicht absehe, was der Zweck der gewünschten Zusammenkunft der Monarchen sein könnte. Der Frieden, rief Napoleon; ich begreife nicht, warum Ihr Herr sich nicht mit mir verständigen will; ich verlange nichts, als ihn zu sehen; vielleicht wäre es die Sache des Siegers, Gesetze vorzuschreiben, aber ich will ihm ein weißes Blatt, gezeichnet Napoleon, überreichen, auf welches er selbst dann die Friedensbedingungen schreiben mag. Dolgoruki aber, einer der hitzigsten unter der russischen Kriegspartei, ließ sich auf diesen Ton nicht ein, so daß dann auch Napoleon heftig wurde, und nach einer

lebhaften Erörterung das Gespräch mit den Worten abschloß: wohlan, wir werden kämpfen, bringt mir mein Pferd. Man sieht deutlich, daß er nicht, wie oft gesagt worden ist, durch scheinbare Furchtsamkeit die Verblendung der Russen steigern wollte, sondern daß er ernstlich daran dachte, auf die Politik von 1803 zurückzukommen, und Alexander aus dem Kriegsgetümmel heraus wieder in sein Bündniß hinüberzuziehen. Er blieb dann auch in dieser Haltung, als die Schlacht bei Austerlitz geliefert und das verbündete Heer zertrümmert war. Er gab den gefangenen russischen Gardeofficieren die Freiheit, er ließ Alexander über dessen persönliche Tapferkeit complimentiren. Gerade im Gegensatz dazu überhäufte er den Kaiser Franz während eines Gespräches auf der Landstraße bei Nasiedlowicz mit rauhen Vorwürfen und brutalen Belehrungen; Franz kam entrüstet und ingrimmig zurück; jetzt, wo ich ihn gesehen habe, sagte er, kann ich ihn nun gar nicht leiden. Ueber den Einfluß, welchen diese Dinge auf die Friedens-Unterhandlungen hatten, war bisher die Ansicht verbreitet, Franz hätte, völlig geknickt und eingeschüchtert, den Abschluß um jeden Preis begehrt; darauf hätte Alexander mit großmüthigem Zorne die Erklärung abgegeben, Franz möge thun, was er unvermeidlich erachte, er aber, Alexander, wolle damit nichts zu schaffen haben, und sich und sein Heer in die Tiefen seines unnahbaren Reiches zurückziehen. Auch Maistre vernahm anfangs diesen Hergang; bald nachher aber gewann er die Ueberzeugung, daß gerade umgekehrt Franz bereit gewesen sei, um jeden Preis den Kampf fortzusetzen, — in der That erfocht damals Erzherzog Ferdinand Vortheile in Böhmen, Erzherzog Carl langte mit starkem Heere vor Wien an, Preußen war in voller Rüstung begriffen — auf diese Kriegspläne, nicht aber auf einen Friedensantrag, habe Alexander jene Aeußerung gethan, daß er mit nichts mehr zu schaffen haben wolle, und habe Kutusow erklärt, nicht einen Augenblick werde er den Rückzug des Heeres verzögern. Bei Maistre's Haß gegen Oestreich, bei seiner Verehrung für Alexander können wir sicher sein, daß er Angaben dieser Art nicht ohne feste Bürgschaft wiederholt hat; auch stimmt völlig dazu, was er noch 1805 von Dolgoruki und andern Russen des Hauptquartieres über die Stimmung der maaßgebenden Kreise erfuhr. Er selbst faßt es in den Worten zusammen, daß Alexander von allen Fürsten der geeignetste

zum Verkehr mit Napoleon sei, daß zwischen Beiden keine Verhetzung durch Charakter, Verhältnisse oder Nationalität liege. Diese Punkte sind offenbar von großer geschichtlicher Bedeutung, denn sie zeigen das Vorspiel zu dem ungeheuern Umschlag der russischen Politik beim Tilsiter Frieden: sie lassen zwei Tage nach Austerlitz die Keime der Gesinnung erkennen, aus welchen anderthalb Jahre später das Bündniß der beiden Kaiser zur Weltbeherrschung erwuchs.

Die Hoffnungen des Königs von Sardinien lagen seit Austerlitz und Preßburg völlig darnieder. Es kam zu der gewünschten Vereinigung Italiens, aber freilich nicht unter einheimischer, sondern napoleonischer Herrschaft; Victor Emanuel mußte Rom verlassen und auf der Insel Sardinien eine letzte Zuflucht suchen. Im Sommer 1806 zeigte sich die Verschlechterung seiner Lage in einem redenden Symptom: bei der damals versuchten Friedensunterhandlung erklärte sich Rußland bereit, seine bisherige Forderung, daß Napoleon dem Könige einen Ersatz für Piemont schaffen solle, aufzugeben. Allerdings kam es hier noch nicht zum Abschluß zwischen den beiden Kaisern; vielmehr brach gleich nachher der preußische Krieg aus, und bestimmte Alexander nochmals, einen Gang gegen Napoleon zu versuchen. Dieser aber siegte bei Jena, überschwemmte in vier Wochen die ganze preußische Monarchie und versetzte den Kriegsschauplatz mit einem Schlage an die Ufer der Weichsel. Nach diesen furchtbaren Katastrophen boten im Frühling 1807 die Verbündeten Alles auf, um Oestreich zum Beitritte und zur Erhebung gegen Napoleon zu veranlassen; und wirklich gab es einige Wochen, in welchen die Haltung des Wiener Hofes Aussicht auf einen solchen Entschluß gewährte. Diese Verhältnisse übten auch auf Maistre eine ganz außerordentliche Wirkung aus. Die Gefahr war auf eine so betäubende Höhe gestiegen, der Gegner so colossal herangewachsen, das Vertrauen auf den bisherigen Schutz Alexanders so vollständig gebrochen, daß der elastische Geist des Grafen ganz und gar aus dem bisherigen Geleise hinausgeschnellt wurde. Er kam auf den Gedanken, daß, was die Freunde, was Rußland und England nicht vermocht hatten, vielleicht bei den Todfeinden, bei Oestreich und Frankreich zu erreichen sei. Er hatte den östreichischen Gesandten in Petersburg sondirt, und aus einigen Aeußerungen desselben die Vermuthung geschöpft, Kaiser Franz würde

im Falle eines glücklichen Kriegs gegen Frankreich geneigt sein, dem König von Sardinien Venedig zu überlassen, wenn Oestreich dafür Mailand und Piemont empfinge. Im Vergleich zu den früheren Plänen auf ein selbstständiges Italien erschien dieser Vorschlag wie ein reiches Almosen anstatt eines soliden Vermögens: Maistre aber schien damals die Welt so heillos versunken, daß er alle Mittel seiner Dialektik aufbot, um zuerst sich selbst und dann seinem Könige diese Auskunft als eine glänzende Verbesserung darzustellen. In grellem Widerspruch gegen seine Doctrin von 1805 führte er aus, daß ein König von Piemont unter allen Umständen zwischen Frankreich und Oestreich ersticken müsse, daß er nie die Möglichkeit zu Gedeihn und Wachsthum haben werde, daß zur Hut der Alpen gegen Frankreich ein stärkerer Arm erforderlich sei — eben wie es 1805 Graf Stadion zum höchsten Aergerniß Maistre's den russischen Ministern vorgetragen hatte. Indeß ersparte ihm das Schicksal die Demüthigung, diesen Abfall von den Grundsätzen seiner ganzen Vergangenheit in öffentlichen Thaten zu vollziehn: Napoleon schlug die Schlacht bei Friedland, und Alexander widerstand der dämonischen Kraft nicht länger, mit welcher das Bild des französischen Bundes und der Theilung der Welt seinen Sinn umstrickt hatte. Er schloß den Tilsiter Frieden; von einem östreichischen Kriege, von einer Vertreibung der Franzosen aus Italien, und folglich auch von den Tauschplänen Maistre's war keine Rede weiter.

Hierauf griff dieser, noch nicht völlig entmuthigt, zu einem letzten, ziemlich abenteuerlichen Mittel. Er wußte, daß sein Name dem Kaiser Napoleon nicht unbekannt war: unter den Gegnern desselben hervorragend hatte er die seltene Erfahrung gemacht, daß Napoleon ihm mehrmals eine gewisse Achtung bethätigt hatte — während sonst in dieser Zeit der Kaiser gegen einen gefährlichen Widersacher kein Mittel der Verfolgung und Kränkung unbenutzt zu lassen pflegte. Maistre, überall gewohnt, im persönlichen Verkehr zu wirken, erinnerte sich jetzt an jenen Vorschlag Alquier's, und glaubte einen untrüglichen Weg zur Rettung seines Königs gefunden zu haben, wenn es ihm nur gelinge, eine Stunde lang mit Napoleon unter vier Augen zu reden. Er wußte sehr gewiß, daß der König ihm eine Reise nach Paris nicht gestatten würde: er meinte aber seiner Sache so sicher zu

sein, daß er auf eigene Hand sein Gesuch zuerst an Alexander, dann an den französischen Gesandten Savary brachte. Natürlich fragte dieser vor Allem, was Maistre dem Kaiser vorschlagen wollte: der Graf antwortete, er werde vom Hause Savoyen reden, jedoch nicht Piemont begehren, und überhaupt keine Forderung stellen, zu welcher ihn Napoleon nicht veranlasse. Mehr aber vermochte der Gesandte nicht aus ihm herauszulocken: was er zu eröffnen habe, sagte der Graf, sei für den Kaiser allein, und kein anderer sterblicher Mensch werde es jemals erfahren. Savary erstattete darauf Bericht nach Paris: Napoleon nahm das kecke Gesuch nicht ungnädig auf, wie Maistre aus dem weitern Benehmen der französischen Gesandtschaft gegen ihn erkennen konnte, gab der Bitte selbst aber keine Folge und ließ den Grafen ohne Antwort.

Die politische Rolle Maistre's in Petersburg war mit diesem krausen Nachspiel auf lange hin beendigt. Für den sardinischen Gesandten gab es keine Stelle mehr an dem russischen Hofe, seitdem dieser mit Napoleon im engsten Bündniß stand und dessen Botschafter die erste Stelle in der kaiserlichen Gunst behauptete. Maistre's Lage war um so peinlicher, als sein König über den eigenmächtigen Pariser Plan des Grafen wüthete, und ihn mit immer härteren Zeichen seiner Ungnade heimsuchte. Unter diesen Umständen bat Maistre mehrmals um seine Rückberufung oder Entlassung, worauf dann aber stets die trockene Antwort folgte, der König wolle, daß er seinen Dienst fortsetze. Dazu kam, daß Alexander in demselben Grade, in welchem er sich von dem sardinischen Hofe abwandte, seine persönliche Neigung zu dem Grafen steigerte: er bot ihm ein über das andere Mal die glänzendsten Stellungen in seinem Dienste an, gab dem Bruder und dem Sohne desselben stattliche Aemter, verhieß ihm, in Cagliari ohne alles Zuthun Maistre's dessen Verabschiedung zu erwirken. Dieser aber wies in höchster Dankbarkeit stets mit derselben Ruhe alle Bitten des Kaisers zurück, und fuhr fort, in Hunger und Kummer seinem Könige einen hoffnungslosen Dienst zu widmen. Ich habe ihm geschworen, sagte er, ohne die Bedingung, daß es mir gut in seinem Dienste gehe. Es war wieder die ächte ritterliche Treue, welcher die Gunst des Herrn völlig gleichgültig und das Bewußtsein der eigenen Ehre der einzige Lohn ist.

Was die große Politik betraf, so war Maistre fortan auf die Stellung des unthätigen und zurückgezogenen Beobachters beschränkt. Seine Beziehungen waren immer noch so beschaffen, daß er mehr und besser zu sehen vermochte als hundert Andere, und seine Depeschen auch aus dieser Zeit sind keineswegs ohne geschichtliches Interesse. Eine Anzahl lehrreicher Notizen über die schwedische Revolution von 1809 sind ihm zugekommen; seine Angaben über Alexander's Verhältniß zu dem neuen Kriegsminister Araktschejeff, so wie zu dem französischen Gesandten Caulaincourt klären manche wichtige Punkte der politischen Entwicklung auf; man sieht z. B., daß der Kaiser viel früher als es Thiers Wort haben will, von dem Zauber der napoleonischen Freundschaft zurückgekommen ist. Dann finden sich persönliche Züge der interessantesten Art, Situationen und Stimmungen, welche nur in einer solchen Zeit der Weltrevolution möglich waren. Da erscheint im Frühling 1808 ein neuer Gesandter König Carl's von Spanien: ehe er seine Antrittsaudienz erhält, kommen die Nachrichten Schlag auf Schlag von dem Sturze Carl's, der Erhebung Ferdinand's, der Thronbesteigung Joseph's, und jeder dieser Könige überschickt ihm auch sofort die Ernennung zu seinem Gesandten. Da hat er die drei Vollmachten, und weiß lange nicht, welche gebrauchen, so daß Maistre ihm anräth, dem Kaiser Alexander die Wahl zu lassen. Der entscheidet dann für Joseph, und der würdige Grande ist seitdem der Vertreter eines Bonaparte. Aber wenn ihm dann Maistre zu einem Siege Joseph's über die rebellischen Spanier gratulirt, braust doch das castilische Blut auf: ihr werdet es sehn, daß Spanien unüberwindlich ist.

Immer bilden aber diese Beobachtungen, so dankenswerth sie sind, seit 1808 nur den kleineren Theil von Maistre's Thätigkeit. Seine unfreiwillige amtliche Muße machte es ihm möglich, mit voller Kraft wieder zu den literarischen Bestrebungen seiner Jugend zurückzukehren. Auf's Neue versenkte er sich in historische und politische, in theologische und philosophische Studien, und begann seit 1810 die Werke zu entwerfen, welche das Andenken seines Namens lebendig erhalten und ihn zu einem einflußreichen Parteihaupte der Restaurationszeit gemacht haben. Abgeschlossen und veröffentlicht wurden sie zum Theil erst nach seiner Rückkehr aus Rußland, in seinen letz-

ten Lebensjahren: seine Correspondenz zeigt jedoch, daß sie in allen wesentlichen Stücken bereits vor 1812 ausgearbeitet waren, und so ist hier die Stelle, so weit es unser Zweck erfordert, über ihren Inhalt und ihren Standpunkt zu reden.

Zuerst verfaßte er die kleine Schrift: Essai sur le principe générateur des constitutions politiques. Wir können uns kurz darüber fassen, da sie nichts enthält als eine systematische Zusammenstellung der Grundsätze, welche wir schon oben als den dogmatischen Bestandtheil der Considérations sur la France kennen gelernt haben. Was die Hauptfrage angeht, die Unabhängigkeit der Staatsentwicklung von der individuellen Willkür, so erscheinen die liberalen Consequenzen, welche auch auf diesem Standpunkte möglich sind, hier unbefangener und ausdrücklicher als in der früheren polemischen Schrift. Dagegen machen sich die kirchlichen Nutzanwendungen in dem Essai noch viel breiter als in den Betrachtungen: man ist erstaunt, an dieser Stelle einer höchst detaillirten seitenlangen Lobrede auf den Orden der Jesuiten, ihre wissenschaftlichen Erfolge, ihre musikalischen Leistungen, ihren Unterricht und ihre Missionen zu begegnen. Es hing das mit einer praktischen Frage zusammen, welche allmälig zu einer hohen politischen Bedeutung heranwuchs, und welche auch auf Maistre's Schriften den tiefsten Einfluß gewann. Wir bemerkten schon früher, daß er niemals ein Mann der bloßen Theorie war, daß er nicht lernte nur um zu wissen, sondern das Wissen aufsuchte, weil es Macht ist. Gerade damals bot sich ihm nun eine glänzende Gelegenheit, sowohl sein schriftstellerisches als sein diplomatisches Talent für das liebste Ideal seiner Jugend wirken zu lassen.

Der Krieg ist nicht bloß ein Zerstörer, sondern auch ein Erzieher. Wie mächtig auch Catharina II. ihr Reich in der europäischen Politik emporhob, wie lebhaft sie mannichfaltige Reformen im Innern anregte: im Ganzen und Großen blieb die geistige Physiognomie des russischen Volkes bis zum Ende ihrer Regierung dieselbe, die sie zu Anfang gewesen. Ihre Heere kämpften mit Polen und Türken: was ließ sich dabei lernen, was auf diesem Boden erleben? Seitdem aber hatten die russischen Massen in Italien und Holland, in Süd- und Norddeutschland gefochten; sie hatten unter furchtbaren Katastrophen mit dem Weltbesieger um die Herrschaft Europa's gerungen; sie hat-

ten die Wellenschläge der großen Zeitströmung in unmittelbarer Berührung empfunden. Dasselbe Verhältniß hatte in Deutschland vornehmlich auf dem politischen Felde Wirkung gehabt: der Kampf gegen das neue Frankreich hatte in den deutschen Staaten eine Menge demokratischer oder bonapartistischer Einrichtungen hervorgerufen. In Rußland, wo der Staat dem neuen Geiste schlechterdings keine Berührungspunkte darbot, äußerte sich der entsprechende Rückschlag zunächst auf dem religiösen Gebiete. Die Geister, hier von französischer Aufklärung, dort von deutscher Philosophie, heute von lutherischer, morgen von anglicanischer Theologie berührt, geriethen weit und breit in Schwanken. Das russische Priesterthum, längst vom Czaren abhängig, seit der Confiscation der Kirchengüter durch Catharina völlig unfrei, war entfernt nicht im Stande, die Gemüther im altgewohnten Geleise festzuhalten. Die Bewegung wurde um so stärker, je lebhafter durch die Leiden und Erschütterungen der Kriegsjahre der religiöse Sinn in allen Klassen angeregt wurde. Nirgendwo that die orthodoxe Kirche dem Bedürfniß der Geister Genüge. Unter dem niederen Volke gewann die fanatische Secte der Raskolniken täglich stärkere Ausdehnung; in der gebildeten Gesellschaft erwarb die allem Priesterthum abgekehrte, nach innerer Erleuchtung strebende Mystik St. Martin's zahlreiche Anhänger. Weite Kreise wandten sich rationalistischen Anschauungen aller Farben zu; ein russischer Bischof selbst verbreitete deutschen Pantheismus, und ein Einschreiten des Kaisers war nöthig, um einen großen Ausbruch des Clerus bei diesem Anlaß zu verhüten. Inmitten dieser Bewegung faßte die englische Bibelgesellschaft Fuß im Lande; der Kaiser sprach sich günstig über ihr Streben aus, es bedurfte nicht mehr, um einen griechischen und einen katholischen Erzbischof zu Agenten derselben zu machen. Mit einem Worte, die mannichfaltigsten Richtungen arbeiteten in dem weiten Reiche durch und gegen einander.

Es konnte nicht fehlen, daß in diesem allgemeinen Aufbruche auch die römische Kirche ihren Vortheil ersah. Seit den polnischen Theilungen hatte Rußland mehrere Millionen katholischer Unterthanen mit einem Clerus, dessen Begabung Maistre nicht eben rühmt, der aber reich begütert war, und schon dadurch sich vor dem griechischen hervorhob. Dazu kam, daß der Orden der Jesuiten 1772 sonst auf-

gehoben war, daß aber Catharina die in ihrem Gebiete befindlichen Collegien hatte fortbestehen lassen. Die Väter übernahmen die Erziehung der katholischen Jugend, und erhielten dafür von der Regierung die Steuerfreiheit ihrer Güter. Es waren damals 177 Mitglieder; sie blieben unter Catharina und Paul in bestem Verhältniß zur Regierung, gediehen und nahmen zu, gründeten 1800 ein Haus in Petersburg, und suchten vorsichtig ihren Wirkungskreis zu erweitern. Im Mai 1801 stellte Papst Pius VII. den Orden für Rußland förmlich wieder her. Damals gab es einige Reibungen mit der Regierung Alexander's, weil der Orden, über den Unterricht der römischen Katholiken hinausgreifend, einige Bekehrungen russischer Orthodoxen durchgesetzt hatte. Indessen wurde das gute Vernehmen bald erneuert: Alexander hatte keine verfolgungssüchtige Ader, und war so wenig wie einer seiner Unterthanen für das russische Kirchenthum begeistert; er spähte vielmehr mit schwankender Sehnsucht nach wärmerer Religiosität und tieferer Bildung, und war also in jeder Hinsicht geneigt, die guten Seiten auch der Jesuiten anzuerkennen. Im Jahre 1810 handelte es sich um eine umfassende Reform des gesammten Unterrichtswesens, und schwerlich geschah es ohne Vorwissen Alexander's, daß der Minister Rasumovsky von dem Grafen de Maistre ein Gutachten über den neuen Schulplan begehrte. Maistre griff auf diesen Anlaß mit beiden Händen zu, um dem Minister die Methode und die Talente der Jesuiten zu empfehlen. Er mahnte den Kreis der Lehrgegenstände auf Latein und Mathematik und das Vorlesen einiger historischen Schriften während der Mahlzeiten zu beschränken. Die Hauptsache sei die Erziehung zur Sittlichkeit und Unterthanentreue, und hierin hätten die Jesuiten seit zwei Jahrhunderten ihre Meisterschaft bewährt. Die Lehren Luther's und Calvin's hätten die Revolution in die Welt gebracht, die Jesuiten predigten unbedingten Gehorsam gegen den Monarchen. Zunächst bedürfe es nichts weiter, als daß man ihr großes Seminar zu Polotzk unabhängig stelle, und es von der Aufsicht der feindlich gesinnten Universitätsbehörden befreie: dann werde der Kaiser bald mit Freude die glänzenden Früchte ihrer Thätigkeit wahrnehmen. Der würdige Rasumovsky, welchem Maistre's gelehrte Citate nicht wenig imponiren mochten, und die Kehrseite des Bildes gründlich unbekannt war, ließ sich

denn in der That bestimmen, dem Seminar in Polozk die gewünschte Unabhängigkeit zu gewähren, und im Jahre 1811 die Verwandlung desselben in eine Universität zu genehmigen.

Graf de Maistre hatte um so mehr Grund, mit seinem Erfolge zufrieden zu sein, als in den höchsten Kreisen der Petersburger Gesellschaft sein Einfluß der römischen Kirche wichtige Proselyten zuzuführen begann. Er vermied es sorgfältig, wie er später dem Kaiser selbst sagte, für seinen Glauben zu werben, hielt es jedoch für seine Pflicht, seine Meinung nicht zu verschweigen, wenn ihm Jemand unaufgefordert religiöse Scrupel vortrug. Vor Allem aber verdoppelte er seinen Eifer auf dem literarischen Felde. Anfang 1812 veröffentlichte er eine Abhandlung gegen den Erzbischof Methodius von Twer, der in einem kirchengeschichtlichen Werke das Alter und die Wichtigkeit des päpstlichen Primates in Abrede gestellt hatte; er arbeitete an den Büchern „vom Papste", „von der gallicanischen Kirche", „von den Zögerungen der göttlichen Gerechtigkeit"; er war tief in den Studien und Sammlungen, aus welchen später die „Abende von St. Petersburg" und die Kritik der Philosophie Bacon's hervorgingen. Wenn man diese Schriften überblickt, so fallen einige ihnen allen gemeinsame Züge sofort in das Auge, welche sowohl seine Methode als das Publikum, an welches er sich richtet, sehr bestimmt charakterisiren, die wir uns also kurz vergegenwärtigen wollen, um seine literargeschichtliche Stellung aufzufassen.

In der Schrift gegen Methodius, wo es sich um die Existenz des päpstlichen Primates in der Urkirche handelt, machte Maistre gar nicht einmal den Versuch, die historische Frage zu erörtern. Im Gegentheil, es dünkt ihn ganz in der Ordnung, daß das Papstthum aus unscheinbaren Anfängen erwachsen sei: wer darin einen Beweis gegen seine Berechtigung fände, sei ebenso lächerlich, wie wer sich wundere, daß Cäsar in der Wiege nicht eben so viel Muskelkraft wie auf dem Schlachtfeld von Pharsalus gehabt. Die Hauptsache ist ihm der kirchlich-politische Beweis, daß die päpstliche Macht nothwendig aus dem Begriffe der Kirche folge. Diesen Beweis führt er aber aus dem Wesen der Souveränität, welche die Einheit überall zur Bedingung ihres Daseins habe. Eine Kirche ohne Haupt, sagt er, das ist eben solch ein Widersinn, wie ein russisches Kaiserreich ohne

einen Kaiser von Rußland. Denn freilich, setzt er hinzu, ist der Wirkungskreis der beiden Gewalten verschieden, indem der Staat die äußeren Dinge und die Kirche die Gewissen regiert; aber die Natur und Substanz der Macht ist auf beiden Seiten dieselbe, und was sonst die souveräne Gewalt charakterisirt, Einheit und Untrüglichkeit, das muß also auch von der kirchlichen Herrschaft gelten. Auf den ersten Seiten des Buches vom Papste führt er diese Gedankenreihe weiter aus, indem er von der vielbesprochenen Untrüglichkeit des Papstes handelt. Er gibt auch dafür weder historische noch theologische Beweise. Er geht vielmehr wieder auf den Begriff der Souveränität zurück, welche überall, wo sie erscheine, die Untrüglichkeit in Anspruch nehme. Jeder höchste Gerichtshof werde für untrüglich in seinem Urtheil angenommen; jeder Gesetzgeber, heiße er Sultan oder Parlament, dulde keinen Widerspruch gegen seine Satzungen. Da die Kirche, schließt er, regiert werden muß, so muß auch ihre Regierung untrüglich sein, sonst wäre sie eben keine Regierung mehr.

Schon hier sieht man deutlich, wie scharf der Autor den Leserkreis begränzt, dessen Zustimmung er zu erwerben wünscht. Offenbar schreibt er nicht, um einen Protestanten oder sonst einen principiellen Gegner zu bekehren. Denn ein solcher würde die ganze Deduction sehr einfach durch Ablehnung ihres Grundgedankens auf die Seite schieben — durch die Verneinung jener Souveränität und Regierungsgewalt der Kirche, welche Maistre als selbstverständlich ohne den Schatten eines Beweises voraussetzt. Er schreibt vielmehr für die Schwachen im eignen und die Schwankenden im feindlichen Lager; er enthält sich so viel wie möglich der fachwissenschaftlichen Erörterung; er will nicht streitenden Theologen die Wahrheit seiner Doctrin erhärten, sondern dem gebildeten und weltsinnigen Publikum die Harmonie derselben mit der feinsten Bildung, mit Sitte und Anstand, und vor Allem mit monarchischer Politik darthun. Wie man sich denken kann, liegt ihm besonders Frankreich nahe am Herzen, wo eben damals Napoleon den Papst gefangen hielt, und alle Mittel aufbot, um die Bischöfe zu einer nationalen gallicanischen Opposition gegen Rom nach dem Muster Ludwig XIV. um sich zu vereinigen. Dem Grafen erschien dies mit Recht als eine Frage von höchster Bedeutung; er behandelte also die gallicanischen Doctrinen mit dün-

diger, drängender Dialektik und in solcher Ausführlichkeit, daß man später den Schwerpunkt des ganzen Buches in diesem Theile gesucht hat. Allerdings, als es im Druck erschien, 1817, mag der Autor selbst dieser Meinung gewesen sein: damals war Napoleon's Macht freilich gestürzt, aber die französische Nation in tiefer Erregung durch den Entwurf eines neuen Concordats mit Rom, gegen welchen jetzt die liberale Partei alle gallicanischen Stimmungen wach zu rufen suchte, so daß Maistre's Erörterung von Neuem ein actuelles Interesse erhielt. Was aber die ursprüngliche Anlage des Buches angeht, so haben wir keinen Zweifel, daß die Polemik gegen Bossuet im Jahre 1812 für Maistre immerhin wichtig, aber doch nur ein Nebenpunkt war. Den letzten innersten Kern der Aufgabe sah er nicht in Frankreich, sondern in Rußland, und schwerlich würde der irren, welcher als das eigentliche Augenmerk des Buches vom Papst geradezu die Bekehrung Kaiser Alexander's bezeichnete. Sowohl die Auswahl des Stoffes als die Art der Behandlung läßt uns darüber kaum einen Zweifel. Nach Erledigung der gallicanischen Frage wendet sich Maistre zu größeren Dingen, zu dem Nutzen des Papstthums für die menschliche Sitte und Bildung überhaupt. Als die Wohlthaten, welche das Papstthum der allgemeinen Gesittung erwiesen, zählt er dann auf: die Heidenbekehrung, welche allein der römischen Kirche gelinge — ferner die Befreiung der Leibeigenen und die Erhebung des weiblichen Geschlechts zu einer geachteten Stellung — darauf den Cölibat, der nicht bloß den Priester selbst adele, sondern ihn zu einer Aufsicht über die innersten Geheimnisse des ehelichen Lebens befähige, die für Moral und Volksvermehrung äußerst heilsam sei — endlich die Erziehung und Heranbildung der europäischen Monarchie, deren Eigenthümlichkeit darin gefunden wird, daß sie nicht selbst Todesurtheile fälle, und dafür von den Unterthanen heilig und unverletzlich erachtet werde, während der asiatische Despot beliebig köpfen lasse, dafür aber auch täglich selbst seine Ermordung befahre. In all diesen Beziehungen hat nun ohne Frage das Papstthum seine großen historischen Verdienste gehabt; in der Gegenwart aber sind für das Abendland jene Fragen sämmtlich erledigt, und kein Mensch würde ihretwegen sich zu einem Wechsel des kirchlichen Bekenntnisses entschließen. Leibeigene gibt es weder in katholischen noch in prote-

stantischen Landen; die Frauen sind hoch geachtet ohne Unterschied der Confession; die Reinheit des Familienlebens und die Keuschheit der Ehen steht im protestantischen Norden auf keinem schlechteren Fuße als im katholischen Süden. Aller Orten ist die Cabinetsjustiz aufgegeben und verschollen; Attentate auf gekrönte Häupter sind verabscheute Seltenheiten, und überhaupt würde jeder Staatsmann unserer Nationen die Weisheit dürftig finden, welche in diesen beiden Punkten die Pole der politischen Entwicklung und die Lösung der politischen Probleme erblickte. Dagegen für Rußland im Jahre 1812 hatten jene Erörterungen ihren sehr handgreiflichen praktischen Werth: in einem Reiche, wo bis dahin Cabinetsjustiz und Palastrevolutionen den Hauptinhalt der inneren Politik gebildet hatten, in einem Augenblick, wo griechische und jesuitische Missionen in China offenen Kampf gegen einander führten, in einer religiösen Bewegung, bei der unaufhörlich von Entwürdigung der Popen und Fäulniß der Sitten die Rede war, unter einem Kaiser endlich, welcher Sinn für bürgerliche Freiheit besaß, und mit Scham sein Reich durch die Leibeigenschaft befleckt sah. Dort konnte ein Schriftsteller zu wirken hoffen durch die Bemerkung, daß die durchschnittliche Regierungszeit der Monarchen während der letzten Jahrhunderte in dem schismatischen Rußland dreizehn, in dem katholischen Frankreich fünfundzwanzig Jahre gewesen: heute hat sich das Facit dieses Exempels beinahe umgekehrt, damals war es in Petersburg, wo binnen fünfzig Jahren drei Kaiser ermordet worden, von besonderer Eindringlichkeit. Aehnlich steht es dann um die politische Theorie, nach welcher Maistre das Papstthum als das beste Bollwerk der monarchischen Ordnung bezeichnet. Er geht dabei aus von dem Rechte des Widerstandes gegen Unterdrückung. Er wiederholt das alte Dilemma: wer dies Recht bejaht, überliefert die Welt der Revolution, wer es läugnet, dem Despotismus. Er schließt also, daß es der Monarchie selbst erwünscht sein müsse, eine höhere Behörde über sich zu haben, und bei einem Fehltritt nicht von wilden Pöbelhaufen, sondern von einem geistlichen Monarchen controlirt zu werden. Der einzelne König könne darunter leiden, das monarchische Princip bleibe ungeschädigt. Auch hier würde nach abendländischem Maaßstab die Erörterung äußerst schwach erscheinen. Die ursprüngliche Schwierigkeit, die Grenze zwischen berechtigtem und unberechtigtem Widerstand

zu finden, wird nicht gehoben, sondern nur verlegt; und offenbar leidet das monarchische Princip weniger bei einem momentanen Gewaltausbruch als bei einer bleibenden Unterordnung unter eine andere Souveränität. Man muß sich wieder auf russischen Boden versetzen, um den Schriftsteller im rechten Lichte zu sehen. Man erinnere sich an den tiefen Eindruck, welchen die jacobinischen Frevel und Paul's Ermordung auf Alexander gemacht hatten, an das frische Bild der schwedischen Revolution von 1809, welcher Maistre ein ganzes ausführliches Capitel widmet — und man wird den Versuch begreifen, auf Alexander's Stimmung selbst mit so durchsichtigen Argumenten zu wirken. So beschäftigt sich denn auch der letzte Theil des Buchs ausschließlich mit der orientalischen Kirche, und erörtert die Sätze, daß ihre Trennung von Rom den Clerus zu unbedingter Knechtschaft unter der Staatsgewalt entwürdigt, daß diese aber damit nichts gewonnen, sondern nur dem Eindringen calvinistischer und revolutionärer Elemente das Thor geöffnet habe.

In der That lieh damals, 1812, Kaiser Alexander dem Grafen ein bereitwilliges Ohr. Blanc bemerkt, daß nach Maistre's Briefen der Einfluß desselben auf den Monarchen während des denkwürdigen Feldzugs die höchste Stufe erreicht hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in dem Verkehr der beiden Männer während der ungeheuern Krisis nicht bloß von Papst und Jesuiten die Rede gewesen ist: die Bekanntmachung von Maistre's Depeschen aus dieser Zeit würde höchst wahrscheinlich auch die politischen Katastrophen mehrfach neu beleuchten, und vielleicht ein interessantes Gegenbild zu Stein's damaligen Briefen liefern. Es gehört auch das zu den wunderbaren Erscheinungen dieser wunderbaren Epoche, ein russischer Selbstherrscher, der sich in dem größten Kriege seines Reiches die geistige Kraft bei zwei politischen Flüchtlingen, hier dem großen deutschen Protestanten, dort dem geistreichen katholischen Romanen sucht.

Indeß war für Maistre der Höhenpunkt auch der Augenblick der Wendung. Alexander verließ Ende 1812 Petersburg, um die Heere Europa's gegen Paris zu führen; Maistre erlebte, daß mit der Trennung sein Einfluß versiegte, und der Kaiser auch in religiöser Beziehung einer ganz andern Strömung anheimfiel. Statt sich der festgegliederten römischen Kirche zu nähern, öffnete er sein Herz den my-

stischen Lehren einer innern, individuellen Erleuchtung auf deren Wegen der Unterschied der äußeren Kirchen geringfügig und gleichgültig war. Maistre und seine geistlichen Freunde setzten einstweilen in Petersburg ihre Bestrebungen fort, und eine Weile wirkte die frühere Gunst des Kaisers für sie noch äußerst förderlich nach. Die Zahl der Jesuiten in Rußland stieg allmälig bis auf beinahe siebenhundert; ihre Wirksamkeit dehnte sich nach allen Seiten aus; ihr General Thaddäus Bzozewski wurde 1814 nach der Herstellung des Ordens zum Haupte seiner Gesammtheit erhoben, und dadurch in Ansehen und Mitteln nicht wenig verstärkt. Jedoch rief der Erfolg auch die Gegenwirkung hervor. Der Cultusminister Fürst Gollizyn, dessen Neffe sich unter den Convertiten der Väter befand, zürnte heftig; der Orden fand Erschwerungen aller Art auf seinem Wege, bei der Aufnahme ausländischer Mitglieder, bei der Correspondenz mit Rom u. s. w. Ein harter Schlag für Maistre war dann 1815 die Unterzeichnung der heiligen Allianz durch Kaiser Alexander. Er sah in dieser Urkunde, in welcher sich griechische, evangelische und katholische Monarchen im gemeinsamen christlichen Bekenntniß verbrüderten, den völligen Sieg der antikirchlichen Richtung bei seinem kaiserlichen Gönner, und redete über die Allianz mit ebenso unumwundenem Aerger wie seine verhaßten liberalen Gegner. Als Alexander nach Petersburg zurückkam, wurde das Verhältniß nicht besser. Der Kaiser verkündete nach wie vor auch der römischen Kirche Toleranz, wenn sie sich den Landesgesetzen füge: Maistre fand, daß es das Gegentheil aller Toleranz sei, der Kirche nach diesen Gesetzen die bekehrende Thätigkeit und die freie Correspondenz mit Rom zu verbieten. Er war um so besorgter, als er selbst bei dem General Thaddäus freilich große Frömmigkeit, aber geringe Umsicht und einen oft blinden Eifer fand, und in der That kam im December 1815 das Ungewitter zum Ausbruch. Am Morgen des 28. wurden plötzlich die Jesuiten in Petersburg verhaftet, und gleich nachher aus allen Theilen des Reiches nach Witepsk und Polozk verwiesen. Maistre war tief betroffen; er sah in dem Schlage ein europäisches Unglück; er fand es unmöglich, wie er bisher wohl gewünscht hatte, sein Leben in Petersburg zu beschließen. Persönlich ließ ihn der Kaiser die Ungnade gegen seine Freunde nicht entgelten, immer aber bedurfte er der höchsten Vorsicht bei jedem

Schritte und jedem Worte, und versank in völlig trübe, gedrückte Stimmung. Man sieht die Farbe derselben in den „Abenden von St. Petersburg," die er in dieser Zeit dem Abschluß nahe brachte, einer Reihe philosophischer Gespräche, welche eine Theodicee vom katholischen Standpunkte aus entwickeln. Die Leichtigkeit und Elasticität, die Schärfe und Helligkeit, welche er sonst der Erörterung der trockensten und der tiefsten Probleme zu geben wußte, ist verschwunden; ein schwerer und schwerfälliger Ernst liegt auf der Verhandlung, welche, immer noch reich an prägnanten Gedanken, sich in mühsamen Formen ohne eigentlichen Zielpunkt fortarbeitet.

Kaum war das Jahr 1816 zu Ende gegangen, so erwirkte oder empfing er seine Abberufung von Petersburg. Er schied von der Stätte, die ihm durch lange Gewohnheit, zahlreiche Freunde, große Hoffnungen und Leiden werth geworden, wie von einer zweiten Heimath. Alexander entließ ihn mit allen Zeichen ehrender Anerkennung, der nun wiederhergestellte König von Sardinien berief ihn zu einem der ersten Aemter seines Reiches. Wenn er die politische Weltlage überblickte, so sah er die meisten seiner Voraussagungen erfüllt, Frankreich unter bourbonischer Herrschaft, das Haus Savoyen gekräftigt, seine Parteigenossen in den meisten Staaten herrschend, in den andern stark heranwachsend. Auch von seiner Kirche war das napoleonische Joch hinweggenommen, der Papst residirte wieder in Rom, erhob sich täglich stärker zu einer neuen Epoche geistiger Herrschaft. Maistre's Schriften, welche jetzt in rascher Folge erschienen, machten gewaltigen Eindruck und wurden im Occident das Banner einer durch alle Staaten hindurchfluthenden Parteibewegung. Aber das Alles entschädigte ihn nicht völlig für die russische Katastrophe. Er schilderte im Jahre 1819 einem Freunde die Aussichten des Christenthums in Europa. In zwei Worten, begann er, ist Alles gesagt: sehet und weinet. Näher eingehend erklärte er dann, welch eine ungeheure Aufgabe in Alexander's Macht gelegen, die Vereinigung der ganzen Christenheit in der wahren Kirche; leider habe er sie zurückgestoßen. Er habe Toleranz verkündet, und nicht gewußt, was Gerechtigkeit sei. Er habe das Christenthum auf den Tod getroffen, indem er Genf, den Sitz aller Rebellionen beschütze, indem er die Bibelgesellschaft, dies ganz unchristliche Unternehmen befördere, indem er dem

römischen Clerus in seinem Reiche die Verbindung mit Rom erschwere und ihn einem profanen Cultminister unterstelle, indem er das deutsche Gift einer allgemeinen Religiosität in sich sauge. Wer soll, schloß er, ihm diese Dinge eröffnen? Wenn man sich fragt, durch welches Organ die Wahrheit bis zu einem Kaiser von Rußland dringen möchte, so lassen sich unter allen Geschöpfen nur zwei entdecken: ein Engel oder eine Dame.

Noch immer sind Prophet und Weltkind in ihm dicht beisammen.

In Rußland blieben freilich Engel und Dame aus dem Spiel. Statt dessen kamen immer ungünstigere Berichte aus Polozk nach Petersburg. Die Jesuiten, hieß es, fuhren fort in ihren Bekehrungen, stiegen zu dem niederen Volke herab, verkündeten — und dies erregte den Zorn des Czaren am heftigsten — den Soldaten, daß es keine Seligkeit ohne Unterwerfung unter Rom gebe. Es sei der Beistand der Ortsobrigkeit nöthig, um jüdischen Eltern ihre Kinder aus den Erziehungshäusern der Jesuiten wieder zu schaffen: auf seinen Gütern in Polen habe der Orden 22000 Bauern, die er ganz in Elend und Unwissenheit verwildern lasse. Am 13. Mai 1820 verfügte Alexander die Ausweisung der Jesuiten aus seinen Reichen und die Confiscation ihrer Güter.

Was Maistre betraf, so hatten unterdessen, wie sein Sohn erzählt, die Ermüdung der Seele, die Arbeit des Geistes, der Kummer des Herzens seinen kräftigen Körper untergraben. Seitdem er 1818 seinen Bruder Andreas, Bischof von Aosta, verloren, wurde seine Gesundheit, welcher das Petersburger Klima nichts angehabt hatte, schwankend. Nur der Kopf behielt seine Kraft und Frische, und mit immer gleicher Unermüdlichkeit lag er der Masse seiner Geschäfte ob. Noch ein bitterer Kummer war ihm zu erleben bestimmt. Die Restauration in Piemont war, wie man weiß, das italienische Gegenbild zu den gleichzeitigen Vorgängen in Kurhessen, ein thörichter Versuch, ein langjähriges Zwischenreich als nicht geschehen zu betrachten. Wir haben gesehen, mit welcher Verwerfung Maistre auf eine solche Beschränktheit hinabblickte; er zürnte, warnte, wurde nicht gehört. Bald genug wurden die Folgen sichtbar. Der revolutionäre Geist, weit und breit in Italien vertreten, erreichte auch die sardinischen Lande, und Anfang 1821 gerieth die Regierung bei der täglich wachsenden

Gährung in ernstliche Besorgniß. Maistre wohnte noch einem Ministerrathe bei, in welchem zur Beschwichtigung der Unruhe wichtige Reformen in der Verfassung vorgeschlagen wurden. Er gab, ohne zu schwanken, seine Meinung dahin ab, daß der Plan gut und selbst nothwendig, aber der Zeitpunkt verkehrt sei. Er steigerte sich allmälig zu einer förmlichen Rede, und schloß mit den Worten: die Erde bebt, meine Herren, und Sie wollen bauen.

Kurze Zeit nachher starb er, am 26. Februar 1821, sieben und sechzig Jahre alt. Ein Mensch, den man nicht den Geistern ersten Ranges zuzählen kann, dessen Mängel man am leichtesten ermißt, wenn man ihn mit Burke und Gentz zusammenstellt, dessen Stärken nicht minder bestimmt hervortreten, wenn man ihn mit Haller und Görres vergleicht. Vor Allem darf man nicht vergessen, daß bei ihm das schriftstellerische Verdienst nicht die hervorragendste Seite seines Wesens darstellte. Um ihn richtig zu schätzen, muß man nicht seine Bücher, sondern sein Leben aufschlagen: er selbst hat den Inhalt desselben in der Devise seines Wappens zusammengefaßt:

fors l'honneur nul souci.

VI.

Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1858.

I. Allgemeine Weltgeschichte.

Weber, G., Dr., Professor und Schuldirector. **Allgemeine Weltgeschichte**, mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benützung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet. Leipzig, W. Engelmann. II. Bd. 1. Hälfte. 480 S. 8.

Von den uns vorliegenden neuen Weltgeschichten nimmt Webers Werk mit Recht die erste Stelle ein; denn nach dem umfassendsten Plane angelegt — es ist auf 10—12 Bde. berechnet — enthält es das reichste Material, sorgfältig durchgearbeitet und lichtvoll geordnet, in besonders übersichtlicher und ansprechender Form. Wie der Stil des Verfassers fließend und anziehend ist, ohne gerade glänzend zu sein, so hat freilich auch seine verständige und nüchterne Auffassung der Dinge wenig gemein mit einer geistreichen Behandlung der Geschichte; aber gerade diese einfache und besonnene Art dürfte die Brauchbarkeit des Buches nur erhöhen. Denn je weniger sich der Verfasser in geistreichen Aperçus oder kühnen Combinationen ergeht, um so gründlicher verfährt er in der Sammlung und Sichtung des weitschichtigen Materials und um so sorgfältiger in der Durcharbeitung des Details.

Der erste schon 1857 erschienene Bd. umfaßt die Geschichte des Morgenlandes; der 2te, von dem uns die erste Hälfte vorliegt, behandelt die Geschichte des hellenischen Volkes. Wir werden auf diese nach dem Erscheinen der 2ten Hälfte zurückkommen.

Faber, J. F., Dr., Allgemeine Weltgeſchichte in zuſammenhängender Darſtellung für gebildete Leſer aller Stände. In 3 Theilen. 1. Th. Alte Geſchichte, 404 S. 2. Th. das Mittelalter, 406 S. 3. Th. Neue Geſchichte (ſeit dem 18. Jahrh.) 580 S. in 8. Stuttgart, Metzler'ſche Buchhandlung.

Statt der Fülle des hiſtoriſchen Materials und des ſorgfältig verarbeiteten Details, welche Webers Werk auszeichnet, iſt es die Auffaſſung und Darſtellung der Geſchichte im Großen, auf die Faber alles Gewicht legt. Er will ein „philoſophiſch-raiſonnirendes Leſebuch“ für den Kreis des gebildeten Publikums, welcher hiſtoriſches Intereſſe hat, ſchreiben; das Material ſoll in der Weiſe verarbeitet werden, „die man früher Ideen zur Geſchichte oder zur Philoſophie der Geſchichte nannte,“ und der neuerdings beliebten falſchen Objectivität gegenüber ſoll ſeine Darſtellung einen mehr ſubjectiven Charakter tragen, wodurch er dem gebildeten Publikum nach ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen in der Art zu genügen hofft, wie es für ſeine Zeit Rotteck ſo ſehr gelungen iſt.

Die Ausführung dieſes Planes iſt nicht ſo ſchlimm, oder, wenn man lieber will, nicht ſo gut, als man nach dem angedeuteten Programm erwarten möchte. Der Verfaſſer hat ein im Ganzen brauchbares Leſebuch geſchrieben, aber auch nicht mehr. Einen beſondern Ideenreichthum entwickelt er nicht, und ſtatt des philoſophiſchen Raiſonnements findet man ſo viel hiſtoriſches Material, als man in 3 mäßigen Bänden erwarten kann. Dabei iſt freilich die Auswahl des Details nicht immer die glücklichſte, und hie und da vermiſſen wir zwiſchen den loſe an einander gereihten Fakten den rechten Zuſammenhang. Die Darſtellung, im Ganzen anziehend und gewandt, iſt nicht frei von Mängeln, die bei einer ſorgfältigern Durchſicht hätten vermieden werden können.

Fehr, J. F., Dr., Privatdocent der Geſchichte in Tübingen, **Handbuch der chriſtlichen Univerſalgeſchichte.** Vom Standpunkte der Religion und Cultur. 1. Bd. A. n. d. T.: Einleitung und Geſchichte der Kirche und der Staaten im Mittelalter bis zum Tode Karls des Großen. Stuttgart, Scheitlin. X, 832 S. in 8.

Herr Fehr behandelt die Geſchichte des Alterthums blos in einem Ueberblick von 30 Seiten, um deſto ausführlicher die Entwicklung der chriſtlichen Kirche darzuſtellen, und hier, „wo eine Heilung wahrhaft noth thut,“ ſo viele falſche und ſchiefe Anſichten zu beſeitigen. Das kann natürlich nicht anders als durch eine quellenmäßige Behandlung der Geſchichte

geschehen, und unser Autor giebt sich auch gern den Schein, als ob seinen Ausführungen tiefgehende Studien zu Grunde liegen. Sehen wir indeß genauer zu, so ist sein Buch nichts als eine Compilation, die sich nur dadurch von andern unterscheidet, daß sie mit einer ihr übel anstehenden Prätension auftritt. Ja noch mehr, Herr Fehr steht in einzelnen Partien seines Buchs tief unter dem Niveau der ordinären Compilatoren: er hat ganze Seiten oft wörtlich aus fremden Werken ausgeschrieben, ohne in seinem „christlichen Eifer“ redlich genug zu sein, solches einzugestehen. Wem dieses Urtheil zu hart erscheint, vergleiche z. B. den Abschnitt „über die Verfassungs- und Rechtsverhältnisse der Karolingischen Monarchie“ (S. 807—27) mit den betreffenden Capiteln in Walters deutscher Rechtsgeschichte. Was Fehr über das Kriegswesen erzählt ist bis auf unwichtige Veränderungen aus Walter'schen Sätzen zusammengeflickt, Walter 109. ff.; die „Handhabung der öffentlichen Sicherheit“ ist wörtlich aus Walter S. 117 u. 118 abgeschrieben; statt seiner wird in einer Note, die ebenfalls Walter gehört, die Lex Rachis c. 10 citirt. Das Capitel über die Sitten ist gleichfalls wörtlich dorther entlehnt; statt Walter aber, auf den Fehr nur in Betreff der Gesetzgebung über diese Punkte verweist, citirt er eine eigene Abhandlung über den Aberglauben im Mittelalter. Aehnlich verhält es sich mit der „Wohlthätigkeitspflege,“ dem „Königthum,“ der „Vassalität“ und vor allem der „Verwaltung“, wo sogar die einleitenden Bemerkungen und Reflexionen wörtlich aus Walter abgeschrieben sind, während es in einer Note blos heißt: „die Beweisstellen bei Walter S. 74.“ Dann folgen 8 Seiten, von denen nur einige wenige Sätze anders als bei Walter lauten, nur daß bei diesen wohl die Reihenfolge des Einzelnen eine andere ist. Bei Gelegenheit der „Einkünfte“ wird einmal des Weitern wegen auf Waitz verwiesen, Walter aber, dem er Alles und selbst dieses Citat entnommen hat, nicht genannt.

Während in diesem Theile des Fehr'schen Buchs ein immerhin gutes Werk (freilich statt in der zweiten nur in der ersten Auflage) mit so maßloser Freiheit benutzt worden ist, hat der Compilator in andern Partien sich an weniger zuverläßige Gewährsmänner gehalten, wie sie ihm eben sein Parteistandpunkt angenehm machte. So sind z. B. Gfrörer's Urgeschichte und Leo's Vorlesungen fleißig benützt. Letzterem verdankt Herr Fehr vornehmlich seine Weisheit in etymologischen Dingen, wo er sich freilich einmal so sicher fühlt, daß er S. 322 gegen den „bekannten

Sprachforſcher J. Grimm« eine Ableitung des Namens Germani (aus den Waffe Ger) geltend macht, nur daß auch dieſe längſt beſeitigt und keineswegs, wie ſich Fehr den Schein giebt, als neu zu erachten iſt. Schließlich noch folgende Proben der Unzuverläßigkeit dieſes Autors auch in andern Dingen: S. 684 wird Regino von Prüm, der nur aus den Ann. Lauriss. maj. geſchöpft, Einhard gegenüber als Quelle benutzt, um das Blutbad an der Aller zu verringern. S. 598 wird König Dagobert in's Jahr 583 geſetzt; S. 417 der Fall des burgundiſchen Königshauſes ganz unrichtig unmittelbar vor die Schlacht von Chalons geſetzt, S. 380 werden die Cimbern und Teutonen unrichtig auf Pytheas zurückgeführt. Endlich unſtatthaft ſind Ausdrücke wie: »geeigenſchaftet" (S. 7) und »Zuchtſauen« (S. 624).

Zaranski, Stanisl., Miniſt.-Concipiſt, Weltgeſchichte in Annalen, Chroniken- und Hiſtorienweiſe in e. ſinnbildlich-chronolog und geographiſchen Geſchichtskarte 1. Bd. A. u. d. T.; die chriſtl. Zeit vom J. 1 bis 1000. Wien, typograph.-lit.-artiſt. Anſtalt. V. und 442 S. 8.

Schon die erſten Hefte dieſes Werks, das auf 6 Bände berechnet iſt, wovon 4 die chriſtl. und 2 die vorchriſtliche Zeit umfaſſen ſollen, wurden vor zwei Jahren bei ihrem Erſcheinen von öſterreich. Blättern aufs wärmſte empfohlen, nicht allein für den Schulunterricht, der durch die hier gefundene ſinnreiche und praktiſche Methode ſo ſehr vereinfacht werde, ſondern auch zur Lektüre für alle Gebildeten, um ſo mehr als „das Unternehmen echt öſterreich. Geiſt beherberge" (Grazer Telegraph Nr. 142, 1856), »der Verfaſſer Oeſterreicher und Katholik ſei,« (Oeſterr. Zeitung Nr. 631, 1856) und »jetzt zum erſten Male das Bedürfniß derjenigen, welche ihre Bildung nicht aus umfangreichen Werken ſchöpfen können, vollkommen gedeckt werde" (der kath. Wahrheitsfreund Nr. 46, 1856).

Sehen wir ab von der hier geprieſenen »guten Geſinnung« des Verfaſſers, die übrigens in ſeinem Buche nur mäßig hervortritt, ſo müſſen wir Bedenken tragen, in jenes allſeitige Lob einzuſtimmen; denn wir können weder die Hoffnung theilen, daß durch dir hier eingeſchlagene viel zu künſtliche Methode dem Geſchichtsunterricht eine neue Bahn gebrochen werde; noch weniger aber glauben wir, daß die ſeltſame Gliederung ja Zerrißenheit des Stoffs bei der ganz äußerlichen Eintheilung in Jahrhunderte das Buch geeignet mache, ein wahres Verſtändniß der Geſchichte in weiteren Kreiſen zu verbreiten, wenn auch das Einzelne, was der Verfaſſer giebt, nicht unbrauchbar iſt.

Schöppner, A., Dr., Charakterbilder der allgemeinen Geschichte. Nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung alter und neuer Zeit. Den Studierenden höherer Lehranstalten, so wie den Gebildeten aller Stände gewidmet. 2. und 3 Theil: Das Mittelalter und die neuere Zeit (der später erschienene 1. Bd. ist uns noch nicht zugegangen) XIV. u. 652 S., VIII. u. 678 S. Schaffhausen, Hurter. 8.

Dies Buch, welches zu nichts geringerem bestimmt ist, als die protestantischen Lesebücher historischen Inhalts, die in den Händen vieler katholischen Studirenden getroffen werden („was sich eines Theils aus der großen Toleranz kathol. Jugendberather, andern Theils aus dem Mangel entsprechender Lesebücher erklärt" — Vorw. S. VI zum 2. Bd.), zu ersetzen, verdankt seinen bunt zusammengetragenen Stoff neben vielen andern auch folgenden „Meisterwerken": Krebs deutsche Geschichte, die der Verf. II, 645 ein „gründliches und gut erzählendes Geschichtsbuch" nennt, Höfler's Lehrbuch der Geschichte („das sich vor vielen ähnlichen durch Quellenstudien auszeichnet" I, p. 651), Damberger's synchronist. Geschichte, Bumüller's Weltgeschichte, die historisch-politischen Blätter.

Zeiß, Gust., Dr., Gymn.-Prof., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Kultur. 3. Th. 2. Abth. A. u. D. T.: Lehrbuch der Geschichte der neueren und neuesten Zeit. 2. Abth. S. 321–824. 8. Weimar, Böhlau.

Springer, Rob., Allgemeine Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Für alle Stände. (In 40 Lfgn.) 5—9 Lfg. Berlin, artist. Anstalt. S. 257—576. 8.

Die beiden letzten Werke sind uns nicht zugekommen.

Neu aufgelegt wurden, von den eigentlichen Schulbüchern abgesehen:

Beck, Joseph, Dr., Geh. Hofrath, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Schule und Haus. 2. Cursus. A. u. d. T.: Die Geschichte der Griechen und Römer mit Beziehung auf die vorzüglichern Völker, die mit jenen in Berührung kamen, und mit besonderer Rücksicht auf Archäologie und Literatur. Ein Hand- und Lehrbuch. 3. Ausg. in neuer Bearbeitung. Hannover, Hahn, X, 503 S. 8.

Wernicke, C., Dr., Oberlehrer, Die Geschichte der Welt. 2. verbesserte Auflage. 1. u. 2. Halb-Bd. Geschichte des Alterthums. Berlin, Duncker. V, 756 S. 8.

Bumüller, Joh., Dr., Die Weltgeſchichte. Ein Lehrbuch für Mittelſchulen und zum Selbſtunterricht. 4. verbeſſ. Aufl. Freiburg, Herder. 3 Bde. von 392, 347 und 749 S. in 8.

Das Werk des Herrn Beck iſt ein überſichtliches Handbuch der alten Geſchichte, in welchem man das Wiſſenswürdigſte aus dem Leben der alten Völker klar und gedrängt dargeſtellt findet; Wernickes Geſchichte iſt mehr ein Leſebuch für weitere Kreiſe, und nicht für gelehrte Zwecke beſtimmt. Gegen dieſe ſorgfältig gearbeiteten Bücher tritt aber das Werk Bumüllers auch in der 4ten „verbeſſerten" Auflage ſehr zurück; denn Inhalt und Form laſſen gleich viel zu wünſchen übrig, indem der Verfaſſer ſich ebenſo nachläßig als einſeitig, wenn nicht unkundig erweist.

Cantu, Cäſar, Allgemeine Weltgeſchichte. Nach der ſiebenten Originalausgabe für das katholiſche Deutſchland bearbeitet von Dr. G. A. M. Brühl. 9. Bd. I. u. II. Abth. A u. d. T.: Allgemeine Geſchichte der neuern Zeit, 1. Bd. Schaffhauſen, Hurter, 1857 und 1858. X, 1128 S. 8.

Wir haben es hier nicht mit der urſprünglichen Arbeit von Cantu zu thun, welche bekanntlich von gewiſſer Seite fort und fort als die beſte Weltgeſchichte angeprieſen wird, indem man ihr ſelbſt vor deutſchen Büchern gern den Vorrang zugeſteht. Nur auf die eigenthümliche Art, wie man das Werk des Italieners der deutſchen Leſewelt zugänglich macht, glauben wir hier aufmerkſam machen zu müſſen, wenn auch die Bearbeitung, wie auf dem Titel ausdrücklich hervorgehoben wird, zunächſt nur für das katholiſche Deutſchland beſtimmt iſt.

Wohl hat Herr Brühl recht, wenn er behauptet, „der eminente Geſchichtſchreiber" (Cantu) ſtehe in der Geſchichte der germaniſchen Völker nicht ſo hoch, als in der Darſtellung der Geſchichte und Cultur der Romanen. Allerdings hätte ſich auch hier vielfach Gelegenheit zu Berichtigungen und Vervollſtändigungen gefunden; doch wir geben zu, daß dies vor allem in der Geſchichte Deutſchlands noth that, wo es galt, um mit Herrn Brühl zu reden, „den gegenwärtigen Standpunkt deutſcher wiſſenſchaftlicher Forſchung" zur Geltung zu bringen. Aber freilich ſteht in den Augen des Bearbeiters nur das auf der Höhe der Wiſſenſchaft, was einen ausgeprägt ultramontanen Charakter an ſich trägt; da iſt ihm keine leidenſchaftliche Parteiſchrift, auch die ſchlechteſte nicht zu ſchlecht. Alles was in den letzten Decennien in dieſer Beziehung für die Geſchichte der Reformation geleiſtet iſt, wird, ſo weit es Herrn Brühl unter die Hände kommt, excer-

pirt oder noch lieber ausgeschrieben, um Cantu's Werke einverleibt zu werden. Zu einer eigentlichen Durcharbeitung bringt er es nicht, so wenig er auch sonst den ursprünglichen Text verschont; oft findet er es bequemer, seitenlange Noten unter dem Texte fortlaufen zu lassen, die nichts sind als Stücke, aus den ihm gerade passenden Schriften von Döllinger, welcher übrigens das bei weitem Beste hergeben muß, bis herab zu Jarcke, dessen „vortreffliche einschneidende Untersuchungen" dem Bearbeiter ganz besonders genehm sind, weshalb er sie denn auch in freister Weise benutzt und ihnen die unwürdigsten Auslassungen, namentlich über Luther, gern entnimmt. Bezeichnend ist es noch für Herrn Brühl, daß er einige Male sein Rüstzeug sogar einem verschollenen histor. Roman von W. Meinhold entlehnt und dabei noch naiv genug ist, der protestantischen Kritik vorzuwerfen, daß „es ihr wirklich nahezu gelungen sei, jenes Werk todtzuschweigen" (S. 166).

So viel zur Charakteristik eines Buches, das sich mit der Aufgabe brüstet, die „deutsche Geschichte von der fort und fort sich erbenden Krankheit der willkürlichen und unwillkürlichen Fälschungen zu säubern" oder die deutsche Wissenschaft gegenüber dem Italiener zu Ehren zu bringen. Vor einer solchen Bearbeitung verdient Cantus ursprüngliches Werk entschieden den Vorzug: es ist zwar einseitig, mangelhaft und nicht frei von Irrthümern und Fehlern, aber es ist doch ein Werk nicht ohne Geist und aus einem Guß, während Brühl's Bearbeitung nichts ist als eine geistlose und ungeschickte Compilation, die im Tone einer Parteischrift gehalten, wenig von der Würde eines Geschichtsbuches an sich hat. K.

---

2. Alte Geschichte.

Laßen, Chr., Indische Alterthumskunde. 3. Bd. Geschichte des Handels und des griechisch-römischen Wissens von Indien und Geschichte des nördlichen Indiens von 319 n. Chr. Geb. bis auf die Muhamedaner. 2. Hälfte 2. Abth. Leipzig, Kettler. p. IX — XII, 785 — 1199. 8.

Weber, Albr., Dr., Indische Studien, Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten hersg. 4. Bd. 2. Hft. (177 336 S.). Berlin, Dümmler. 8.

Prinsep, J., — Essays on Indian antiquities, historic, numismatic, and paleographic to which are added his useful Tables, illustrative of Indian History, Chronology, modern Coinages, Weights, Measures etc. Edited, with notes, and additional matter by Edw. Thomas, with numerous illustrations, London, 800 p. 8.

Dies iſt eine Sammlung der verſchiedenen Aufſätze des beſonders durch ſeine Entzifferung der alten indiſchen Inſchriften berühmten Vfs., die früher meiſt im As. Journ. of Bengal erſchienen waren, mit manchen Zuſätzen. Sie wird den Freunden der indiſchen Alterthumskunde willkommen ſein. Der Wiederabdruck ſeiner Useful tables macht ſie indeß auch für neuere Geſchichte und neuere Verhältniſſe werthvoll. Pl.

Gutſchmid, Alfr. v., Beiträge zur Geſchichte des alten Orients. Zur Würdigung von Bunſens Aegypten. Bd. IV und V. Leipzig, Teubner. VII u. 156 S. 8.

Abdruck einer Kritik von Bunſen's Werke aus dem Rhein. Muſeum (N. F. XII, S. 1—45) mit einer Entgegnung auf Bunſens Angriffe in der Vorrede zur 2. Abth. d. V. Bd.

Brugſch, H., Geographiſche Inſchriften altägyptiſcher Denkmäler, geſammelt während der auf Befehl S. M. d. Königs Friedrich Wilhelm von Preußen unternommenen wiſſenſchaftlichen Reiſe in Aegypten, erläutert und herausgegeben. 2. Bd. A. u. d. T.:

Die Geographie der Nachbarländer Aegyptens nach den altägyptiſchen Denkmälern zum erſten Male zuſammengeſtellt und verglichen mit den geographiſchen Angaben der hl. Schrift und der griechiſchen, römiſchen, koptiſchen und arabiſchen Schriftſteller. XI, 96 S. in 4. nebſt 23 Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Hinrich's Verlag.

Ein wichtiges Werk, worin Brugſch die Reſultate ſeiner hieroglyphiſchen Forſchungen über die Geographie des alten Aegyptens niedergelegt hat. Die altägyptiſchen geographiſchen Namen ſind von den Griechen nur ſehr mangelhaft wiedergegeben worden. Champollion de J. (L'Egypte sous les Pharaons. Paris 1814. 2 Bde. 8.) hatte nur die koptiſchen Namen wieder herzuſtellen geſucht. Brugſch hat zuerſt die altägyptiſchen und hieroglyphiſchen Schriften aus den Denkmälern ermittelt. Er handelt in dem 2. Theile des vorliegenden Werkes in 4 Capp. von den Ländern

und Völkern im S., O., N. und W. des Landes und im 5ten von den 4 Menschenracen der alten Aegypter. Brugsch folgt den Grundprinzipien der Entzifferung Champollions mit Lepsius, Birch u. A. Die Deutung der geograph. Namen ist meist durch Parallelstellen gesichert. Bei seinen Vergleichungen ist er mit Vorsicht zu Werke gegangen und benutzte daher die Entzifferungen der assyrischen Keilschriften durch Rawlinson, Hincks, Layard, Oppert u. a. noch nicht als schon genug gesichert, obwohl überzeugt, daß die Denkmäler an den Ufern des Tigris und Euphrat einst die am Nile ergänzen werden. Pl.

Lepsius, C. R., Königsbuch der alten Aegypter. I. Abth. Text u. Dynastientafeln. II. Abth. die hieroglyph. Taf. Berlin, Hertz. VIII, 188 S in Fol.

Die 63 Tafeln von Lepsius lange erwartetem Königsbuche enthalten die reichste Sammlung aller ägyptischen Königsschilder und der ihrer Familien, leider noch ohne Nachweis der Monumente, welchen jede ägyptische Legende entnommen ist und ohne die philologische Begründung der Deutung derselben, so wie endlich ohne eine Rechtfertigung seiner chronologischen Aufstellung im Einzelnen Diese wird erst der 2te Theil seiner Chronologie der Aegypter bringen; der beigegebene kurze Text soll nur im Allgemeinen zur Rechtfertigung dienen Eine ausführliche Kritik des Werkes muß daher einer spätern Zeit vorbehalten werden; vorläufig haben wir die vornehmsten seiner Ansichten schon in unserm 2. Artikel über Bunsens Werk in den Münch. Gelehrt. Anzeigen 1858 Nr. 16 — 20 mitberücksichtigt. Hier nur die Bemerkung, daß Lepsius im Allgemeinen bei seiner bisherigen Ansicht der Gleichzeitigkeit Manethonischer Dynastien und der Annahme der Zahl von 3555 Jahren für den Umfang der ägyptischen Geschichte nach Manetho, die er hier S. 9—12 und in einer besondern Abhandlung: „Ueber die Manethonische Bestimmung des Umfanges der ägyptischen Geschichte“ (Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wiss 1857) noch näher zu begründen versucht hat, beharrt. Er stimmt in beiden Punkten mit Bunsen überein. Wir vermögen aber mit Böckh nicht einzusehen, daß die Manethonischen Dynastien nach ihm und den Aegyptern gleichzeitig zu setzen seien. Die Summe von 3555 Jahren würden wir gern annehmen, aber die entgegenstehenden Bedenken scheinen uns auch jetzt noch Lepsius allzu zuversichtliche Sprache nicht zu rechtfertigen. Obwohl Bunsen Manetho nicht genug erheben kann, legt er doch bei seiner Chronologie des Eratosthenes Laterculus zu Grunde und schneidet darnach den Ma-

netho zu. Lepsius zwar gibt auch jetzt noch auf den Laterculus nichts und weicht darin von Bunsen ab; sein Princip aber (S. 18), nur die memphitischen Dynastien als fortlaufende anzunehmen, möchte ebenso wenig haltbar sein. Ueberhaupt sieht man, wie jeder, welcher die Manethonischen Dynastien nicht alle als successiv betrachtet, sondern mehr oder weniger als gleichzeitig, zu allerlei willkürlichen Annahmen getrieben wird, wie denn auch Lepsius und Bunsen vielfach weit auseinander gehen. Pl.

*[1]) **Uhlemann, Max**, Dr., Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde. 3. Thl. Chronologie und Geschichte der alten Aegypter. Mit 2 lith. Tafeln. X, 278 p. 4. Thl.: Die Literatur der alten Aegypter an Beispielen erklärt und erläutert. Mit 2 lith. Taf. VIII, 346 p. Leipzig, O. Wigand. 8.

Schulze, Lud., **Dr.**, lic. theol. De fontibus ex quibus historia Hycsorum haurienda sit. Berlin, Schlawitz. 82 S. 8.

Ewald, Heinrich, Geschichte des Volkes Israel. 2. Ausg. 6. Bd. A. u. d. T.: Geschichte des apostolischen Zeitalters bis zur Zerstörung Jerusalems. Göttingen, Dietrich. X, 755 S. 8.

Curtius, Ernst, Griechische Geschichte. 1. Bd. Bis zur Schlacht bei Lade. 2. unveränderter Abdr. Berlin, Weidmann. V, 518 S. 8.

Mone, Fr., Dr. phil. und Privatdoz. der Geschichte in Heidelberg, Griechische Geschichte. Erster Band. System der Entwickelungsgesetze der Gesellschaft, der Volkswirthschaft, des Staates und der Cultur des griechischen Volkes, chronologisch dargestellt von der achäischen Wanderung bis zum Untergang des achäischen Bundes und der hellenistischen Reiche. Berlin, F. Heinicke, 1858. 8.

Ein ungenießbares Gebräu aus Vielwisserei, falsch angebrachter Geschichtsphilosophie und unverdauten modernen Staats- und Volkswirthschafts-Theorien, zu dessen unverholener Prätension auf den höchsten Preis der Geschichtschreibung der alte Theognis, wenn er milde urtheilen wollte, kopfschüttelnd sagen würde: *ἥβη καὶ νεότης ἐπικουφίζει νόον ἀνδρός.*

v. L.

---

[1]) Die mit * bezeichneten Schriften sollen später besprochen werden.

Gottschick, A. F., Dr., Geschichte der Gründung und Blüthe des hellenischen Staates in Kyrenaika. Leipzig, Teubner. (40 S.) gr. 8.

Romeijn, A., Phocion. Eine historische Studie. Rotterdam, Drajer. 63 S. 8.

Markhauser, W., Der Geschichtschreiber Polybius, seine Weltanschauung und Staatslehre mit einer Einleitung über die damaligen Zeitverhältnisse. Eine gekrönte Preisschrift. München, Rieger. VIII u. 155 S. 8.

Eine sorgfältig gearbeitete Darlegung des polybianischen Wesens und Werkes, gestützt auf eine möglichst vollständige Sammlung der in letzterem über Zeit, Weltanschauung, Politik und Methode des Autors enthaltenen Angaben. Es mag im Allgemeinen gerathen und thunlich sein, einen Schriftsteller in dieser Weise aus sich selbst darzustellen; nur hätten wir gewünscht, daß deßhalb anderweitige Zeugnisse und Ergebnisse nicht so gar kärglich zu Rathe gezogen wären Bei der einleitenden Darstellung der allgemeinen Zeitverhältnisse, in welche das Leben des Polybius fällt, ist diese Beschränkung sogar ein wirklicher Mißgriff. Dankenswerth ist dagegen der erste Hauptabschnitt der M.'schen Schrift, welcher „Polybius" als Historiker schildert. Hier genügt es, wenn Theorie und Praxis der polybianischen Historiographie aus dem Werke selbst vollständig entwickelt werden. Nur in einem Hauptpunkte, nämlich in der Auffassung des bekannten polybianischen „Pragmatismus" können wir die an Schweighäuser sich anlehnende Erklärung auf p. 97 u. ff. nicht billigen, indem wir uns hierin vielmehr Nitzsch anschließen, der die Pragmata des Polybius, ganz im Sinne der universalhistorischen Auffassung des Geschichtschreibers, für das nimmt, was wir heute die „internationalen Beziehungen" der Staaten nennen. Hie und da durch hübsche Parallelen beleuchtet ist das Bild, welches der Verf. sodann von „Polybius Weltanschauung" entwirft. In dem letzten Theile endlich, welcher „Polybius Staatslehre" behandelt, scheint uns die breite Wiederholung des früher schon über den Pragmatismus Beigebrachten nicht am Platz zu sein. v. L.

Fustel de Coulanges, N., Polybe, ou la Grèce conquise par les Romains. Thèse présentée à la Facul'é des lettres de Paris. Amiens. VI 109 p. 8.

Born, Dr., Oberlehrer, Zur makedonischen Geschichte. Berl. 35 S. 4.

Ein specimen eruditionis in Gestalt eines Programms, welches sich auf den ersten Blick als ein trockener Auszug aus dem bekannten trefflichen

Jugendwerke O. Abel's kund giebt, ohne daraus auch in den reichlich angebrachten Citaten weiter ein Hehl zu machen. Nur der Schluß führt die Erzählung der Geschichte Philipp's II. noch um ein Geringes weiter, als es bei Abel der Fall ist, nämlich bis zur Besiegung der Illyrier im J. 358. v. L.

***Gerlach**, Fr. Dor., Zaleukos, Charondas, Pythagoras. Zur Culturgeschichte von Großgriechenland. Basel, Bahnmaier. III, 160 p. 8.

Arnold, **Thomas**, History of Rome. New edit. 3 vols. London Fellowes. 8.

Linker, **Gust.**, **Dr.**, Die älteste Sagengeschichte Roms. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 27 S. 8.

Lewis, **Sir George Cornwall**, An inquiry into the credibility of the early Roman history. 2 voll. London 1855. 8.

Derselbe: Untersuchungen ü. d. Glaubwürdigkeit d. altröm. Geschichte. Deutsche v. Verf. vermehrte und verbesserte, sowie mit einem Nachtrag versehene Ausgabe, besorgt durch Felix Liebrecht. Bd. I u. II. Hannover, VII, 510, VIII, 497. 8.

Bröcker, L. O., Untersuchungen ü. d. Glaubwürdigkeit der altrömischen Verfassungsgeschichte. Hamburg, V, 172 S. 8.

Schwegler, A., Röm. Geschichte. Dritter Band. A. u. d. T.: Röm. Geschichte im Zeitalter des Kampfes der Stände. 2 Hälfte. Vom ersten Decemvirat bis zu den licinischen Gesetzen. Nach d. Verf. Tode herausg. von Gymn.-Prof. Dr. Baur. Tübingen, Laupp. XLII, 380 S. 8.

Der Englische und der Deutsche Verf. (Lewis und Bröcker), welche in den vorstehenden Schriften die Glaubwürdigkeit der älteren Röm. Gesch. von Neuem untersucht haben, sind zu diametral entgegengesetzten Resultaten gelangt, stimmen aber in dem Einen Punkt vollständig überein, daß sie die Methode und die positiven Ergebnisse der Niebuhr'schen Kritik durchaus verwerfen. Beide behaupten bei ihrer Forschung die einfachen Regeln des gewöhnlichen Denkens zur Geltung gebracht zu haben und verwerfen, auf diese gestützt, die Ansichten Niebuhr's und der Neueren über die ältere Gesch. Roms als die unhaltbaren Erzeugnisse wissenschaftlicher Willkür.

Fleiß, Belesenheit und ein aufrichtiges Streben nach sicheren Resultaten wird Herrn Bröcker's früherem größeren Buch ebensowenig wie dem jetzt erschienenen abgesprochen werden können, und sein Englischer Antipode steht ihm darin vollkommen gleich. Dessenungeachtet liegt in dem Widerspruch, in dem sich beide befinden, schon ein hinreichender Grund vor, an der Sicherheit dieser „nüchternen" Kritik zu zweifeln. Und wenn Hr. Bröcker die altrömische Verfassungsgeschichte bei Livius, Cicero und Dionys für vollkommen unverfälscht hält, Sir Cornwall Lewis dagegen die ganze ältere Geschichte Roms vor Pyrrhus für ganz und gar unzuverläßig erklärt, so möchte der allernüchternste Menschenverstand vielleicht zu dem Ausweg gedrängt werden, diese beiden wackeren Leute hätten jeder etwas Recht und etwas Unrecht d. h. die Wahrheit liege, wie die Niebuhr'sche Hypothese, in der Mitte.

Es sollte freilich unnöthig sein, immer von Neuem auf den eigentlichen Charakter einer wissenschaftlichen Persönlichkeit aufmerksam zu machen, die wie Niebuhr so viel und so ausführlich besprochen und bekämpft worden ist. Indeß ist es das keineswegs, und es will uns bedünken, als wäre es auch diesen Schriften gegenüber nothwendig. Niebuhr's Ansicht über die ältere Geschichte Roms war das Resultat seiner allgemeinen Anschauung über den Gang aller Historiographie und aller Verfassungsgeschichte überhaupt. Er glaubte, daß Rom eben so gut wie Florenz oder Köln, wie Ditmarschen oder die Schweiz seine alte Geschichte, sein Mittelalter und seine moderne Zeit gehabt, und da er überall für jede dieser Perioden eine gewisse Bildung der politischen Organe und der Tradition vorfand, glaubte er sich berechtigt, sie auch bei einer Verfassung und einem Volke aufzuführen, das ganz besonders gesund die früheren Perioden seines politischen Lebens zurückgelegt hatte. Ein Grundzug in einer solchen Entwicklung war für ihn die naive und unreflectirte Ueberlieferung der politischen Institute und der historischen Tradition: und zwar so, daß die Institute meist ihre alte Form bewahrten, lange nachdem schon der bewegende Gedanke ihres schöpferischen Moments verschwunden war, und daß die Tradition viel weniger rationalistisch erfindet, als vielmehr Stück für Stück originale Ueberlieferungen der Poesie oder Prosa mit großer Stätigkeit aber wenig Umsicht zusammenträgt und fortpflanzt. Beweisen, d. h. Punkt für Punkt thatsächlich belegen konnte für die ältere Röm. Gesch. Niebuhr dieß eben so wenig, als uns dieß heut zu Tage möglich ist, aber

auf einer Menge anderer hiſtoriſcher Gebiete hat die neuere Wiſſenſchaft nach ihm die Geſchichte der Verfaſſungen und der Hiſtoriographie unterſucht, und überall iſt ſeine allgemeine Anſchauung weſentlich als die richtige conſtatirt, wenn auch manche Eigenthümlichkeiten zu Tage getreten ſind, von deren keiner übrigens unſere beiden Verfaſſer genügende Kenntniß zu haben ſcheinen. Sir Cornwall Lewis, der bis zum Ueberdruß den Charakter der älteſten mündlichen Römiſchen Tradition erörtert, kennt z. B. die merkwürdige Thatſache einer faſt zweihundertjährigen feſten, chroniſchen mündlichen Ueberlieferung nicht, wie ſie neuerdings in dem Isländiſchen Sagas conſtatirt iſt und Herr Bröcker ſcheint nicht zu ahnen, daß überall die Begriffe der älteren ariſtokratiſchen Verfaſſungen den ſpäteren Jahrhunderten gerade eben ſo unklar waren, und doch ſo ſicher erſchienen wie Niebuhr das bei den Römern annimmt, man vergleiche nur mit den „patres“ die »Bürgerſchaften« unſerer Städte oder den »Herremann« der däniſchen, den »Dienſtmann« der deutſchen, die „ricoshombres“ der ſpaniſchen Ariſtokratie. Allerdings iſt die Folge jener allgemeinen und tiefgehenden Unterſuchungen auf allen anderen Gebieten geweſen, daß man die Unmöglichkeit, auf demſelben Wege auch in die ältere Römiſche Geſchichte einzudringen, deſto ſchmerzlicher empfinden mußte, weil eben hier das Material dazu fehlte: aber es bleibt eine wiſſenſchaftliche Kurzſichtigkeit, die Niebuhr'ſche Anſicht und Methode deßhalb zu verwerfen, weil ſie nur auf dieſem Gebiete nicht ſo ſtreng conſtatirt werden kann, als ſonſt auf allen übrigen. Wer dieß thut, ſieht ſich natürlich genöthigt, weil er die Möglichkeit der gewöhnlichen Entwicklung als unerwieſen hier nicht anerkennen will, eine ebenſo unerwieſene Singularität anzunehmen. Für eine ſolche Singularität fehlen gerade eben ſo ſehr die letzten Beweiſe, wie für das Gegentheil; ſo z. B. in Rubino's Unterſuchungen und in Hrn. Bröcker's früherer Schrift, und jedenfalls hilft es ſehr wenig, wie in den vorliegenden Unterſuchungen deſſelben Verf. geſchehen, ſie durch moraliſirende Declamationen zu erſetzen.

Es will uns bedünken, als hätten beide Verf. von dieſer allgemeinen Lage der neueren hiſtoriſchen Kritik und daher auch von der beſonderen der alten römiſchen Geſch. keine klare Vorſtellung. Die Vorſtellungen, gegen welche ſie ankämpfen, ſind durchaus unklar oder verzerrt, und weil ſie von dem Standpunkt der Niebuhr'ſchen Hypotheſen im ganzen Zuſammenhang der Wiſſenſchaft entweder keine oder nur unklare Eindrücke ha-

ben, müssen nothwendig auch ihre Deductionen, so weit sie eben gegen jene gerichtet sind, zum größten Theil vorbeitreffen.

Die ältere Geschichte Roms bietet das eigenthümliche Bild einer im Ganzen zusammenhängenden Ueberlieferung, in der die ersichtlich sagenhaften Bestandtheile gegen die anderen scheinbar rein historischen im Ganzen sehr zurücktreten. Die Erzählung, so lückenhaft und zerrüttet sie auch an manchen Stellen erscheint, trägt doch im Ganzen den Charakter thatsächlicher, ja individuell lebendiger Anschauung. Sir Cornw. Lewis nimmt an, daß sie im Ganzen allen ihren Hauptbestandtheilen nach von den Historikern seit Fabius Pictor aus mündlicher Ueberlieferung zusammengeschrieben sei, und zwar so, daß diese Schriftsteller die eigentliche, meist nüchterne Fassung einer Erzählung gegeben hätten, die, wäre sie unmittelbar nach der mündlichen Tradition und durch dieselbe fixirt geblieben, viel „legendarischer" ausgefallen sein würde und nicht so „businesslike and simple". Seine Hauptbeweise sind einmal die Thatsache, daß Livius, Dionys und Cicero keine älteren Historiker als Fabius kennen, daß wir also nicht berechtigt sind, die Abfassung der Geschichte jemand anders als jenen Schriftstellern zuzuschreiben, die von Fabius bis auf Livius die ältere Geschichte und zwar meist a. u. c. darstellten. Daß dann aber diese aus mündlichen Quellen schöpften, das glaubt er annehmen zu müssen, 1) weil wir von schriftlichen Quellen so wenig wissen und 2) weil auch in unsrer jetzigen Ueberlieferung bei Livius u. s. w. über die wichtigsten Ereignisse nach dem Geständniß der Schriftsteller die größten Widersprüche sich finden, die bei einer gleichzeitigen Aufzeichnung gar nicht denkbar wären. Endlich aber kann eben die so von den Schriftstellern zusammengesetzte Geschichte nicht die reine, naive alte Ueberlieferung sein, weil seiner Meinung nach eine derartige Ueberlieferung nothwendig einen viel wundergläubigeren und poetischeren Charakter tragen würde. Es liegt auf der Hand, daß allerdings bei einem solchen Ursprung die betreffende Ueberlieferung zu der schlimmsten und unzuverläßigsten Classe historischer Arbeiten gerechnet werden müßte: eine ganze Literatur im Stil des Saxo Grammaticus oder des Gottfried von Monmouth, eine Historie ins Blaue hinein, eine Welt von individuellen Muthmaßungen durchsetzt mit wenigen Gran von Wahrheit. Mit Einem Wort, sehen wir recht, eine römische Geschichte, wie sie sich etwa Hr. Bröcker als eigentliche Grundidee der unklaren Niebuhr'schen Vorstellungen denkt: das Eigenthümliche dabei wäre,

daß dieſer Art von Geſchichtsklitterung, die wohl in einzelnen Literaturen in einzelnen glänzenden Beiſpielen wie den eben genannten vorkommt, hier eben die wiſſenſchaftliche Uſance einer ganzen Literatur von faſt zwei Jahrhunderten geblieben ſein ſollte, und daß dann deſſenungeachtet bei einer ſolchen Richtung die Geſchichte des ältern Roms ſich quantitativ in jenen knappen Gränzen der Darſtellung gegenüber der ſpäteren gleichzeitigen Aufzeichnung gehalten haben ſollte, da doch weder der Nationaleitelkeit noch der Erzählungsluſt irgend eine Gränze geſteckt war. Saxo ſchrieb zehn Bücher ſolcher Vorgeſchichte und nur ſechs ſeiner Zeit; wie ganz anders iſt dieß Verhältniß bei allen Römern von Cato bis auf Livius. Gerade dieſe relative, auch vom Verf. bemerkte Kürze der älteren Geſchichte läßt ſchließen, daß hier in einem faßlich vorhandenen und reſpectirten Material der Grund einer ſolchen Begränzung lag. Mit Einem Worte, eine ſolche Literatur würde eine der räthſelhafteſten und ſingulärſten Erſcheinungen zumal bei einem Volk wie das römiſche ſein, das ſich der Verf. noch dazu ſo ſchreibfaul denkt, daß er alles Ernſtes bezweifelt, ob es je vor Erfindung der Buchdruckerkunſt mehr als einige hundert Codices des Horaz oder Virgil gegeben habe (p. 197)? Mommſen, der ſich in einigen Partien ſeiner geiſtreichen Darſtellung allerdings ſolchen Anſichten von einer Chronikenfabrik nähert, wird dazu durch die unglückliche Parallele mit den neueren Literaturen veranlaßt. Aber wenn wir uns die Römer nicht ſo wenig ſchriftſtelleriſch denken wie der Verf., ſondern nur nach dem Maaße etwa unſrer mittelalterlichen Schriftſteller und Schreiber, ſo bleibt es ein höchſt abnormer Gedanke, daß bei dem Werth und der Schwierigkeit einer ſolchen Schriftſtellerei, eine ganze Reihe von bedeutenden Männern an ſolche Conceptionen ihre Zeit und Arbeitskraft gewandt haben ſollten. Und ſo innerlich unwahrſcheinlich die Hypotheſe des Verf. iſt, ebenſo wenig wird ſie durch die äußeren Kennzeichen wahrſcheinlich, die er dafür anführt. Die alten isländiſchen Sagas über die innere Geſchichte der nordiſchen Republik, ſind noch vielmehr businesslike and simple als dieſe römiſchen und ſind doch nachweisbar nicht 60 oder 80, ſondern 150 ja 200 Jahr mündlich fortgepflanzt worden. Es liegt alſo darin bei dem Römiſchen nicht nothwendig eine Spur ſpäterer Schriftſteller vor. Was aber die Differenzen über die wichtigſten Thatſachen angeht, aus denen dagegen der Verf. auf eine urſprünglich mündliche Tradition ſchließt, ja die er mit einer gleichzeitig ſchriftlichen für unvereinbar erklärt, ſo hat er vielleicht

die Geschichte des zweiten punischen Kriegs z. B. nicht mit seiner kritischen Akribie durchgearbeitet, wo derartige Differenzen gerade eben so häufig sind, wie später z. B. über den Proceß der Scipionen (Liv. 38, 56). War aber diesen Perioden eine gleichzeitige Geschichtschreibung zur Seite, so beweist eine solche historische Unsicherheit auch früher nicht gegen eine solche. Und unserer Meinung nach kann Niemand, der überhaupt nur die gleichzeitigen Ueberlieferungen der neueren oder mittleren Geschichte kennt, zu einer solchen Schlußfolgerung gelangen.

Nannten aber Livius und Dionys und also auch Fabius keinen Schriftsteller, der diesem letzteren vorausging, so beweist diese Thatsache am allerwenigsten, wenn man überhaupt auch hier die Erfahrungen gelten läßt, welche die neuere Kritik über die Geschichte älterer Annalen und Annalisten gemacht hat. Es ist jetzt in unzähligen Fällen nachgewiesen, daß genannte oder ungenannte Autoren eine oder mehrere namentlich bekannte Quellen wörtlich ausschreiben, ohne mit irgend einer Andeutung dieses Umstandes zu erwähnen und daß gerade auf diesem Wege Annalen von großem Werth und Schriftsteller von eminentem Verdienst lange Zeit hindurch für die Geschichte der Geschichtschreibung nur unter dem Namen ihrer Ausschreiber existirten. Dieses Ausschreiben ohne zu citiren ist bei allen älteren Geschichtschreibungen ein so überaus häufiger Gebrauch, ja er erscheint bei einer nur mit der Feder arbeitenden Historiographie so allgemein, daß es jedenfalls sehr auffallend wäre, wenn die ältere römische Annalistik davon ganz oder fast ganz frei geblieben sein sollte. Und wenn Livius auch den Polybius an manchen Stellen erwähnt, an wie vielen hat auch er ihn ausgeschrieben, ohne ihn zu nennen? Dieß aber ist für die Republik das einzige Verhältniß dieser Art, das wir controliren können. Weiter zurück fehlt uns ein ähnliches Material, aber man darf nun doch diesen Mangel, wie schon gesagt, nicht zu einem Beweise verwenden und den natürlichsten Erklärungsgrund für Gestalt und Werth der älteren Geschichte deshalb zurückweisen, weil die römische Forschung über ihre ältesten Quellen nicht zu den Aufklärungen gelangte, die bei uns seit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Restauration der Kritik durch die Reformation erst sehr allmählich gelungen sind.

Dieß ist die eine Grundansicht Niebuhr's, die Wahrscheinlichkeit bedeutender vorfabischer Quellen. Und wie indignirt auch unser englischer Verf. sie verwirft, wir finden in seiner Auseinandersetzung keinen stichhal-

gen Grund, ihm beizuſtimmen, nachdem daſſelbe Geſetz für ältere Annaliſtik neuerdings faſt überall ſonſt nachgewieſen iſt. Die Annaliſtik beginnt überall entweder mit gleichzeitigen Aufzeichnungen oder mit der Copie älterer Schriftſtücke, meiſt ohne die Quellen zu citiren. Eine Geſchichtſchreibung über ältere Geſchichte ganz überwiegend nur aus mündlicher Ueberlieferung iſt nach allen Beobachtungen eine Singularität, für die ſich wohl einzelne individuelle Beiſpiele, aber nirgend ſonſt eine ganze umfangreiche Literatur als Beleg anführen läßt.

Die andere für die Kritik weſentliche Behauptung Niebuhr's iſt die, daß eben die ſpäteren lateiniſchen Schriftſteller von den Inſtituten und Begriffen der älteren Verfaſſung keine klare Vorſtellung hatten. Es könnte ſcheinen, als wäre dieſe Annahme um ſo unbegreiflicher, je beſtimmter derſelbe Forſcher gerade von einer vorfabiſchen Geſchichtſchreibung ſpricht. Herr Bröcker hat dieſen Punkt gerade zum Gegenſtand ſeiner Erörterung gemacht, doch urgirt er jenen ſcheinbaren Gegenſatz nicht. Seine Deduction folgt einer anderen Richtung. Schon Rubino hat bekanntlich für die ſtaatsrechtlichen Begriffe eine Continuität der ſtaatsmänniſchen, nicht der hiſtoriſchen Tradition zu Rom behauptet. Dieſe ganze Vorſtellung hat für Ref. bis auf den heutigen Tag etwas Unklares behalten, denn, wenn ihre Anſichten den hiſtoriſchen Thatſachen nicht überall entſprechen, wie Rubino ſelbſt annimmt, wann entſtanden ſie? und wie? und wann wurden durch ſie die hiſtoriſchen Thatſachen vollſtändig in der Tradition verſchoben? Auf alle dieſe unumgänglichen Fragen fehlt noch immer die Antwort. Mommſen acceptirte Rubino's ſo gewonnene Reſultate über das Imperium, und war nur die Auctorität Varro's und ſeiner Zeitgenoſſen anerkannt, ſo ſuchte Mommſen an einem zweiten Punkt die ununterbrochene Continuität der römiſchen Tradition nachzuweiſen, nemlich in der Geſchichte der Volkseintheilung, der Aushebung- und Stimmordnung. Der außerordentliche Scharfſinn und die rückſichtsloſe Verwegenheit ſeiner Exegeſe führten hier zu einem Reſultat, das auf einem anderen Gebiete dem Rubino'ſchen an Neuheit entſprach, hier aber war die Frage nach der Zuverläßigkeit der Tradition nicht, wie bei Rubino, durch eine Theorie umgangen, ſondern durch eine energiſche und dreiſte Exegeſe kurz und bündig bejahend entſchieden. Bröcker hat über noch andere Punkte, nemlich die Beſtandtheile und die Thätigkeit der Curiatcomitien ebenfalls den Nachweis verſucht, daß im Allgemeinen die ganze römiſche Literatur vor wie nach Varro dieſelbe Anſicht

gehabt habe. Merkwürdig genug geht er hier auf jene Untersuchungen seiner Vorgänger gar nicht ein. Und doch kann er unmöglich verlangen, daß man ihm für die ganze ältere Geschichte der Republik einen solchen consensus auctorum zugestehen soll, so lange neben den von ihm besprochenen Gegenständen andere wie die Zahl und Eintheilung der Tribus oder die Machtvollkommenheit und der Amtsbezirk der Quästur durchaus controvers waren. Es ist nun nicht unsere Absicht, hier der Zusammenstellung des Verf. weiter zu folgen. Das Bemühen, zunächst die Ansicht des einzelnen Autors für sich, und dann die Uebereinstimmung des einen mit dem anderen zu constatiren, verdient gewiß alle Anerkennung. Herr Bröcker ist dabei freilich zuweilen sehr hitzig zu Werk gegangen. Er findet es z. B. ganz gegen allen gesunden Menschenverstand, daß eine patricisch gesinnte Versammlung plebejisch gesinnte Magistrate und umgekehrt eine plebejisch gesinnte Versammlung patricisch gesinnte Beamtete gewählt habe (Unters. p. 34 u. 49) Der einfache Umstand, daß eben jene Versammlung Plebejer und diese Patricier gesetzlich wählen mußte, hat bisher den Meisten zur Erklärung dieses Räthsels genügt, freilich nicht dem Verf. zur Aufstellung einer neuen Hypothese. Wie gesagt, wir wollen hier auch mit Herrn Bröcker ebenso wenig wie mit seinem englischen Antipoden über das Detail rechten. Unser Einwurf gilt auch hier nur der Gesammtansicht. Wäre wirklich die staatsrechtliche oder verfassungsgeschichtliche Tradition der Römer so stätig und zuverläßig geblieben, wie Rubino, Mommsen und nun Bröcker dieß behauptet haben, d. h. wäre wirklich der Begriff des imperium, der creatio, das Grundschema der Tribus, der Charakter und die Stellung der curiae aus den bewegten Zeiten der ersten Republik mit der vollen Klarheit ihrer frühesten Gestaltung die Jahrhunderte hindurch in der Ueberlieferung immer deutlich verstanden und dargestellt worden, so wäre das ein Factum, wie es sonst nie und nirgends, wenigstens bei den Völkern oder Städten vorkommt, deren Verfassungsgeschichte wir in der möglichst vollständigen Reihe vom möglichst frühesten Anfang zu überschauen vermögen. Ueberall ist die ältere Geschichte gerade der wichtigsten Institute, ist ihr Grundbegriff und ihre Urform einer sich allmählig verschiebenden und verdunkelnden Ueberlieferung unterworfen, die spätere Vorstellung tritt um so sicherer auf, da sie sich auf den lebendigen Sprachgebrauch der Gegenwart stützt, sie verändert sich wieder unter den Händen der Ueberlieferung, je länger das Institut oder der Begriff in dem täglichen Verkehr der Gewalten von Hand

zu Hand geht. Allerdings führt eine Geſchichtſchreibung, die wie jede ältere Annaliſtik mehr ausſchreibt als umarbeitet, oft lange Zeit eine ſolche Urformation unverändert, ohne es zu wiſſen, mit ſich fort, aber ſie hat anderer Seits auch nicht den bewußten wiſſenſchaftlichen Takt, mit der äußeren Thatſache das innere Verſtändniß zu bewahren. Wir haben oben ſchon auf eine Reihe gerade ariſtokratiſcher Begriffe und Inſtitute hingewieſen, die eben auf dieſe Weiſe noch heutzutage zum Theil räthſelhaft vor unſerer Kritik daliegen. Dieſe Reihe wäre noch außerordentlich zu vermehren. Die kritiſche Unterſuchung jeder Verfaſſungsgeſchichte ſtößt auf ſolche Beiſpiele und nur die römiſche ſollte trotz eines hundertjährigen erbitterten Ständekampfes, trotz furchtbarer folgender Revolutionen in allen wichtigſten Fragen Nichts der Art erfahren haben? „Der Tadel," ſagt Herr Bröcker a. O. p. 147, „daß ein Autor über einen Grundzug der altrömiſchen Verfaſſungsgeſchichte Falſches oder Anderm Widerſprechendes berichte, wurde im ganzen Bereich der antiken Literatur nur in ganz ungemein ſeltenen Fällen erhoben und betrifft ſelbſt in dieſen im Grunde doch nur weſentlich chronologiſche Data." Dieſes Lob, das wir einmal trotz anderer Ueberzeugung gelten laſſen wollen, iſt jedenfalls eines der gefährlichſten, das man einer wiſſenſchaftlichen und namentlich einer kritiſchhiſtoriſchen Literatur machen kann. Wäre dem wirklich ſo, ſo ſtände die römiſche Literatur entweder in einer übermenſchlichen Erhabenheit über allen übrigen, oder ſie hätte nicht einmal das leiſeſte Gefühl ihrer menſchlichen Schwäche gehabt, wäre alſo die unkritiſchſte aller Literaturen geweſen. Wir glauben beides in Abrede ſtellen zu müſſen, ſie war eben nicht beſſer noch ſchlechter als alle übrigen berathen, dafür ſpricht die natürliche Vorausſetzung und eine Reihe ſchlagender Beweiſe. Auf ein paar deuteten wir oben hin und behaupten einfach, daß z. B. dieſe dort genannten Widerſprüche nicht weg zu interpretiren ſind.

So entſchieden wir nun nach beiden Seiten hin die Verſuche zurückgewieſen haben, die Grundgedanken der Niebuhr'ſchen Methode zu verdächtigen, ſo beſtimmt müſſen wir auch urgiren, was Niebuhr ſelbſt nie in Abrede ſtellte, daß ſeine Reſultate zum großen Theil Hypotheſen ſeien, für die es bei unſerem Quellenbeſtand nicht möglich ſei, die letzten Beweiſe beizubringen. Was nach ihm bewieſen werden konnte, das war die allgemeine Richtigkeit ſeiner Grundanſicht auf Feldern eines reicheren und zuſammenhängenderen Quellenbeſtandes. Dieſer Beweis iſt, unſerer Meinung

nach, noch an sehr vielen Stellen schlagend geführt worden. Damit aber ist auch immer unwahrscheinlicher geworden, daß eine andere Grundansicht als die seinige für die Auffassung der römischen Geschichte berechtigter sein könnte. Hypothesen aber bleiben auf diesem Gebiete alle.

Wir schließen hier noch die Anzeige des dritten und leider letzten Bandes der Schwegler'schen Geschichte an. Wir thun dieß um so lieber, da gerade dieser Band in der Darstellung des Decemvirats einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Niebuhr'schen Kritik bietet. Vielleicht keine der Niebuhr'schen Hypothesen war bisher so fast einstimmig bestritten worden, als die über die Decemvirat-Verfassung. Schwegler's Revision der ganzen Frage hat ihn entschieden zu derselben zurückgeführt. Und in der That sind der Thatsachen, die für dieselbe sprechen, so viele und so bedeutende, daß man sich hoffentlich nach dieser neuen Erörterung derselben künftig nicht wieder so leicht entschlagen wird, als dieß bisher meistens geschehen.

Es ist gewiß tief zu beklagen, daß die revidirende Darstellung Schwegler's auf einem so vielbehandelten Gebiet der neueren Geschichtsforschung sobald durch den Tod des Verf. in Stillstand gerathen mußte. Aber so schmerzlich wir diesen rüstigen Arbeiter seiner Aufgabe entrißen sehen, wir leben doch der guten Zuversicht, daß die kritische Grundansicht des ursprünglichen Meisters auch ferner nicht durch neue, ganz singuläre Hypothesen verdrängt, sondern im Sinn und der Richtung des originalen Entwurfes fortgebildet werden wird. Selbst Mommsen's Genialität hat bewußt und unbewußt in dieser Richtung, trotz aller Opposition, weiter gearbeitet. Was ferner namentlich zu erwarten steht, das scheint uns eine steigende, lebendige Rückwirkung von den kritischen Arbeiten der neueren und der mittleren Geschichte. Was in Niebuhr die geniale Allseitigkeit eines großen Geistes leistete, das wird immer mehr zum natürlichen Resultat eines gesunden und methodischen wissenschaftlichen Gemeinlebens sich ausbilden. Nitzsch.

Niebuhr, B. G., Vorträge über römische Alterthümer, an der Universität zu Bonn gehalten. Herausgegeben von M. Isler, Dr. (IV. Abtheilung der historischen und philologischen Vorträge). Berlin, Georg Reimer. XXI und 672 S. gr. 8.

Wir behalten uns einen etwas eingehenderen Bericht über diese erst in den letzten Monaten des Jahres 1858 erschienene Schrift vor, da wir

hier die Ansichten des großen Begründers der kritischen Geschichtschreibung auch über Dinge vernehmen, wo wir sie bisher noch nicht kannten, und dieselben sicher auch jetzt noch die größte Beachtung verdienen, abgesehen von dem großen Interesse, das diese nicht bloß durch außerordentliche Frische und Lebendigkeit ausgezeichneten und vortrefflich redigirten Vorlesungen auch in den übrigen Theilen erregen, zumal der letztmalige Vortrag derselben erst durch Niebuhr's Tod in der Mitte abgebrochen wurde.

Mommsen, Th., die römische Chronologie bis auf Cäsar. Berlin, Karl Reimer. 283. S. 8.

Die Anzeige, die uns für diese schwer wiegende Schrift zugegangen ist, folgt mit Rücksicht auf die neue durchgesehene Auflage (Berlin 1859 335 S.) im nächsten Heft.

Macdougall, P. L. The campaigns of Hannibal arranged and critically considered, expressly for the use of Students of Military History. London, 146 p. 8.

* **Arnold, Thomas**, History of the later Roman commonwealth, from the end of the second Punic war to the death of Julius Caesar. New edition. 2 vols. London, 470 S. 8.

* **Merivale, Charles**, A history of the Romans under the empire. Vol. 6. London, 600 S. 8.

* **Lehmann, Hr., Dr.**, Gymn.-Lehrer, Claudius und Nero und ihre Zeit. 1. Bd. Claudius und seine Zeit. Gotha, Perthes. VIII, 378 und 66 S. gr. 8.

Champagny, François de, Rome et Judée au temps de la chute de Néron. Paris. XII, 548 S. 8.

Hermann, Karl Friedrich, Culturgeschichte der Griechen und Römer. Aus dem Nachlaße des Verstorbenen herausgegeben von Dr. Karl Gustav Schmidt. II. Theil. (Die Culturgeschichte der Römer enthaltend). Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag 1858. 204 S. gr. 8.

Dieser zweite Theil von C. F. Hermann's Culturgeschichte verdient, als eine Uebersicht über das gesammte in historischen Fluß gebrachte Gebiet der römischen Philologie von einem tiefgelehrten Meister der Wissenschaft, alle Beachtung. In den Literaturnachweisen besonders giebt auch hier die Beherrschung des literarischen Materials oftmals zur Bewunde-

rung Anlaß. Ob aber das Buch gerade in diesem zweiten Theil, wo denn doch C. F. Hermann nicht so zu Hause war, wie in den „griechischen Alterthümern“, eine größere wissenschaftliche Bedeutung ansprechen kann, ist eine andere Frage. Einzelne Abschnitte wie der über die römische Vorgeschichte müßen geradezu als hinter dem heutigen Stand der Wissenschaft zurückbleibend bezeichnet werden. Aber auch Cicero z. B. wird seit Drumann's Werk, wenn nichts Schlimmeres doch ein schwankendes Rohr stets heißen müßen. Auch sonst begegnen wir hie und da auffallenden Ansichten und Aufstellungen, und sind eben auch die Charakteristiken C. F. Hermann's zwar öfter sehr fein und treffend wie die Lucian's, so hoffe ich doch, daß er nicht viel Beistimmung finden wird, wenn er von Tacitus sagt, seine Zeitgenossen hätten rhetorisch geschrieben, er rhetorisch g e d a c h t, mag auch etwas Wahres in diesem Ausspruch liegen, oder wenn er Tertullian, diesen zugleich tiefsinnigen und feurigen Geist, wenn er Arnobius neben Marcianus Capella, ohne auch nur mit einem Wort wenigstens den ungeheuren geistigen Abstand dieser Männer unter sich anzudeuten, an die Schilderung der geschraubten Dunkelheit und stilistischen Verwerflichkeit des Apulejus reiht. Ueberhaupt ist der letzte Abschnitt des Werks (die spätere Kaisergeschichte), der der interessanteste hätte sein können, keineswegs der glänzendste, wie denn auch nach der Vorrede C. F. H. in der Vorlesung selbst nur etwa bis auf Cicero's Zeit zu kommen pflegte. Sprechen wir es offen aus, zur Behandlung dieser vielleicht schwierigsten Partie der Geschichte war auch C. F. Hs. reicher Geist nicht tief genug. Wir schließen mit dem auch von anderer Seite ausgesprochenen Wunsch, es hätten wo möglich nachgeschriebene Hefte bei der Redaction beigezogen werden sollen. Doch auch so ist das Werk in der That, wenn auch lange nicht in dem Maaße als die mündlichen Vorträge es gewesen sein müssen, trotz seiner Mängel und Lücken geeignet, der Philologie ihre großartige Aufgabe wie in einem Spiegel zu zeigen und zu immer neuen Anstrengungen, sie zu lösen, aufzufordern. A. P.

Bessel, W., Ueber P y t h e a s v o n M a s s i l i e n und dessen Einfluß auf die Kenntniß der Alten vom Norden Europa's, insbesondere Deutschland's. Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht. XVI, 266 S. 8.

Die eindringenden Untersuchungen des Herrn Bessel verbreiten über Pytheas von Massilien, seine Bedeutung als gelehrten Reisenden, sein

Verhältniß zu den nachfolgenden Geographen, so wie über die Glaubwürdigkeit der durch ihn vermittelten Nachrichten von den nordischen Ländern und Völkern in manchen Punkten neues Licht, in andern aber sind die Ausführungen des Verfassers nur Vermuthungen, die an sich freilich oft sehr scharfsinnig sind, jedoch vor einer unbefangenen Prüfung nicht bestehen können — am wenigsten wol das, was Hr. Bessel über die deutsche Abstammungssage Neues beibringt. Denn daß die Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen nach der richtigen Auffassung den höchsten Adel, den niedern Adel und die Gemeinfreien bezeichnen, ist eine Hypothese, die so wenig für sich hat, daß es Wunder nimmt, wie ein sonst gründlicher und offenbar befähigter Forscher ihr Gewicht beilegen kann. K.

---

3. Allgemeine Geschichte des Mittelalters.

***Wietersheim, E. v., Dr.**, Geschichte der Völkerwanderung. 1. Bd. 1. Hlfte. Leipzig 1859, Weigel. VIII. 268 S. 8.

Bergmann, G. G., Prof., Les Scythes, les ancêtres des peuples germaniques et slaves; leur état so ial, moral, intellectuel et religieuse, esquisse ethno-généalogique et historique. Halle, Schmidt. XVI, 76 S. 8.

Schirren, Carol, De ratione quae inter Jordanem et Cassiodorum intercedat commentatio. Dorpati. 95 p. 8.

Simonis, C., Versuch einer Geschichte des Alarich, Königs der Westgothen. 1. Thl. Inauguraldissertation. Göttingen, Ruprecht. 47. S. 8.

Pitra, J. B., Specilegium Solesmense complectens sanctorum patrum scriptorumque ecclesiasticorum anecdota hactenus opera, selecta e graecis orientalibusque et latinis codicibus, publici juris facta. T. IV in quo monumenta tam africanae quam byzantinae ecclesiae proferuntur et illustrantur. Paris, Didot. XXIII, 608 S. 8.

Nourrisson, J. F., Les Pères de l'Eglise latine, leur vie, leurs écrits, leur temps. Paris, L. Hachette. XXXI, 866 p. 2 vol. gr. in 18.

Greenwood., Ph., Cathedra Petri, A Political History of the Great Latin Patriarchate. Books 3, 4 and 5, from the close of the fifth to the middle of the ninth century. London, 560 p. 8.

Hefele, K. J., Dr., Prof., Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Freiburg im B., Herder. 3. Bd. 8. VII, 732 S.

In dem vorliegenden Bande wird die Geschichte der Concilien von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis zum Tode Karls des Großen geführt; der monotheletische und der Bilderstreit nehmen hiervon den größten Raum ein, ferner die fränkischen Reformsynoden, die Streitigkeiten über den Adoptianismus und das Ausgehen des hl. Geistes, endlich die Versammlungen der spanischen und angelsächsischen Kirche. Der Standpunkt des Werkes ist ein streng-katholischer, doch wird man ihm Mäßigung und Billigkeit gegen Andersdenkende nicht absprechen können, wie auch sein Urtheil im Ganzen ein unbefangenes ist. So macht er gegen Baronius und Damberger (welch' letzterer freilich kaum Erwähnung verdient hätte) in Bezug auf die Verdammung des Papstes Honorius durch die 6. ökum. Synode die Rechte einer gesunden Kritik geltend (S. 271 ff.) und wiewohl er seine Glaubensgenossen mit Vorliebe citirt, so haben doch die Arbeiten eines Walch, Rettberg u. a. (unter denen wir jedoch Dorner vermissen) gebührende Berücksichtigung gefunden, und für die Geschichte des hl. Bonifacius z. B. sind aus den Dissertationen zweier Juden (Hahn und Oelsner) einige Aufschlüsse gewonnen worden. Seiner ganzen Anlage nach ist das Werk Hefele's nur ein Nachschlagebuch: es ist dazu bestimmt, den Theologen und Historikern, die, ohne gerade einen speciellen Punkt genauer zu untersuchen, sich nur im Allgemeinen eine nähere Kenntniß der synodalen Verhandlungen verschaffen wollen, das mühsame Nachschlagen in den großen Conciliensammlungen zu ersparen und ihnen zugleich einen klareren Ueberblick über den Verlauf der dogmatischen Streitigkeiten zu geben. Freilich kann dieser Ueberblick, wiewohl der Verf. den einzelnen Concilien oft ausführliche historische Erläuterungen beigiebt, eine zusammenhängende Kirchengeschichte keineswegs ersetzen, und seine Arbeit ist im wesentlichen doch nur als eine Materialiensammlung für eine solche anzusehen. Ueber manche historische Fragen hat der Verf. schätzbare Untersuchungen angestellt und ist zu selbstständigen Ergebnissen gekommen, wie u. a. über die Anfänge des Bilderstreites, den er wohl mit Recht durch Maßregeln äußerster Strenge schon im J. 726 beginnen läßt, über einige Punkte in der Geschichte des hl. Bonifacius u. dgl. m. Andere Partien dagegen, z. B. die bayerischen Synoden unter Thassilo, lassen eindringendere Forschung vermissen und der Verf. begnügt sich, die Meinungen und Vermuthungen seiner Vorgänger nur neben ein-

ander zu stellen. Hie und da haben sich in die geschichtlichen und geographischen Angaben auch Fehler eingeschlichen: so verwechselt Hefele (S. 2) **Mosa** und **Mosella**, indem er Mastricht an die Mosel versetzt, desgleichen (S. 578) Genua und Genf wegen der Gleichheit des Namens; er läßt Thassilo „in's Kloster St. Goar“ (S. 599) eintreten, während derselbe in dieser zu Prüm gehörigen Celle nur geschoren wurde, um sich dann nach Jumiège und später nach Lorsch zu begeben. Ganz ungenau sind die Bemerkungen über Karls avarischen Feldzug im J. 791 (S. 628), in Betreff einer Nachricht Sigeberts über eine Lateransynode vom J. 774 ist es dem Verf. entgangen, daß dieselbe längst in der Ausgabe Bethmann's (**Mon. Germ. T. IV**, 393) als ein späterer zu Aachen hinzugefügter Zusatz ausgemerzt ist. Für die Zeit Karls des Großen ist die Synode vergessen worden, die König Pippin von Italien nach Unterwerfung der Avaren im J. 796 berief; sie ist uns aus einem daselbst abgegebenen Gutachten des Patriarchen Paulinus von Aquileja (**Mansi XIII**, 921) bekannt. Hoffentlich werden die folgenden Bände dieses nützlichen Werkes von einem sorgfältigeren Studium der historischen Quellen zeugen. **D.**

Floß, Heinrich Joseph Dr., Prof. in Bonn. Die Papstwahl unter den Ottonen nebst ungedruckten Papst- und Kaiserurkunden des IX. und X. Jahrhunderts, darunter das Privilegium Leo's VIII. für Otto I. Aus einer Trierer Handschrift. Freiburg im Br. Herder. VI. 136 u. 174 S. 8.

Leonis P. VIII. privilegium de investituris Ottoni I. imperatori concessum necnon Ludovici Germanorum regis summorum pontificum archiepiscoporum Coloniensium alienorum saeculi IX., X., XI. epistolae. Ex codice Trevirensi nunc primum edidit et recensuit H. J. Floss SS. Theol. et Phil. Dr. SS. Theol. in univ. Frid. Guil. Rhen. Prof. P. E. Praemittitur de ecclesiae periculis imperatore Ottone I. disputatio. Friburgi Brisig. 1858. VI, 61 u. 174 Seiten in Octav.

Es ist eine bei uns ziemlich ungewöhnliche Erscheinung, daß gleichzeitig wesentlich dasselbe Buch unter deutschem und lateinischem Titel, einmal mit deutscher und das andermal mit lateinischer Einleitung erscheint, wie das bei den beiden hier genannten Werken der Fall ist. Die Hauptsache in beiden ist der Abdruck einer Trierer Handschrift von Briefen und Documenten, von denen eines dann zu einer längern deutschen, kürzeren lateinischen Besprechung Anlaß gegeben hat; die letzte ist wesentlich nur ein Auszug aus der ersten, so daß diese Ausgabe jedenfalls den Vorzug ver-

dient und es in der That nicht abzusehen ist, warum solchen Lesern, welche die lateinische Einleitung vorziehen möchten, weniger als denen des deutschen Buches gegeben wird. Die ganze Sammlung ist von nicht geringem Interesse und ihre Publication wird vielen willkommen sein, auch ist die Abschrift, so viel ich sehe, zuverläßig, der an einzelnen Stellen verdorbene Text auch meist ausgebessert, dagegen aber auch manchmal ohne Grund die alte Orthographie verändert. Aber von einem „finden“, „primum invenire“, oder wie es sonst heißt, der Sammlung oder der einzelnen Stücke hätte der Herausgeber nicht sprechen sollen, da es ihm nicht unbekannt war, daß ich lange vor ihm die Handschrift in Händen hatte und vollständig benützte. Er erwähnt, daß Wyttenbach sie im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde angeführt, er bemerkt, daß ich aus demselben ein Stück in Haupt's Zeitschrift publicirt, daß Lappenberg aus meiner Abschrift mehrere Briefe gedruckt; warum, darf ich wohl fragen, übergeht er denn die genauere Beschreibung der Handschrift, die ich im Archiv XI, S. 491 gegeben, in der alle einzelnen Stücke näher bezeichnet sind? Ueber das Dokument, das Hrn. Floß besonders beschäftigt, habe ich bemerkt: „Falsches Dekret Leo's VIII für Otto I, von dem gedruckten verschieden, sehr ausführlich“; und das Urtheil muß ich auch jetzt festhalten. Ich bin erstaunt, wie gerade der Herausgeber dasselbe hat für ächt erklären und vertheidigen können, da es sich entschieden als ein Machwerk darstellt, das in der Zeit des Investiturstreits von kaiserlicher Seite erdichtet worden ist, um den Ansprüchen der Curie entgegengestellt zu werden. Dabei kann, glaube ich, höchstens die Frage sein, ob bei Anfertigung desselben irgend etwas Authentisches zu Grunde liege, und ich längne nicht, daß dafür wohl manches zu sprechen scheint, daß ein Theil der auf eine römische Synode zurückgeführten Beschlüsse wohl der Lage der Dinge entspricht, wie sie damals war, und auch in der Form sich von den langen geschichtlichen und kirchenrechtlichen Deductionen unterscheidet, die sich sonst in diesem Actenstück finden und es nicht zum wenigsten verdächtigen. Aber gerade was sich auf das Recht bezieht, die Bischöfe überhaupt und insbesondere den römischen Bischof zu ernennen, und was ähnlich in einem anderen ebenfalls falschen Document (Pertz, Monumenta, Leg. II, p. 147) vorliegt, gehört nicht zu diesem Theil. Es will mir scheinen, als wenn aus jener falschen Urkunde, aus einer alten Papstgeschichte und echten Beschlüssen einer römischen Synode unter Zufügung von allerlei Deductionen

theils aus der Bibel, theils aus den Institutionen, das vorliegende Stück zusammengesetzt sei: doch bedarf das allerdings noch einer nähern Untersuchung und Darlegung, als ich jetzt vornehmen kann.

Uebrigens hat Hr. Floß in der deutschen Ausgabe eine fleißige und interessante Darstellung von dem Verhältniß zwischen Kaiser und Papst in der Ottonischen Zeit gegeben, die allerdings auf streng kirchlichem Standpunkt steht, die aber zugleich die Gebrechen der Kirche und die Verdienste der Kaiser um dieselbe wohl anerkennt und die ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte des 10. Jahrhunderts ist.

Die publicirten Briefe beziehen sich meist, wie der lateinische Titel es näher angiebt, auf die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts, vier auf die Zeit und die Verhältnisse Anno's von Köln. Daß diese ein Hr. Müller vorher in seiner Biographie Anno's angeblich aus einer Hildesheimer Handschrift herausgegeben, in Wahrheit aus diesem Abdruck genommen, hat Hr. Floß selbst in öffentlichen Blättern gerügt.

G. W.

Giesebrecht, Guil. De Gregorii VII. Registro emendando. Brunsvigae. 46 S. 8.

Der Verfasser theilt hier die höchst werthvollen Früchte seiner Collation des Cod. Vatican. vom Registrum Gregorii in mehr ausführlicher Weise mit, als dies in Jaffé's Regesten geschehen konnte. Eine Reihe von beinahe 400, besonders für Namen und Daten sehr wichtigen Lesearten der fast einzig in Betracht kommenden vatikanischen Handschrift wird von mehreren sehr zutreffenden Emendationen des allerdings auch in dieser alten Handschrift noch sehr mangelhaften Textes begleitet. Dabei ergeht sich der Verf. in der treffendsten Weise über die Beschaffenheit und Bedeutung der so ungemein wichtigen Geschichtsquelle, über den Grund ihrer bisherigen Entstellung und den Stand der Handschriften. Wir heben dabei hervor, daß Giesebrecht (S. 5 N. 4) sich auf das Allerbestimmteste für die Echtheit des viel genannten und oft bestrittenen Dictatus Papae erklärt; er ist außerdem im Stande, den gleichen Beisatz auch für andere Stellen des Registrums aus der Vaticana nachzuweisen. — Das Verlangen nach einer neuen kritischen Ausgabe dieser Quelle stellt sich als nur zu berechtigt heraus.

Th. K.

* **Gfrörer, A. Fr.**, Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Bd. I u. II, 1. Schaffhausen, Hurter. XII, 670; 320 S. 8.

v. Sybel, Aus der Geschichte der Kreuzzüge. Vier Vorles. und **Völderndorff, Dr. Otto Frhr. v.**, Ueber die Assisen des Königreichs Jerusalem. In den „Wissenschaftlichen Vorträgen gehalten zu München im Winter 1858.“ Braunschweig, Verlag von Vieweg u. Sohn. S. 1—95 u. 97 bis 139. 8.

Whithworth Porter, Major, History of the Knights of Malta; or the Hospitallers of St. John of Jerusalem. London. 2 vols. 8.

Gaude, Franciscus, Card., Bullarum, diplomatum et privilegiorum sanctorum romanorum Pontificum Taurinensis editio locupletior facta collectione novissima plurium brevium etc. T. III (Von Lucius III, 1181, bis Clemens V, 1268). Turin. 860 p. in gr. Fol.

Damberger, J., Exprofessor, Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter. Kritisch aus den Quellen bearbeitet mit Beihilfe einiger gelehrten Freunde. Zehenten Bandes 1. bis 3. Buch. Sechsten Zeitraumes 3. u. 4. Abschnitt. Regensburg, Pustet. 1857 u. 1858. IV u. 150 S. gr. 8.

Für eine eingehende Besprechung der letzten Lieferungen dieses Werks, welche die „Zwingherrschaft“ Friedrich's II von 1227 bis zum Laterancончil (1245) und von da bis zum Tode Innocenz IV (1254) behandeln, fehlt uns noch das zu erwartende Kritikheft, das wir hier um so weniger entbehren können, als wir vieler Orten Behauptungen finden, die des quellenmäßigen Beweises noch sehr bedürfen. Manche Seite des Buches erinnert an Höfler, vor allen die Auffassung „des fürchterlichen Hohenstaufen“ und seines „unerschütterlichen Gegners“ Innocenz IV, „eine gigantische Größe des Mittelalters“. „Ein wahrer Elephant im Heer der Geschichtslügen“, gegen welches Herr Damberger zu Felde zieht, ist ihm unter vielen andern auch die Geschichte des Ketzerrichters Konrad von Marburg, die lediglich durch den Bericht eines „ungeschickten Chronisten“ entstellt ist. (S. 162.) Uebrigens sind die Ausführungen des Hrn. Exprofessors sehr reich an rednerischem Schmuck, wie unter andern folgende Stilprobe zeigt: „Seifenblasen flogen auf und zerplatzten in Verona, in Lyon aber zuckte ein Blitz aus dem Zornwetter Gottes, welcher durch den gigantischen Bau der Hohenstaufen fuhr“ (S. 418). K.

Schreiber, Wilh., Die politischen und religiösen Doctrinen unter Ludwig dem Bayern. Landshut, Thomann. 82 S. 8.

Der Verfasser giebt uns in dieser Schrift — seiner Inaugural-Dissertation — fleißige Auszüge aus den bedeutendsten Publicisten jener Zeit, welche die Streitfrage über das Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthum behandelten: Dante, Marsil von Padua, Leopold von Bebenburg, Wilhelm von Occam. Selbständiges Raisonnement bietet nur die Einleitung und das Schlußcapitel: „über die Folgen dieser Literatur"; aber auch da finden wir weder neue Gedanken, noch klare, scharf abgegrenzte Anschauungen der Verhältnisse und dominirenden Principien. w.

Schwab, Joh. Bapt., Dr., Johann Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris. Eine Monographie. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. XVI, 808 S. 8.

Eine überaus fleißige und sorgsame Biographie, welche zugleich die Geschichte des großen Kirchenschisma und des Costnitzer Concils wesentlich erläutert und die Stellung Gerson's zu Beiden im Anschluß an seine Werke entwickelt. Die bisherige Auffassung, welche ihn als schwankend zwischen kühnem Liberalismus und pfäffischem Dogmatismus, als schwebend zwischen Mystik und Scholastik erscheinen ließ, wird durch diese treffliche Forschung schwinden müssen. Der Verf. zeigt sich ebenso als strengen Katholiken, wie als genauen Berichterstatter und will überall nur mit ehrlichen Waffen für die Kirchlichkeit seines Helden kämpfen. Sein Urtheil über Gerson ist durch die Ausscheidung des revolutionären und spitzfindigen Tractates de modis uniendi et reformandi ecclesiam als nicht von Gerson herrührend bedingt. Fast mehr als durch die inneren Gründe, welche Sch. beibringt, überzeugt man sich von der Richtigkeit seiner Annahme, wenn man unter den Massen von alten Handschriften Gerson'scher Werke, welche die Münchener Hofbibliothek aufbewahrt, die in Rede stehende Abhandlung vergebens sucht und wenn man sie auch in dem Verzeichnisse seiner Schriften, welche ein Bruder Gerson's entwarf und welches gleichfalls in zwei Münchener Codices vorliegt, nicht findet. Damit fällt zugleich die Annahme, daß die Schrift de difficultate reformationis d'Ailly zugehöre. De necessitate reformationis mag immerhin auf Dietrich von Niem zurückzuführen sein, wie schon von der Hardt annahm. Daß indeß auch de difficultate demselben und daß de modis etc. dem Benedictinerabt Andreas von Randuf zu vindiciren sei, scheint doch nicht genügend bewiesen. Hätte

die Einsicht in die erwähnten Münchener Handschriften dem Verfasser bei seiner kritischen Sichtung nicht Dienste leisten können? —i—

* **Zhishman, J.**, Die Unionsverhandlungen zwischen der orientalischen und der römischen Kirche seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts bis zum Concil von Ferrara. Wien, Gerold u. Sohn. VI, 257 S. in 8.

* **Erdmannsdörfer, Bernh., Dr.**, De commercio quod inter Venetos et Germaniae civitates aevo medio intercessit. Dissertatio historica. Leipzig (Jena, Döbereier). 8. 51 S.

Schindler, H. Bruno, Dr., Sanitätsrath, Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte Breslau Korn. XXIV, 539.

Handelt von der Weltanschauung des Mittelalters (Welt, Engel, Teufel, Mensch, Geister, Gespenster), von dem Verhältniß des Christenthums zur Körperwelt, von den magischen Wissenschaften, von der Zauberei mit Hülfe Gottes und der himmlischen Heerschaaren, von der Naturmagie, der Divination und dem magischen Wirken mit Hülfe böser Geister.

---

4. Allgemeine Geschichte der neueren und neuesten Zeit.

Peschel, Oscar, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart u. Augsburg. 681 S. 8.

Mit einem großen Aufwand seltener geographischer, naturwissenschaftlicher und historischer Gelehrsamkeit hat der Verf. die Geschichte der Entdeckungsfahrten, welche zwischen 1419 und 1520 liegen, zusammen gestellt. Es sind nicht nur für den Hauptgegenstand die oft sehr entlegenen und versteckten Originalquellen der spanischen und portugiesischen Literatur mit unermüdlichem Fleiß durchforscht, sondern auch für untergeordnete Partien umfassende Studien gemacht, da z. B. wo es sich um eine kurze Vorgeschichte der ostindischen Reiche und Inseln handelt, die Untersuchungen der Franzosen, Engländer und Deutschen über indische Geschichte, Sprache und Literatur sorgfältig zu Rathe gezogen. Leider kommen diese gewiß höchst verdienstlichen und resultatreichen Studien weit mehr der Geographie und den Naturwissenschaften zu Gute, als der Geschichte. Denn das Buch trägt nicht nur den Titel: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ mit Unrecht, sondern es bricht auch die Geschichte der Entdeckungsfahrten da ab,

wo ſie mit Cortes Zuge gegen Mexico unmittelbar zu großen politiſchen Reſultaten führen. Und wo innerhalb der vom Verf. behandelten Periode Anlaß zu hiſtoriſchen Erörterungen gegeben war, finden die wichtigſten politiſchen Verhältniſſe kaum ſo viel Beachtung, als irgend eine wenn auch reſultatloſe Fahrt irgend eines ſpaniſchen Capitäns. Wenn im 6ten Cap. des 1. Buches eine in nichts über das Bekannteſte hinausgehende Schilderung des Zuſtandes Caſtiliens unter den katholiſchen Königen gegeben wird, ſo wäre eine Darſtellung der noch ſehr wenig aufgeklärten ſpaniſchen Handelsverhältniſſe damaliger Zeit unſtreitig viel verdienſtlicher geweſen, die doch auch mit der eigentlichen Aufgabe des Buches in einem viel innigerem Zuſammenhange ſtehen würde. Ebenſo läßt die kurze Berührung der erſten ſpaniſchen Colonialpolitik im 8ten Cap. des 3. Buches bedauern, daß ein ſo genauer Kenner der betreffenden Literatur die Gelegenheit nicht benützt hat, um uns über dieſen intereſſanten Gegenſtand ausführlich zu belehren. Ob ſich endlich die Darſtellung überhaupt vielfach nicht zu ſehr in kleines Detail verliert, mag denen überlaſſen bleiben zu entſcheiden, welche aus dieſem ſehr gelehrten Werk die meiſte Bereicherung für ihre Wiſſenſchaft ziehen werden, den Geographen. H. B.

Roßmann, Wilh., Privatdocent der Geſchichte an der Univerſität Jena, **Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation.** Mit archivaliſchen Beilagen. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. XV, 432 S. 8.

Der Verf. läßt das Reformationszeitalter nicht erſt mit Luther's Auftreten, ſondern ſchon mit jenen Geiſterbewegungen beginnen, die daſſelbe ſeit mehr als hundert Jahren vorbereiteten. Und wenngleich er Luther's Wirken nicht unterſchätzt, findet er die Sicherung des evangeliſchen Princips, ſomit den Abſchluß ſeiner Darſtellung doch ſchon etwa im Jahre 1519. Nachdem er die mittelalterliche und ſeine eigene moderne Anſchauung von der Kirche in ſcharfem Contraſte gegenübergeſtellt, nachdem er die Oppoſitionen des 16. Jahrhunderts und ihre hemmenden Momente dargelegt, folgen die Hauptabſchnitte: Evangelismus und Myſticismus (die Brüder vom gemeinſamen Leben und die Myſtiker), Evangelismus und Liberalismus (Johann Huß und das Concil von Conſtanz), Evangelismus und Radicalismus (Luther und die Wiedertäufer). Die urkundlichen Beilagen erläutern faſt ausſchließlich die Oppoſitionsbeſtrebungen der geiſtlichen Kurfürſten gegen das Papſtthum und Kaiſer Friedrich. — Ueberall hat der Verf. mit friſchem Eifer die politi-

schen und religiösen Motive bis zu ihrem ersten Aufdämmern verfolgt, überall ist der Stoff mit Lebhaftigkeit und Wärme durchdrungen. Manches ist neu; Anderes wird durch geistvolle Gruppirung in ein überraschend neues Licht gerückt. Allein gegen die allgemeine Methode des Buches muß entschieden Protest eingelegt werden. Eine Analysis, wie Roßmann sie übt und ausführlich auch in der Theorie vertheidigt, zersetzt die geschichtlichen Thatsachen und Gestaltungen auf willkürliche Weise, um subjective Ideen daraus zu entbinden. Sie muß die historische Kunst vernichten, deren Grundlage immer der epische Reiz bleiben wird. Sie muß zur Auflösung der geschichtlichen Wissenschaft führen, da bei solcher tendenziösen Betrachtung jedes eindringende Studium des Geschehenen fast unnütz und werthlos wird, wie denn auch in dem vorliegenden Buche eine bedenkliche Unsicherheit in manchen Partien, die der Kenntniß des Verf. ferner lagen, und doch um der Ideen willen herangezogen werden mußten, bemerkbar ist. -i-

Schmidt, C., Dr. Prof., Peter Martyr Vermigli. Leben und ausgewählte Schriften. Nach handschriftlichen und gleichzeitlichen Quellen. Elberfeld, Friedrichs. VIII, 296 S. 8.

In dieser verdienstlichen Darstellung des Lebens und der Lehre Peter Martyr's werden neben den dogmatischen Fragen auch die äußeren Begebenheiten, die Theilnahme des Mannes an den Reformbestrebungen in Deutschland wie in England, in der Schweiz wie in Frankreich eingehend und sorgfältig behandelt. Die handschriftlichen Quellen beleuchten vornehmlich die Thätigkeit Vermigli's in Straßburg. Der Darstellung der ersten evangelischen Bewegung in Italien, der Wirksamkeit des Reformators in England, seiner Theilnahme an den in Frankreich vom Hofe angeregten Einigungsversuchen (wobei das Gespräch mit Katharina von Medici besonders merkwürdig ist), liegen weniger ungedruckte als zum Theil seltene gleichzeitige Quellen zu Grunde. K.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Regiae Monacensis. T. VII. Codices Gallicos, Hispanicos, Italicos, Anglicos, Suevicos, Danicos, Slavicos, Isthnicos, Hungaricos complectens. Monachi, Libraria Regia Palmiana; Parisiis apud A. Franck. X, 420. 8.

Wir machen auf den vorliegenden Band des Münchener Handschrifen-Catalogs deshalb unter der Literatur zur neueren Geschichte aufmerksam, weil von den zahlreichen und wichtigen handschriftlichen Schätzen, worüber hier

zum erstenmal berichtet wird, manche und gerade die bedeutendsten der Geschichte der letzten Jahrhunderte angehören. Besonders reiche, bisher zum Theil unbekannte Quellen beziehen sich auf das Zeitalter Ludwigs XIV, doch sind die verschiedensten Länder auch in anderen Zeiten vertreten. Die größte Ausbeute gewähren wohl die italienischen Manuscripte und zwar die venetianischen Gesandtschaftsberichte, die viele Bände füllen; wir heben nur einiges Wichtige hervor, wenn wir auf die bisher größtentheils unbekannten Relationen unter Nr. 790—96, 798 u. 799, welch' letztere auf England Bezug haben, verweisen, oder auf Nr. 828 bis 832 aufmerksam machen, wo sich in 5 Bänden Gesandtschaftsberichte aus den verschiedensten Ländern (16. u. 17. Jahrh.) finden. Aus den Jahren 1684 bis 1698 liegen in 15 Bänden avvisi secreti di Constantinopoli vor(Nr. 857—861), welche eine sehr wichtige, bisher unbenützte Quelle für die Geschichte der Türkei bilden. Andere 15 Bände (Nr. 570—584) meist unbekannter Documente sind ein werthvolles Quellenwerk für die Geschichte des Elsaßes im 17. und 18. Jahrhundert. — Die außerordentliche Sorgfalt und Sachkenntniß des Bearbeiters (Hrn. Prof. Thomas) erhöht den Werth des vorliegenden Catalogs nicht wenig; man findet überall angegeben, was von den Handschriften bereits veröffentlicht ist, und häufig auch, ob sich anderer Orten Gleiches oder Aehnliches findet. Uebersichtliche Anordnung und ein doppelter Index erleichtern außerdem den Gebrauch. K.

Samwer, Charles, Recueil, nouveau, général, de traités, conventions et autres transactions remarquables, servant à la connaissance des relations etrangères des puissances et états dans leur rapports mutuels. Redigé sur copies, collections et publications authentiques. Continuation du grand recueil de G. Fr. de Martens. P. XVI. Partie I. A. s. le t.: Recueil général de traités et autres actes relatifs aux rapports de droit international. T. III, Partie I. Göttingen, Dietrich. 8. 588 S.

Weber, Dr. Karl v., Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchiv zu Dresden. In 2 Bänden. Leipzig, B. Tauchnitz. X u. 474, 477 S.

Wer in diesen urkundlichen Mittheilungen neue Aufschlüsse über hervorragende Persönlichkeiten oder bedeutende Ereignisse der neueren Zeit suchen wollte, würde sich getäuscht sehen. Es sind archivalische Schätze untergeordneter Art, die hier an's Licht gefördert sind, weniger Beiträge zur

politischen Geschichte, als zur Kenntniß der Sitten und der inneren Zustände Deutschlands in den vergangenen Jahrhunderten. Das Leben der Höfe und der höheren Stände, Sitten, Gewohnheiten, Rechtszustände, Moral und Glauben des Volks werden in interessanten, meist abschreckenden Zügen vorgeführt; Anecdoten und Curiositäten aller Art wechseln mit Erzählungen aus dem Leben von Abenteurern, vornehmen Taugenitchsen und düsteren Criminalgeschichten. Doch fehlt es nicht ganz an Mittheilungen auch über historisch wichtige und bekannte Persönlichkeiten, und wenn auch, was hier geboten wird, keine neuen Enthüllungen sind, so ist es doch von allgemeinem geschichtlichen Interesse. So die Nachrichten über Don Carlos, die gleichzeitigen Correspondenzen, namentlich des Churfürsten August mit anderen Fürsten entnommen sind, und die Aufzeichnungen eines Hrn. Littleton über eine lange Unterredung mit Napoleon auf dem englischen Linienschiff Northumberland am 7. Aug 1815. K.

Sybel, Heinrich v., Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Düsseldorf, J. Buddeus. III. Bd. 1. Abthl. Behandelt die Ereignisse seit dem Ende des Jahres 1793 bis zu Anfang 1795. 342 S. 8.

Gaume, pronotaire apostolique, La Révolution, recherches historiques sur l'origine et la propagation du mal en Europe, depuis la renaissence jusqu' à nos jours. 10. livr. La Renaissançe. Paris. In 8. 344 p.

Mohl, Rob. v., Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt. 3. Bd. Erlangen, Enke. XV, 851 S. 8.

Wir verweisen auf dies ausgezeichnete Werk besonders wegen der Abhandlungen über französisches Staatsrecht, über die allgemeine Literatur der Politik, über die Machiavelli-Literatur und über Jeremias Bentham und seine Bedeutung für die Staatswissenschaft.

Bernhardi, Theodor v., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kais. russ. Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Vierter Band. Leipzig, O. Wigand. 870 S. 8.

Wir stellen dieses Buch zu der allgemeinen, nicht zu der russischen Geschichte, weil in diesem Bande noch mehr als in den früheren die Persönlichkeit des Grafen Toll zurücktritt, um einer umfassenden und eingehenden Darstellung des großen europäischen Krieges Platz zu machen. Der

starke Band behandelt die diplomatischen und militärischen Kämpfe vom November 1813 bis zur Einnahme von Paris. Das Hauptthema desselben ist die Darlegung der innern Gegensätze, welche das Hauptquartier der verbündeten Armeen erfüllten und den hartnäckigen Widerstand Napoleon's erst möglich machten. Die genaue, reichhaltige und lebhafte Erörterung führte durchgängig zu dem Ergebniß, daß Alexander, Stein und Gneisenau die treibenden, Metternich und Schwarzenberg die hemmenden Factoren waren, daß die neueren Versuche von Schels und Thielen, den Ruhm der östreichischen Heeresleitung zu decken, ihren Zweck verfehlen, daß insbesondere Schwarzenberg nicht allein durch Metternich's diplomatische Erwägungen, sondern daneben auch durch militärische Kleinmüthigkeit von rascher und entschlossener Kriegführung abgehalten wurde. Von neuen und instructiven Einzelnheiten notiren wir die Angaben S. 228 und 824 über den Plan zur Befreiung des Papstes, S. 272 die Erörterung über Blücher's Einleitungen zur Schlacht von Brienne, S. 315 Toll's Nachrichten über die Trennung der beiden Heere, sowie S. 485 über die Kämpfe Alexander's mit der Friedenspartei in Troyes, S. 589 ff. die Darstellung der Einnahme von Soissons, S. 610 handschriftliche Aufzeichnungen des General Löwenstern über die Schlacht von Craonne, S. 650 Toll's Bericht über die militärischen Conferenzen vom 12. März, S. 672 die Stimmungen des russischen Hauptquartiers einige Tage später, S. 697 die Darlegung der entscheidenden Momente in der Schlacht bei Arcis, S. 721 bis 742 der Beweis, daß nicht Schwarzenberg der Urheber des entscheidenden Marsches auf Paris war, S. 827 Knesebeck's Denkschrift über den Zweck des Kriegs. Unter der Menge wichtiger Publicationen, welche neuerdings die Geschichte des ersten Empire aufgeklärt haben, nimmt dieses Buch ohne Zweifel eine der hervorragendsten Stellen ein. S.

Gervinus, G. G., Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 3. Bd. Leipzig, Engelmann. 512 S. 8.

Man darf wohl sagen, daß der Gegenstand, mit welchem sich der größte Theil dieses Bandes beschäftigt, der Unabhängigkeitskampf der spanischen Colonien in Amerika, zum ersten Male von der Geschichtschreibung berührt wird. Amerikaner und Spanier haben zwar Ereignissen, durch die ihre Schicksale so gewaltig bestimmt worden sind, eine ausgedehnte Aufmerksamkeit gewidmet; auch die englische Literatur besitzt eine Menge

darauf bezüglicher Berichte, Memoiren und räsonnirender Schriften. Aber von dem einzigen Torrente abgesehen, welcher 1829 eine dreibändige historia de la revolucion hispano-americana herausgegeben hat, beschränken sich alle Darstellungen entweder auf größere oder kleinere Perioden des Kampfes, oder, wenn sie den ganzen Verlauf desselben umfassen, verfolgen sie ihn doch nur auf dem Boden eines einzelnen Landes. Die Verfasser derartiger Werke zerfallen der Hauptmasse nach in solche, die aus eigenen Erlebnissen nach der zufälligen Verschlingung derselben fragmentarischen Bericht abstatten, und in solche, welche zur Verherrlichung oder Vertheidigung ihres Vaterlandes oder ihrer Partei die Feder in die Hand genommen haben, in welch' letztere Categorie namentlich auch Torrente gehört. Kaum irgendwo taucht die Spur eines wissenschaftlichen Interesses auf. Wer möchte auch mit einem solchen Interesse Bewegungen verfolgen, welche in der Grenze der einzelnen Gebiete betrachtet, nur das Bild wirr durch einander fahrender, scheinbar zusammenhangloser Stöße darbieten, welche, selbst über den Raum des ganzen spanischen Amerika verfolgt, ein unerquickliches Chaos von Erschütterungen bilden, deren Resultat bis heute nur eine Verschlimmerung der schlimmen Zustände unter der spanischen Herrschaft zu sein scheint? Der Verf. hat diesem unendlich spröden Stoffe, indem er ihn mit den europäischen Kämpfen und besonders mit den wechselnden Schicksalen der spanischen Heimath in die innigste Beziehung setzte, ein neues Leben einzuhauchen und durch die Nachweisung dieses großen historischen Zusammenhanges an sich sterilen Vorgängen ein allgemeines Interesse zu verleihen gewußt. Dazu kömmt noch ein anderes Moment. Wir sehen da einmal politische Tendenzen, monarchische und republikanische, föderalistische und unitarische Gegensätze, welche wir nur in europäischen Verhältnissen thätig zu finden gewohnt sind, auf unendlich verschiedenem Boden, unter Menschen von total abweichendem Temperament und einer aus den rohsten Zuständen kaum sich losringenden Cultur operiren. Wir lernen sodann die Wirksamkeit Amerika eigenthümlicher Factoren in mannichfaltigster Abstufung kennen; hier seufzt die Gesellschaft unter dem Druck der buntesten Racenmischung, dort ringt rein gehaltenes spanisches Blut mit der Zertheilung über unermeßliche Räume und mit der unter solchen Verhältnissen gefährlichen Feindschaft der Indianer; hier erstickt die übergewaltige Ueppigkeit der Tropennatur die ethische und intellectuelle Entwicklung, dort steigert der ununterbrochene Kampf mit den Fährlichkeiten

der Pampas und Llanos das Selbſtvertrauen und die Selbſtgenügſamkeit zu einer Härte, die ſich unter kein gemeinſames Geſetz beugen mag: alle dieſe verſchiedenartigſten Zuſtände, Verhältniſſe und Anlagen offenbaren ihre Bedeutung in der Art, wie die gleiche Revolution von ihnen modificirt wird. Die Geſchichte hat nie ſo ungeheure Räume von derſelben Bewegung gleichzeitig ergriffen geſehen.

Von der Schwierigkeit, aus dem vorhandenen Material eine ſolche Darſtellung zu ſchaffen, kann ſich nur derjenige eine Vorſtellung machen, welcher die Quellen z. Th. aus eigener Anſchauung kennt. Für einzelne Partien bieten allerdings Werke, wie die von Montenegro und Baralt über Venezuela und Neugranada, von Mora über Mexico, von Gay über Chile eine werthvolle Vorarbeit; ſehr oft aber muß nicht nur der große Zuſammenhang, ſondern auch der einzelne Thatbeſtand aus einer Menge zerſtreuter Notizen und in werthloſem Wuſt verſteckter Aktenſtücke feſtgeſtellt werden; hie und da hat es Schwierigkeiten, ſelbſt die rohſte chronologiſche Ordnung zu gewinnen, wogegen wieder für andere Abſchnitte umfaſſende Sammlungen, wie die der vida publica Bolivar's das trefflichſte Material gewähren.

Der Ausbruch der ſpaniſchen Revolution von 1820 gewinnt durch Zuſammenhang mit den amerikaniſchen Bewegungen ein ganz neues Licht, während der weitere Verlauf derſelben aus wenig oder gar nicht bekannten ſpaniſchen Quellen werthvolle Aufklärungen erfährt. Die portugieſiſch-braſilianiſche Geſchichte der Jahre 1808 — 1820 war bisher eine terra incognita, und doch iſt ſie, abgeſehen von der Belehrung, welche ſich gerade aus ſolchen eigenthümlich fremdartigen Zuſtänden ziehen läßt, deswegen von Intereſſe, weil ſie in dieſen Jahren ſelbſt die engliſche Politik vielfältig charakteriſirt, und weiterhin den Kampfplatz für den ſchärfſten Zuſammenſtoß der Rivalität zwiſchen Frankreich und England vorbereitet. — Den Schluß des Bandes bildet die Erzählung der neapolitaniſchen Revolution bis zum Oct. 1820, und ein Blick auf den mit dieſen Umwälzungen gleichzeitigen Fortſchritt der royaliſtiſchen Reaction in Frankreich. H. B.

Alison, Sir Arch., History of Europe from the fall of Napoleon in 1815 to the accession of Louis Napoleon in 1852. London. Vol. VII. 750 S. 8.

---

5. Deutsche Geschichte.

Pfaff, Adam, Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 24. Lfg. Braunschweig, Westermann. 4. Bd. S. 161–240. 8.

Venedey, Jakob, Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 3. Bd. Versuch einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Berlin, Besser. VIII, 535 S. 8.

Krebs, Jos., Dr., Deutsche Geschichte. 3. Thl.: Von Konrad II bis auf Rudolf I von Habsburg. Münster, Theissing. VIII, 532 S. 8.

Mayer, Karl Aug., Prof., Deutsche Geschichte für das deutsche Volk. In 2 Bdn. Leipzig, G. Mayer. 2. Bd. in 2 Hälften. XIV, 756 S. 8.

Die beiden zuerst genannten älteren Werke, von denen anerkanntermaßen das des Herrn Pfaff den Vorzug verdient, bedürfen einer kurzen Charakteristik nicht mehr, da sie nach Inhalt und Form im Wesentlichen als bekannt vorausgesetzt werden können; eine eingehendere Betrachtung aber, wie sie hier wohl am Platze wäre, wird ihnen und verwandten Arbeiten über deutsche Geschichte besser in einer Abhandlung zu Theil werden, welche von anderer Seite in Aussicht gestellt worden ist.

Weniger bekannt und einem anderen Kreise angehörig ist das Buch des Herrn Krebs; es will gelehrt und kritisch verfahren, um verjährte Irrthümer zu beseitigen und verkannte Wahrheiten zur Geltung zu bringen. Dabei theilt der Verfasser freilich ganz das Schicksal mancher seiner Gesinnungsgenossen, die sich zu Reformatoren der Geschichtswissenschaft aufwerfen, ohne nur das zu kennen oder zu verstehen, was Bessere lange vor ihnen geleistet haben. In wie weit die neue Abtheilung des Werkes, die uns noch nicht zugegangen ist, auf dem angedeuteten Wege fortschreitet, soll später bemerkt werden.

Wieder anders verhält es sich mit der neuesten deutschen Geschichte von Mayer, wovon uns blos der letzte so eben erschienene Theil noch nicht vorliegt. Herr Mayer schreibt weder als Gelehrter noch als Kritiker, sondern als ein populärer Schriftsteller im besten Sinn, der den Ton, in welchem die vaterländische Geschichte dem größeren Publikum erzählt sein will, am glücklichsten getroffen haben dürfte. Der sichere Takt, mit dem alles Unwichtige ausgeschieden, das Wesentliche aber

in übersichtlicher Gruppirung auf engem Raum zusammengefaßt und in edler, oft schwungvoller Sprache dargestellt ist, sowie der gesunde patriotische Sinn und die warme Begeisterung für jede sittliche und politische Größe unserer Geschichte machen dies Werk wie wenig andere geeignet, in weiteren Kreisen belehrend und erhebend zu wirken. Neben den politischen Ereignissen ist die Literatur nicht unberücksichtigt geblieben, und in der Geschichte des 18. und 19. Jahrh., der die größere Hälfte des Werkes gewidmet ist, gehört die Darstellung der Blüthe unserer Literatur in ähnlicher Weise zu dem Beßern, was die populäre Geschichtschreibung geliefert hat, wie die gelungene Erzählung der Geschichte Friedrich des Großen. K.

Scherr, Joh., Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Zweite durchgehends umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 8. VIII. 576 S.

Der Verfasser behandelt in einem mäßigen Oktavband die gesammte Kultur- und Sittengeschichte Deutschlands incl. einer Uebersicht der politischen Geschichte. Er ist aber in keiner Weise seines Stoffes recht Herr geworden. Es fehlt eine feste und klare Gliederung desselben nach den Gegenständen und nach der historischen Entwicklung ebensosehr wie eine sorgfältige Durchbildung des Details. Den Erfolg, welchen der Verfasser trotzdem gehabt hat, verdankt er allenfalls seinem Erzählertalent, seiner patriotischen Wärme, besonders aber seiner keck naturalistischen Opposition gegen den frommen Glauben an die tugendhafte, gute alte Zeit. Er hat sich hiedurch um die Verbreitung einer lebensfrischen Ansicht von unserer Kulturgeschichte immerhin ein Verdienst erworben, nur hat er aus Oppositionslust die Schattenseiten in dem Leben unserer Altvordern, vor allem so weit sie die geschlechtlichen Verhältnisse betreffen, nicht allein im Vergleich zu dem Umfang des Buches zu eingehend behandelt, sondern überhaupt zu schwarz gemalt. B. K.

Hopf, Karl, Dr., Historisch-genealogischer Atlas. Abth. I.: Deutschland. Bd. I. Gotha, F. A. Perthes. Fol. XVI, 449 S.

Ueber den vorliegenden Band dieses weitaussehenden Unternehmens sind uns von competenten Richtern, welche einzelne genealogische Gebiete eingehender geprüft haben, sehr dankenswerthe Mittheilungen zugegangen, die wir leider aus Mangel an Raum hier nur auszugsweise wiedergeben können. Das Urtheil, welches wir dadurch gewinnen, lautet aber ziemlich

ungünstig und entspricht nicht recht der Prätension, womit das Werk auftritt. Denn was zunächst die Anlage desselben betrifft, so wird beklagt, daß dem Verf. „ein wissenschaftlich ordnender Blick an der Hand staatsrechtlich-diplomatischer Kenntnisse“ abgehe; statt einen der Wissenschaft genügenden Plan zu verfolgen, hat der Verf. sein Werk nach den jetzigen Territorien „prokrustesartig zusammengeschnitten“, unbekümmert darum, daß z. B. bei den Geschlechtern nicht der Ort, wohin sie durch die Traktate dieses Jahrhunderts geworfen sind, sondern die Heimath entscheiden sollte, oder daß in einer antiquarischen Wissenschaft, wie die Genealogie ist, z. B. Bischöfe wie die Straßburger und Lande wie Lothringen nicht von Deutschland abzureißen sind, ebenso wenig Schweizer Abteien wie St. Gallen und Einsiedeln. Aber auch zugegeben, daß die jetzige politische Eintheilung für die Anordnung des Werkes maßgebend sein durfte, so fällt unangenehm auf, daß sich der Verf. so häufig Unkenntniß dieser Eintheilung zu Schulden kommen läßt, wie sich Beispiele davon S. 417 u. 438 finden.

Auffallend ist auch u. a., daß Hr. Hopf zwischen „Kaiser und König“ den sehr wichtigen Unterschied nicht macht, was bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft nur bei einem Volksbuch angeht. — „Bei der Auswahl der Abteien, deren Aebtereihen gegeben werden, ist nirgends ein Princip angemerkt, von dem ausgegangen wurde.“ „Fast sollte man glauben, daß der Verf. nur giebt, was er leichter bekommen konnte; sonst wäre, um von vielen Beispielen nur eines zu geben, das bedeutende Kloster Herrenalb nicht ausgelassen, da doch das viel unbedeutendere Frauenalb aufgenommen ist.“

Noch mehr aber ist zu bedauern, daß Hr. Hopf die Frauen und Töchter der weltlichen Geschlechter von seinen Tabellen ausgeschlossen hat, da doch die geschichtliche Bedeutung einer Dynastie erst durch den Ueberblick ihrer gesammten verwandtschaftlichen Verbindungen zu Tage tritt und sich z. B. nicht Weniges in der Geschichte durch die Kenntniß der Abkunft einer Gemahlin erklärt. „Indem der Verfasser aber für gut befunden hat, ein solches exclusives System zu befolgen, erspart er uns, wenn wir genealogische Aufklärung suchen, nicht einmal die Mühe, wieder zu den zerstreuten Hilfsmitteln zurückzugreifen, die durch sein Werk entbehrlich gemacht werden sollten.“

Was endlich die Selbständigkeit und Zuverläßigkeit des Werkes anbetrifft, so schreibt uns Hr. Prof. Wegele, welcher den auf Thüringen und

Oſtfranken bezüglichen Theil des Hopf'ſchen Werkes genauer geprüft hat, er könne nicht umhin zu bekennen, daß ihm in jener Beziehung mehrfache Bedenken aufgeſtiegen seien. „Der Hr. Verf. versichert zwar, sich auf die bloße Reproduction der vorhandenen genealogiſchen Unterſuchungen nicht beſchränkt, ſondern sich überall ſelbſtändig und kritiſch verhalten zu haben. Dieſe Verſicherung nun habe ich, ſo weit meine Reviſion ſich erſtreckte, keineswegs überall beſtätigt gefunden. Es ſind hier durchſchnittlich nur die vorhandenen Geſchlechtstafeln und überhaupt die Reſultate der gegebenen einſchlägigen Forſchungen benutzt. Damit iſt in den mittelalterlichen Theilen, welche das eigentliche Kriterium der Zuverläßigkeit bilden, mancher Irrthum mituntergelaufen, der mit Benützung aller Hilfsmittel der Gegenwart hätte vermieden werden können, oder es kommen Ungenauigkeiten vor, die ſich zwar leicht aus der laſtenden Wucht der Aufgabe, welche der Verf. übernommen, erklären, aber hiermit nicht zu entſchuldigen ſind, da Hr. Hopf hätte ernſter die Frage erwägen ſollen, ob ein Werk, wie das vorliegende zu werden beanſprucht, überhaupt die Arbeit eines Einzelnen ſein könne.“ Um für Thüringen und Oſtfranken einige wenige Beiſpiele von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, auf die Hr. Wegele aufmerkſam macht, zu nennen, ſo führt Nr. 248, Landgrafen von Thüringen, der Sohn des Landgrafen Hermann I., Konrad, der als Deutſchordensmeiſter 1240 ſtarb, den Zuſatz von Landsberg, was als völlig unrichtig zurückgewieſen werden muß; — Nr. 249, Markgrafen von Meißen, iſt Ekbert II. von Braunſchweig aufgeführt mit dem Zuſatze „Gegenkaiſer 1088; — Ekbert iſt aber nie zum Gegenkönig oder Gegenkaiſer (Heinrich IV.) gewählt worden, und es hatte bei dem Wünſchen ſein Bewenden. Nr. 263 (d) Markgrafen von Meißen, iſt Dietrich der Bedrängte, der Vater Heinrich des Erlauchten, ungenau als Markgraf ſeit dem Jahre 1295 aufgeführt. Ebendaſelbſt wird die dritte Gemahlin des Landgrafen des Entarteten (Eliſabeth) eine „Gräfin von Caſtell“ genannt, während ſie filia Comitis de Arnsowe war (Annal. Reinhard. p. 279). — In der Reihenfolge der Biſchöfe von Würzburg (Nr. 88) vindicirt Hr. Hopf ſieben Biſchöfen, die in die Zeit 800—1100 fallen, die Abkunft aus dem Hauſe der Grafen von Rothenburg, während doch dieſe Abkunft in den wenigſten Fällen hiſtoriſch begründet iſt. Bei der Angabe des Biſchofs „Adalbert von Schärding“ (1045—1055) ſind Namen und Zahlen unrichtig, denn der Biſchof hieß Adalbero und regierte von 1055—1088. Nr. 105 hätte das

Stift St. Burkhard in Würzburg mit Aebten (wenigstens bis zum Jahre 1464) statt mit Pröbsten aufgeführt werden sollen.

Günstiger in Beziehung auf die benützten Hilfsmittel ist das Urtheil über die genealogischen Tafeln von Schwaben, „wo manche Zeichen ersichtlich sind, daß durch brieflich eingezogene Nachrichten z. B. Aebtereihen weiter herab, als die gedruckten Quellen reichen, ergänzt wurden und überhaupt für manche Geschlechter z. B. das Thurn- und Taxische, die Grafen von Rechberg ꝛc., neues Material herbeigebracht ward.“ Doch liegt uns auch hier eine ansehnliche Liste von Berichtigungen vor, aus der wir nur das wenigste aufführen können. N. 130, Eberhard II († 1325) hatte keinen Sohn Heinrich; auch Heinrich, † 1370, ist apokryph. N. 140, Urach kam gegen Ende des 13. Jahrhunderts an Wirtemberg, Freiburg 1368 an Oestreich. N. 148, Wirtemberg erhielt Hirschau nicht erst 1648, sondern durch die Reformation. N. 158, St Peter kam an Baden, nicht an Wirtemberg; desgleichen N. 278, das Kl. Frauenalb. N. 127, Tübingen kam an Wirtemberg nicht 1634, sondern schon 1342. N. 111, Teck kam nicht erst 1439 an Wirtemberg, s Stälin 3, 695. N. 42, Grafen heißen die ältesten Herren von Langenburg nicht, am wenigsten steht dies bei Stälin 2, 569 (nicht 407). N. 66, Ludwig VII † 1314, nicht 1313. N. 75, Ulrich von Rechberg 1165—1190 scheint blos deshalb mit den Pappenheim zusammengeworfen worden zu sein, weil beide Familien Reichsmarschälle waren. S. 438 N. 392 c sind die Hohenzollerer Fürsten sonderbar unter Wirtemberg gestellt. S. 438 N. 43, Boxberg gehört zu Baden ꝛc. ꝛc.

*Wattenbach, W, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Eine von der hist. Gesellschaft zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Berlin, W. Hertz, XVI, 477 S.

Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Herausgegb. auf Befehl und Kosten S. Maj des Königs Maximilian II. VII Bd. München, G. Franz. 479 S. 8.

Enthält 3 Formelsammlungen aus der Zeit der Karolinger. Aus Münchener Handschriften mitgetheilt von Dr. Rockinger. Quellenbeiträge zur Kenntniß des Verfahrens bei den Gottesurtheilen von demselben. Auszüge aus einer lateinischen Pergamenthandschrift der Freisinger Domkirche vom Ende des 10. Jahrh. von Dr. v. Rudhart.

Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit in deutſcher Bearbeitung herausgeg. von G. H. Pertz, Jac. Grimm, C. Lachmann, L. Ranke, C. Ritter. 35 – 37 Lfg. Berlin, Beſſer's Verl. 8.

Inhalt: 35. X. Jahrh. 4. Bd.: Das Leben der Königin Mathilde. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae überſetzt von Ph. Jaffé. XI, 39 S. 36. XI Jahr. 2. u. 3. Bd.: Die Lebensbeſchreibung der Biſchöfe Bernward und Godehard von Hildesheim. Ueberſ. von Hüffer. XXIII, 162 S. — 37. XII. Jahrh. 2. Bd. Das Leben Kaiſer Heinrich IV, überſetzt von Ph. Jaffé. XIV, 43 S.

Heber, Phil., Die vorkarolingiſchen chriſtlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. Nebſt einem Anhang: Ueber Siegfried den Drachentödter. Nach den Quellen dargeſtellt. Frankf. a. M. Vömel, II, 370 S. 8.

Hiemer, K., Die Einführung des Chriſtenthums in den deutſchen Landen. 4 Bdch. Die Einführung des Chriſtenthums im ſüdweſtlichen und mittlern Süddeutſchland. Schaffhauſen, Hurter, 1857—1858. XXV, 306; CCV, 319; VIII 400; VII, 526 S. 8.

Rettberg's Kirchengeſchichte, die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit, das Freiburger Kirchenlexicon und andere gute und ſchlechte Bücher ſind hier in einer Weiſe geplündert worden, gegen die man im Intereſſe der Sicherheit des literariſchen Eigenthums Proteſt erheben muß, ſo ſehr ſich auch Herr Hiemer von der Gottſeligkeit ſeines kirchlichen Werkes überzeugt hält. Was der Compilator aus eigenem Wiſſen an gelehrten und beſchaulichen Dingen hinzuzuthun für gut fand, zeugt auch nicht gerade von Bildung und Geſchmack. K.

Heyer, J., de intestinis sub Ludovico Pio ejusque filiis in Francorum regno certaminibus. Dissert. histor. Münster. III, 47 S. 8.

Piper, Ferdinand, Dr., Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Berlin ꝛc., Karl's des Großen Kalendarium und Oſtertafel, aus der Pariſer Urſchrift herausgegeben und erläutert. Nebſt einer Abhandlung über die lateiniſchen und griechiſchen Oſtercykeln des Mittelalters. Mit einer Tafel in Steindruck. Berlin, Verlag der königl. Geheimen Oberhofbuchdruckerei. 168 S. 8.

Dieſes Buch iſt, ſo viel wir wiſſen, die erſte literariſche Frucht einer Reiſe nach England, Frankreich und Piemont, welche der Herr Verfaſſer im Auftrage des Königs von Preußen behufs archäologiſcher und liturgi-

scher Studien im Sommer 1857 unternommen; und merkwürdig genug ist der Gegenstand, von dem es vornehmlich handelt.

Im Jahr 781 ließ Karl d. Gr. eine Abschrift der zur Vorlesung im Meßgottesdienst bestimmten evangelischen Lehrstücke, wozu der Sitte der Zeit nach ein ihren Gebrauch regulirender Kalender und ein Verzeichniß über die Feier des Osterfestes gehörte, mit fürstlichem Aufwand anfertigen Das Buch kam später an die Abtei St Sernin zu Toulouse, wurde 1793 mit Mühe vor der Zerstörung bewahrt, und 1811 von der Stadt dem Kaiser Napoleon geschenkt. Jetzt befindet es sich im Musée des souverains des Louvre. Die Miniaturbilder, die es schmücken, sind vielfach der Gegenstand kunsthistorischer Betrachtung gewesen, und werden auch von Hrn Piper ausführlich erörtert — worauf im Einzelnen einzugehen hier der Ort nicht ist. Gegen Barbier d. J. erweist dann der Verf., daß die Anfertigung des Codex von Kaiser Karl im Herbste 781 befohlen und vor dem April 783 vollendet worden ist. Eben auf diesen Zeitraum führt auch eine in der Ostertabelle zum Jahr 781 angeschriebene Bemerkung, nach welcher König Karl in diesem Jahr bei St. Peter in Rom gewesen und sein Sohn Pippin vom apostolischen Herrn getauft worden ist; wir erhalten hiernach in dem Gedicht auf den fürstlichen Urheber der Handschrift, worin derselbe als friedliebender Regierer, als geduldiger und milder, demüthig frommer, vorsichtiger und weiser, in der Kunst der Bücher eifriger, gerechter und freigebiger Herrscher gepriesen wird, eines der schönsten gleichzeitigen Documente zur Charakterschilderung des großen Karl. Ref. hält dafür, daß diese Verse das geschichtlich Bedeutendste sind, was die Handschrift enthält.

Dem Verf. kam es nun vor Allem darauf an, die darin befindlichen Monats- und Ostertabellen als Momente der Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Kalenders auszubeuten. Er geht den einzelnen Angaben, welche dieselben über das Natur- und Kirchenjahr enthalten, auf's Sorgsamste nach, weist mancherlei darin vorkommende Fehler auf, deutet die für den Laien räthselhaften Rubriken und stellt namentlich die darin befindliche Reihe von Heiligentagen mit denjenigen Reihen, welche sich in früheren Heiligen-Verzeichnissen vom Kalendarium des Polemius Sylvius an bis zu dem Lectionar von Luxeuil und dem Sacramentar von Bobbio aus dem 7ten oder 8ten Jahrhundert finden, sowie mit den aus der Zeit Karl's d. Gr. sonst noch bekannten mit ausgezeichnetem Fleiß zusammen.

In einem zweiten Theile ſeines Werkes giebt er eine Abhandlung über die mittelalterlichen Oſtercykeln d. i. ſolche Tabellen, in welchen der Monats- und Wochentag des Oſterfeſtes nebſt den Tagen der von Oſtern abhängigen Kirchenfeſte, Stand des Mondes zu Oſtern, Zahl der Indiction u. A. für eine Reihe von Jahren voraus beſtimmt werden; er geht hier die ihm bekannt gewordenen Urkunden, zunächſt die der lateiniſchen, dann die der griechiſchen Kirche durch. Auf dem lateiniſchen Gebiet erſcheinen hier die Oſtertafeln des Dionyſius Exiguus, des Felix Gillitanus, des Iſidorus von Sevilla, des Beda Venerabilis, die nach den Namen ihres Urſprungsortes genannten von Toulouſe, Regensburg, Corvei und viele Andere, über deren Umfang und Annalen er Ueberſichten giebt. Aus dem griechiſchen die Oſterbriefe des Athanaſius, der Oſtercyklus des Anianus, die Tafeln des Theophilus und Cyrillus, die Oſterrechnung des Chronicon Paſchale, der Oſtercanon des Johannes Presbyter, und, entſprechend jenen lateiniſchen Anonymen, eine Reihe von Oſtertafeln in Bibel- und andern Handſchriften, die der Vf. bis auf die Gegenwart, wo ſie in kirchlichen Druckſchriften erſcheinen, verfolgt. Hiebei betrachtet er ſowohl jene als dieſe theils in ihrer Eigenſchaft als chronologiſches Kennzeichen für das Alter des Manuſcripts, in denen ſie ſich befinden, wobei denn ſowohl die Regeln für ihre Anwendung, die er aufſtellt, als die gegebenen Beiſpiele paläographiſch wichtig erſcheinen, theils nach ihrer Beziehung zur Geſchichtſchreibung. Beſonders tritt hier der merkwürdige Unterſchied zwiſchen den lateiniſchen und griechiſchen Aufzeichnungen hervor, daß jene nach ihrer eigenthümlichen Einrichtung den Anſtoß zu annaliſtiſcher Geſchichtsſchreibung gegeben haben, dieſe, gemäß ihrer äußern Form hiefür nicht geſchickt, durch die Conſtruction der ihnen einverleibten Welt-Aeren für die vorhandenen Geſchichtſchreiber eine wirkſame Richtſchnur geworden ſind. Wenn ſich hienach darüber etwa ſtreiten läßt, welchen von beiden nach dem Maaß ihrer Wirkſamkeit und ihres Gebrauchs die größere Bedeutung zukommt, ſo laſſen die Nachweiſungen des Verfaſſers auf der andern Seite die geſchichtliche Würde, welche die griechiſchen Berechnungen vor den lateiniſchen in ſofern beſitzen, als dieſe aus jenen erwachſen ſind, hinreichend hervortreten, und es wird die unvergleichliche Stellung, welche Alexandrien, aus deſſen Kirche ſie ſtammen, in der Geſchichte des Kirchenlebens und der Cultur überhaupt einnimmt, hier von einem neuen Punkte aus klar.

Hiernach enthält das vorliegende Werk theils nützliche Winke kunstgeschichtlicher Art, theils beachtenswerthe Beiträge zur Paläographie, theils und vorzüglich Vorstudien zum künftigen Ausbau einer vollständigen kirchlichen Kalenderlehre, und wir drücken nur den einfachen Sachverhalt aus, wenn wir es als ein auf diesem Gebiet höchst lehrreiches und förderliches bezeichnen. Dabei geben wir dem verdienten Herrn Verf. anheim, ob er sich nicht bewogen finden möge, die vielen belangreichen kalendarischen Notizen und Einzeluntersuchungen, welche er seit seiner „Kirchenrechnung“, Berlin 1841, in verschiedenen kleinern und größern Aufsätzen zu Tage gebracht, organisch geordnet in einem umfassenden Werke zu neuer den Ueberblick erleichternder, ja eigentlich erst ermöglichender Darlegung zu bringen. Die Sammlung der „Kalendarien allgemeiner Christenheit“, mit der er dem Vorwort nach beschäftigt ist, und zu welcher wir ihm Glück wünschen, würde dazu den urkundlichen Anhang bilden. — Die gütige, auf S. 73 dem Ref. gegebene Mahnung, mit seiner Ausgabe der Urgestalt des auch in die Erläuterung des Kalendariums eingreifenden Homiliariums Karl's d. Gr. vorzugehen, nimmt derselbe mit wahrer Dankbarkeit an und bemerkt nur, daß, da das Werk einen starken Folianten ausmacht, zur würdigen Herstellung desselben eine äußere Vermittelung nöthig sein wird, welche über den guten Willen des Herausgebers, woran allerdings kein Mangel vorhanden ist, wesentlich hinausgeht. E. Ranke.

Foß, R., Dr., Ludwig der Fromme vor seiner Thronbesteigung. Berlin, Enslin. 48 S. 4.

Die Arbeit eines Schülers von Ranke, der durch anderweitige Berufsgeschäfte verhindert ist, sie auf die ursprünglich projektirte „Geschichte Ludwigs des Frommen“ auszudehnen. Sie beruht auf gründlichen Forschungen und ist in der Art der Ranke'schen Jahrbücher abgefaßt. In den Excursen sind schätzenswerthe Beiträge, sowohl in feinen Charakteristiken einiger Quellen als in der Topographie enthalten, wobei Herr Foß an mehreren Stellen zu Ergebnissen kommt, welche von jenen Spruner's abweichen. B. K.

* **Löher, Franz, Dr., Prof.**, König Konrad I und Herzog Heinrich von Sachsen. Ein Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte. Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akad. d. W. München, in Commission bei G. Franz. 167 S. 4.

Müller, Aegid., Anno II der Heilige, Erzbiſchof von Köln und dreimaliger Reichsverweſer von Deutſchland 1056—75. Sein Leben, ſein Wirken und ſeine Zeit nach den Quellen bearbeitet. Leipzig, Weigel, VIII, 206 S. 8.

Es iſt das ſtete Streben des Verf., die Bedeutung des heilig geſprochenen Anno auf jede Weiſe, ſei es auch im Widerſpruch mit den Quellen, zu erhöhen und ſeinen Charakter von jedem Flecken zu reinigen. Der Raub des jungen Königs wird eine That von ſtaatsrechtlicher Klugheit und reiner Frömmigkeit genannt; die Liſt aber, welche er dabei angewandt hat, um Heinrich zur Beſteigung des Schiffes zu bringen, als poetiſche Ausſchmückung bezeichnet; die Annahme von Geſchenken vom Abte Widerad wegen des Streites in Goslar, wie die Annahme eines Neuntel der Reichseinkünfte werden als zu unwürdige Verläumdungen verſchwiegen; das Kloſter Malmedy wird ihm von Adalbert von Bremen gegeben und von Anno angenommen, um den ärgerlichen Zwiſt zwiſchen Stablo und Malmedy zu beendigen! — Aus der Literatur iſt Damberger die Stütze des Verfaſſers, Kerz der Gegenſtand ſeiner Polemik; Stenzel wird zweimal erwähnt, Floto nie genannt. Die Quellen ſind z. B. vita Annonis (Excerpt aus Lambert), welche von Lambert benutzt ſein ſoll, eine Mirakelſammlung ꝛc. Die Art der Kritik, welche der Arbeit zu Grunde liegt, iſt leicht zu erkennen: z. B. S. 9—12, wo Anno zu dem Sprößling eines vornehmen ſächſiſchen Geſchlechtes gemacht wird. Zum Schluß theilt Herr Müller einiges urkundliche Material mit, dem Haupttheil nach eine Correſpondenz Anno's. In No. 22 der kathol. Literaturz. ſteht eine Erklärung des Prof. Dr. Floß, auf welche Weiſe ſich Herr M. derſelben bemächtigt und eine Erdichtung über ihren Fundort publicirt habe. B. K.

Raumer, Fr. v., Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. In 12 Halbbänden. Leipzig, Brockhaus. 9. — 11. Hlbb. 422, 193 S. 8.

Der berühmte Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen hat es zwar in der vorliegenden Auflage ſeines Werkes, die er ſelbſt als »eine Ausgabe letzter Hand« bezeichnet, an mancherlei Nachträgen und Verbeſſerungen nicht fehlen laſſen; eine völlige Umarbeitung aber, wie ſie für manche Partien und nicht am wenigſten für die Alterthümer in dem letzten Theil des Werkes wünſchenswerth geweſen wäre, beabſichtigte er nicht. So iſt denn das Buch im Weſentlichen das alte geblieben — mit den hinlänglich bekannten Vorzügen und Mängeln.

***Philipps**, Hofrath, Die deutsche Königswahl bis zur goldenen Bulle. (Aus den Sitzungsber. 1857 und 1858 der k. Akad. d. W.) Wien, Gerold's Sohn in Comm. 8.

Römer-Büchner, J. B., Dr., Die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser zu Frankfurt a. M. Mit neun theils colorirten Tafeln. Frankfurt a. M. Keller, X, 118 S. 8.

Eine oberflächliche Schrift ohne wissenschaftlichen Gehalt. Unbekannt mit der neuern rechtshistorischen Literatur hat der Verfasser das Meiste aus älteren Werken kritiklos und ohne logische Anordnung zusammengetragen. Aber auch das, was Herr Büchner urkundlich und weitläufig genug zum ersten Mal abdrucken läßt, Anordnungen bei der Anwesenheit König Friedrich's III in Frankfurt und Nachrichten über die letzten Wahlen, ist nicht wichtig genug, um seiner Schrift historischen Werth zu verleihen. K.

Ebeling, F. W., Die deutschen Bischöfe bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Biographisch, literarisch, historisch und kirchenstatistisch. Leipzig, Wigand, 1857 u. 1858. 2 Bde. in 8.

Ebeling's Werk ist eine Compilation an sich sehr verschiedener Dinge, theils Biographien der Bischöfe der einzelnen Diöcesen, theils politische Geschichte der Bisthümer, theils statistische, geographische und literarische Notizen — aber alles gleich mangelhaft und ungenügend. Es erhöht den Werth des Buches nicht, daß an einzelnen Stellen weitläufige Urkunden aus älteren Werken sogar mit den Namen sämmtlicher Zeugen mit in den Text aufgenommen sind; denn dem Forscher genügen sie nicht und jeden andern Leser stören sie. Noch unnützer aber ist es, z. B. bei Mainz 20 Seiten mit den bloßen Namen der zahllosen Ortschaften der Erzdiöcese auszufüllen. Der mangelhaften Forschung und schlechten Auswahl des Stoffes entspricht die äußerst nachläßige und ungenießbare Form. K.

Schmid, G. W., Dr., Die secularisirten Bisthümer Deutschlands. 2 Bde. Gotha, Perthes. XII, 488, 590 S. 8.

Schmid's Geschichte der säcularisirten Bisthümer (warum gerade dieser?) ist nichts als ein dürftiger Auszug aus älteren und großentheils veralteten Werken, welche sich mit der Geschichte der einzelnen Diöcesen beschäftigen. Ein bestimmter Plan läßt sich in dem, was der Verfasser mittheilt, nicht erkennen; er erzählt aus der Geschichte jeder einzelnen Diö-

ceſe oder noch lieber aus dem Leben des einen oder andern Biſchofs, was ihm gerade intereſſant erſcheint, und vor allen Dingen, was ihm bequem liegt. Wenn aber der Verf. meint, daß man nur hin und wieder hätte „länger verweilen“ oder „tiefer eindringen“ mögen, ſo gilt dieß vielmehr von jeder Seite des Buches, denn tiefer eingedrungen iſt Hr. Schmid nirgends. Noch weniger können wir natürlich die naive Entſchuldigung gelten laſſen, er habe dem ganzen Werke keine größere Ausdehnung geben oder den Preis desſelben nicht noch erhöhen wollen. K.

Cohn, L. A. Dr., Privatdoc. in Göttingen, Die pegauer Annalen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Mit Benützung handſchriftlicher Hilfsmittel kritiſch unterſucht. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 64 S. 8. (Abgedruckt aus den Mittheilungen der Geſchichts- u. Alterthumsforſchenden Geſellſchaft des Oſterlandes. Bd. IV, Heft 4.)

Aus den mit eingehender und ſcharfſinniger Kritik geführten Unterſuchungen des Hrn. Cohn über das Verhältniß der Pegauer Annalen zu verwandten Quellen ergeben ſich folgende Hauptreſultate. Für den größten Theil der Annalen (1125—1149), der von dem Biographen des Wiprecht von Groitſch herrührt, ſind die Erfurter Annalen durch das Medium der St. Peters-Chronik die Hauptquelle; für den Zeitraum von 1150—1185 benutzte der Fortſetzer der Pegauer Annalen hauptſächlich die Magdeburger Annalen; dann folgen nach zeitgenöſſiſchen Zuſätzen weitere Fortſetzungen im 13. Jahrh. bis zum Anfang der dreißiger Jahre von ungleichem Werth. Die Boſauer Annalen, aus denen man wohl den größeren Theil der Pegauer hat ableiten wollen, ergaben ſich umgekehrt als aus den letzteren abgeſchrieben. Wie weit dieſe Unterſuchungen im Einzelnen ſich als richtig bewähren, dürfte erſt dann zu beſtimmen ſein, wenn eine kritiſche Ausgabe der in Frage ſtehenden Quellen in den Mon. Hist. Germ. veranſtaltet iſt. K.

Schmid, L., Dr., Hauptlehrer an der Realſchule zu Tübingen, Der Kampf um das Reich zwiſchen dem römiſchen König Adolf von Naſſau und Herzog Albrecht von Oeſtreich. Nach zuverläßigen und neuen Quellen dargeſtellt. Tübingen, Verlag u. Druck von L. Fr. Fues. XII u. 136 S. 8.

Eine fleißige, aber nicht eben kritiſche Arbeit, durch die am Ende wenig gefördert wird. Der Verf. iſt, wie er ſagt, bei Gelegenheit einer Schrift über die Grafen von Hohenberg auf den Gegenſtand gekommen,

und findet, daß manche Quellen bisher nicht hinlänglich zur Aufklärung desselben benützt sind, — deßhalb nennt er sie neu, zuverläßig aber wohl, weil sie zum Theil von Zeitgenossen und Augenzeugen sind; ungedrucktes Material hat er keines gehabt. Aber er hat das Vorhandene auch mehr gesammelt, unter gewisse Rubriken gebracht, als wissenschaftlich verarbeitet. In der allgemeinen Erzählung folgt er meist dem Ottokar von Horneck, dessen Werk er großentheils im Text oder in den Noten abdrucken läßt, ohne sich auf eine doch so nothwendige Prüfung seiner Zuverläßigkeit im Einzelnen einzulassen; in der Beschreibung der Schlacht von Göllheim dagegen ist ihm eine Hauptquelle das von Maßmann herausgegebene Fragment eines Gedichtes über diese Schlacht, aber auch hier wird eine nähere Untersuchung der Glaubwürdigkeit im Einzelnen, ja manchmal selbst ein sicheres Verständniß des allerdings nicht ganz leichten Textes vermißt. G. W.

Böhlau, Hugo, Dr., Nove Constitutiones Domini Alberti, d. i. der Landfriede v. J. 1235 mit der Gloße des Nicolaus Wurm. Weimar, H. Böhlau. XLIV, 91 S. gr. 4.

Die vorliegende, mit großem Fleiß ausgeführte, nur in der Form etwas unerquickliche Schrift sucht nachzuweisen, wie das Reichsfriedensgesetz v. J. 1235, welches in einzelnen Punkten modificirt und vielfach erweitert in der Folgezeit wiederholt von Neuem verkündet wird, im 14. Jahrhundert durch die Privatarbeit des Nikolaus Wurm zu einem Rechtsbuch umgestaltet wurde, indem es nach einer eigenthümlichen Eintheilung in Constitutionen mit einer ausführlichen Glosse versehen ward. Um diese Umbildung im Einzelnen darzuthun, ist der Abdruck des ursprünglichen lateinischen und eines doppelten deutschen Textes, der sich in den Monumentis nicht findet, mit zahlreichen Varianten und Parallelstellen aus verwandten Redactionen des Landfriedens begleitet, wobei es nur auffällt, daß dem gründlichen Forscher, welcher den Handschriften und Drucken aller hierher gehörigen Friedensgesetze sonst mit Glück nachgespürt hat, gerade die im Archiv für Oester. Gesch.-Quellen I, 48, 65 und neuerdings in den Quellen der bayerischen und deutschen Geschichte Bd. V (Monumenta Wittelsbacensia) S. 77, 140 ff. abgedruckten baierischen Landfrieden von 1244 und 1256, die doch für das Verhältniß der Landfrieden des 13. Jahrhundert zu einander eine besondere Wichtigkeit haben, entgangen sind. Von den werthvollen in dem Werke niedergelegten rechtshistorischen Untersuchungen heben

wir zwei als von allgemeinerem Intereſſe hervor; nämlich einmal die über die Sprachfrage bei dem Landfrieden von 1235, wo Hr. Böhlau der Eichhorn'ſchen Anſicht beitritt, daß von dem urſprünglichen lateiniſchen Texte gleichzeitig eine amtliche Ueberſetzung veranſtaltet wurde, nur daß das Original dieſes deutſchen Reichsgeſetzes verloren gegangen iſt. Ferner ſind für eine richtigere Würdigung ſowohl des Landfriedens von 1235, als namentlich auch der früheren Friedensgeſetze eine Reihe treffender Bemerkungen in Beilage VI (über die Entwicklung der Strafrechtsidee bis zum Landfrieden v. J. 1235) niedergelegt; übrigens möchten wir deßhalb nicht alles das unterſchreiben, was der Verf. an dieſer Stelle gegen Wilda's Auffaſſung des germaniſchen Strafrechts, als auf denſelben leitenden Ideen wie ſpäter beruhend, „als einer Offenbarung der Idee der Gerechtigkeit“, vorbringt. Es iſt nicht ſchwer, in einzelnen Ausführungen dieſes ausgezeichneten Werkes Unrichtigkeiten und Widerſprüche aufzudecken, ohne daß dadurch die Grundanſchauung Wilda's als verkehrt nachgewieſen wird. K.

Kopp, J. E., Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde. Mit Urkunden. 5ter Bd., I. Abth.: Die Gegenkönige Friedrich und Ludwig und ihre Zeit. J. 1322—1330. Berlin. (Auch u. d. T.: Die Geſchichten von der Wiederherſtellung und dem Verfalle des heil. röm. Reiches eilftes Buch.) XVI, 508 S. 8.

Der vorliegende neueſte Theil von Kopp's umfaſſendem und bekanntem Werke geht zuerſt nach Fr. Böhmer's grundlegender Forſchung wieder tiefer und mit dem dazu gehörigen gelehrten Rüſtzeug ausgeſtattet in die Geſchichte Ludwig's des Bayern und ſeiner Zeit ein. Es umfaßt die wichtige Periode von der Schlacht bei Mühldorf bis zum Tode des Gegenkönigs Friedrich von Habsburg (1322–1330). Es iſt hier nicht nöthig, die längſt und allgemein anerkannten Vorzüge des in Rede ſtehenden Werkes auch für dieſen Theil insbeſondere hervorzuheben oder die Verdienſte deſſelben um die deutſche und eidgenöſiſche Geſchichte zugleich, die mit Fug und Recht hochangeſchlagen werden, auszuführen. Auch brauche ich nicht zu erwähnen, daß der Verf. an Material, ſo weit es überhaupt zugänglich iſt, kaum etwas hinter ſich gelaſſen und manchen bisher verſchloſſenen urkundlichen Schatz ſich zu öffnen gewußt; hat doch ſelbſt das Werk Böhmer's durch Kopp's Forſchungen Ergänzungen und Berichtigungen erfahren. Nur möchte ich mir erlauben, ein paar unmaßgebliche Bedenken, die mir bei der Lektüre dieſes Theiles aufgeſtiegen ſind, auszuſprechen.

Hr. Kopp trägt bekanntlich die eidgenössische Geschichte in engster Verbindung mit der Reichsgeschichte vor. Im Princip, und in diesem Falle ganz besonders, wird man das nur billigen können. Jedoch will mir scheinen, als thäte er hierin doch des Guten zu viel und überschritte er die Grenze des Erlaubten, die, wenn ich nicht irre, dort anhebt, wo der innere Zusammenhang der Specialgeschichte mit der Reichsgeschichte aufhört. Ohne einen solchen inneren Zusammenhang hat die blos räumliche Verbindung keinen Sinn mehr und wird zur Willkür, das Vorgetragene an sich mag so werthvoll und so mühsam erforscht sein wie immer. Es wird schwerlich Jemand bestreiten wollen, daß dieser Einwand gegen einen guten Theil dessen, was Hr. Kopp von eidgenössischen Sachen vorträgt, erhoben werden kann. Ich könnte auch noch ausführen, daß eine solche Verbindung des sachlich nicht Zusammengehörigen alle künstlerische Wirkung der Composition aufhebt, stehe jedoch davon ab, weil der Hr. Verf., nach der ganzen Haltung und Anlage seines Werkes, auf das Bestreben, die Resultate seiner Forschungen künstlerisch zu gestalten, verzichtet zu haben scheint.

Das andere Bedenken, das ich nicht unterdrücken kann, gilt dem Standpunkt, den Hr. Kopp Ludwig dem Bayern gegenüber eingenommen hat und durchweg festhält. Ich verlange keinen Enthusiasmus für diesen Fürsten, nicht einmal Entschuldigungen oder Mitleid, aber ich fordere Gerechtigkeit für ihn wie für jede andere Persönlichkeit, — und leider, nach meinem Gefühle wenigstens, kann ich nicht finden, daß sie in der Kopp'schen Darstellung dem Kaiser gewährt sei. Der Geschichtschreiber agirt hier, bei aller scheinbaren Zurückhaltung und sog. Objektivität, die Rolle des Anklägers statt des Richters, und geht von der ganz unbegründeten Ansicht aus, daß Papst Johannes XXII. überall und in allen Stücken und in allen Forderungen im Rechte gewesen sei, während doch das Unrecht zum allerwenigsten zu gleichen Theilen auf beiden Seiten lag. — In derselben befangenen Weise behandelt Hr. Kopp die Politik der Habsburger, und findet es ziemlich natürlich, daß Herzog Leopold das Reich an Frankreich — verhandelte (S. 150, 376). Mit einem solchen Standpunkt wäre es zwecklos des weitern zu rechten, und füge ich nur noch die Bemerkung hinzu, daß ich aus diesen Gründen die betreffenden Abschnitte des vorliegenden Werkes für keinen Fortschritt in der Geschichtschreibung Ludwig des Bayern zu halten vermag.

Wegele.

Marmor, J., Das Concil zu Conſtanz in den Jahren 1414 bis 1418. Nach Ulrich von Richentals handſchriftlicher Chronik bearbeitet. Mit lith. Bildern. Konſtanz. (Emmishofen, Hinterkirch.) III, 157 S. 8.

* **Pückert, Wilh.**, Die kurfürſtliche Neutralität während des Basler Concils. Ein Beitrag zur deutſchen Geſchichte von 1438—1448. Leipzig, Teubner. VIII, 332. 8.

* **Juste, Théod.**, Charles-Quint et Marguerite d'Autriche. Etude sur la minoritè, l'émancipation et l'avénement de Charles-Quint à l'empire (1477—1521). Bruxelles et Leipzig. XI, 175. S. 8.

Es iſt dies keine irgend ausreichende Geſchichte der Jugend Karls V., ſondern nur eine Studie über dieſelbe, welche die verſchiedenſten Verhältniſſe berührt, ohne ſie zu erſchöpfen. Mit Hilfe der zahlreichen Aktenſtücke, die in den letzten Decennien aus niederländiſchen, franzöſiſchen, deutſchen, italieniſchen und anderen Archiven für die Geſchichte jenes Zeitraums an's Licht gezogen ſind, gelingt es Hrn. Juſte, die verwickelten und wechſelnden Beziehungen Maximilians und Philipp des Schönen zu den franzöſiſchen Königen, die Stellung der Margaretha zu den niederländiſchen Parteien, die Ligue von Cambray und die heilige Ligue, die Regierung des Cardinal Ximenes in Spanien und das Verhältniß des jungen Karl zu Franz I. bis zu ſeiner Thronbeſteigung in Deutſchland in einzelnen Punkten klarer darzulegen. Am intereſſanteſten iſt wohl das aktenmäßige Detail, welches über die der Kaiſerwahl vorangehenden Intriguen beigebracht wird, und die Beſtechlichkeit der deutſchen Fürſten im ſchlimmſten Lichte erſcheinen läßt. Dabei fällt es freilich arg genug auf, daß der Verfaſſer, der ausländiſche Arbeiten ſo fleißig citirt, das unentbehrliche Werk Ranke's nicht einmal erwähnt, wie er ſich denn überhaupt in deutſchen Dingen gerade nicht ſehr ſtark beweiſt. So hält er die Kurfürſten für die Repräſentanten der verſchiedenen Stände bei der Kaiſerwahl. Was die Auffaſſung der Perſönlichkeit Karls V. anbetrifft, ſo möchte unſer Autor den jugendlichen Herrſcher als einen nationalen niederländiſchen Helden verherrlichen; indeß bringt er weder irgend etwas Neues aus ſeiner Jugend bei, was unſere Bewunderung für Karl ſteigern könnte, noch verſucht er es die für deſſen Charakteriſtik in Betracht kommenden Verhältniſſe und Beziehungen in ein neues Licht zu rücken. K.

Kampschulte, F. W., Dr., Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zum Humanismus und der Reformation. Aus den Quellen dargestellt. In 2 Thln. I. Thl.: Der Humanismus. Trier, Lintz. X, 259 S. 8.

Dies sorgfältig gearbeitete Buch ist nicht allein für die Geschichte der Universität Erfurt, sondern noch mehr für die der Reformation vorangehende literarische Bewegung, welche dort eine Zeit lang einen eigenthümlichen Mittelpunkt fand, von Wichtigkeit. Da aber dem Vernehmen nach binnen kurzer Zeit auch der II. Theil des Werks zu erwarten ist, so wird eine weitere Besprechung bis dahin besser verschoben.

Strauß, Dav. Frdr., Ulrich von Hutten. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. XXII, 752 S. 8.

Ueber die Biographie Hutten's von Strauß ist sowohl nach ihrer wissenschaftlichen als nach ihrer künstlerischen Bedeutung von den verschiedensten Seiten mit so seltener Uebereinstimmung geurtheilt worden, daß es hier einer neuen Würdigung des ausgezeichneten Werkes nicht mehr bedarf.

(Böcking, Ed.,) Epistolae obscurorum virorum. Leipzig, Teubner. V, 412 S. 16.

Derselbe, Index bibliographicus Huttonianus. Verzeichniß der Schriften Ulrichs von Hutten. Leipzig, Teubner. IV, 104 S. 8.

Derselbe, Drei Abhandlungen über reformationsgeschichtliche Schriften. I. Oratio de decimis. 1818. II. Oratio Christi pro Luthero. 1521. III. Responsio ad apologiam Croti Rubeani. 1532. Leipzig, Teubner. III, 102 S. 8.

Schönhuth, Ottm. H. F., Pfarrer, Leben, Fehden und Handlungen des Ritters Götz von Berlichingen, zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Nach der alten Handschrift, nebst einigen noch ungedruckten Briefen des Ritters herausgegeben. Heilbronn, in Commiss. bei Scheurlen. VI, 106 S. 8.

Derselbe, Leben und Thaten des weiland wohledlen und gestrengen Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters urkundlich treu herausgegeb. Münster, Aschendorf. VIII, 178 S. 8.

Der Herausgeber dieser merkwürdigen Selbstbiographien hat in beiden Fällen den Anforderungen, die man heute an eine derartige Edition

ſtellt, nicht genügt. Er giebt nichts als einen urkundlich treuen Abdruck der ihm vorliegenden Handſchriften, mit ihren Mängeln und Fehlern, ohne jeden kritiſchen Apparat und ohne alle ſprachlichen und ſächlichen Erklärungen. Dazu iſt in dem erſten Falle die abgedruckte Handſchrift, wie Hr. Schönhuth ſelbſt zugeſteht, keine der beſten; obwohl alt und den Schriftzügen nach angeblich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichend, iſt ſie ſehr reich an Fehlern, an Wort- und Satzentſtellungen, ſelbſt an bedeutenden Auslaſſungen. Da der Herausgeber ſich begnügte, nur in den ſchlimmern Fällen mit einer ſpäteren beſſeren Handſchrift nachzuhelfen, ſo hat dieſer Abdruck nur inſofern Werth, als alle früheren Ausgaben vergriffen ſind und eine genügende neue noch nicht erſchienen iſt. Die beigegebenen kleinen Briefe, ſieben an der Zahl, ſind an die Grafen von Werthheim gerichtet, aber für die Geſchichte ohne alle Bedeutung.

Verdienſtlicher iſt die Ausgabe der Selbſtbiographie Schertlin's von Burtenbach, da ihr die eigene auf der k. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart befindliche Handſchrift Schertlin's zu Grunde liegt; ſie verdient jedenfalls der 1777 erſchienenen Ausgabe von Holzſchuher vorgezogen zu werden. Die höchſt intereſſante Selbſtbiographie reicht bis zum März 1577, wo der tapfere Mann erkrankte; ſein Sohn Hans Sebaſtian führte ſie auf des Vaters Befehl bis zu deſſen Tode, am 17. Nov. 1577, fort. **K.**

Schade, Oskar, Satyren und Pasquille aus der Reformations-Zeit. 3 Bde. Mit einem Regiſter über alle 3 Bde. Hannover, Rümpler. 351 S. 8.

Die hier mitgetheilten elf Stücke ſind zum Theil gegen das unchriſtliche Treiben der höheren Geiſtlichkeit gerichtet, andere wenden ſich direct an die Gegner Luthers; namentlich hervorzuheben aber iſt eine in die Werkſtatt eines Apothekers verlegte Disputation, wo verſchiedene Specereien als Kämpfer für und gegen die Sache der Reformation auftreten; in der Nähe von Worms um die Zeit des Reichstages, indeß vor dem Erſcheinen Luther's, geſchrieben, iſt ſie als ein Ausdruck der damaligen Stimmung im Volk von beſonderem Intereſſe.

Wohlfahrt, J. F. Th., Dr., Kirchenrath, Philipp Melanchthon. Zum Säcularandenken an den 300jährigen Todestag des Reformators den 19. April 1840. Ein Buch für Gebildete aller Stände. Leipzig, Fleiſcher, XVI, 368 S. 8.

Ein hochtrabender Panegyrikus, welcher mit der früheſten „Offenba-

rung Gottes an unser Geschlecht« anhebend, die theologischen Schriften älterer und neuerer Zeit, die Bibel wie die moderne Lyrik benutzt, um gleichzeitig den Reformator zu verherrlichen und der Welt Religion und Tugend zu predigen. Dies hätte wirksamer geschehen können, wenn der Verfasser einen der Geschichte mehr entsprechenden Ton angeschlagen und nicht über dem verfehlten Streben nach Popularität jede tiefer gehende Forschung vernachläßigt hätte. K.

Jansen, Guil. Alb., de Julio Pflugio, ejusque sociis reformationis aetate et ecclesiae concordiae et Germaniae unitatis studiosis. Dissertatio inauguralis historica. Berlin, Hertz. 54 S. 8.

Beck, August, Dr., Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Archivrath, Vorstand des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs, Bibliothekar und Vorstand des Herzogl. Münzkabinets zu Gotha, Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts. Weimar, Hermann Böhlau. (Bd. I. XIV u. 599 S. — Bd. II. [mit kurzen Lebensbeschreibungen des Zeitgenossen Joh. Fried., 56 Urkunden, einer Uebersicht der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Joh Friedr., mit einer genealogischen Tafel, einem Register] 325 S.) 8.

Spieker, Christian Wilhelm, Dr. und Professor der Theologie, Superintendent, Oberpfarrer und Ehrenbürger der Stadt Frankfurt a. d. O., Ritter 2c. (jetzt verstorben), Lebensgeschichte des Andreas Musculus, Generalsuperintendent der Mark Brandenburg, Consistorialrath, Doctor und erster Professor der Theologie und Pfarrer in Frankfurt an der Oder. Ein Beitrag zur Reformation und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Frankfurt a. d. O. Trowitzer u. Sohn. (VIII. u. 376 S.) 8.

Wir stellen beide Bücher zusammen, weil es derselbe historische Hintergrund ist, von dem ihre Gestalten sich abheben, die einander gegenbildlich sind. Beck zeichnet uns einen Theologen-Fürsten, Spieker einen Fürsten-Theologen jener Zeit, welche berufen war, die mächtigen nationalen und religiösen Gedanken, deren Andrang die mittelalterlichen Ordnungen gewichen waren, praktisch zu formuliren und in eine neue Zuständlichkeit überzuführen. Beide haben sehr Schätzbares geleistet und reiches Material geliefert; besonders das Beck'sche Buch ist die Frucht der umfassendsten archivalischen Studien und auf dem Boden einer ausgedehnten Literaturkenntniß erwachsen. Aber Beide haben insofern ihre Aufgabe nicht

ganz glücklich angegriffen, als ſie die Perſpective, welche ſie eröffnen, nicht weit genug faſſen. Beck beſchreibt das Leben eines proteſtirenden Fürſten aus einem der Kur und des größeſten Theils ſeiner Lande durch Kaiſer und Vetter beraubten Hauſe; aber die Momente des Proteſtantismus, der Fürſtlichkeit, der kaiſerlichen Macht, welche, indem ſie als Recht faſt ganz erloſchen war, gerade in jener Zeit in der Form des Einflußes ſich wieder geltend machte, dieſe Momente ſind ihm gegeben und er unterſucht ſie in ihrer Bedeutung und ihrem hiſtoriſchen Rechte nicht. Und doch ſuchen ſie damals erſt, indem die einzelnen ſich in der verſchiedenſten Weiſe mit einander verbinden, ſich durchzuſetzen, und daß und wie ſie ſich durchſetzen, iſt eben das Intereſſe jener Zeit. So haben wir, indem wir Beck's Buch leſen, überall die Empfindung, daß da große und allgemeine in ihrem Zuſammenhange äußerſt merkwürdige und für die Geſtaltung des Staats und der Kirche entſcheidende Kämpfe vor ſich gehen, von denen uns leider nicht mehr zu ſehen vergönnt iſt, als das wüthende Gefecht um einen Hohlweg. Beſonders der ſehr reiche ſiebente Abſchnitt über die Grumbach'ſchen Händel erregt dieſe Empfindung. „Indeſſen“, ſagt der Verf., „dauerte das Fauſtrecht noch eine Zeit lang (nach dem Landfrieden von 1495) fort, und es bedurfte aller Energie von Seiten der Fürſten, um die Ritter niederzuhalten. Im Jahre 1539 hielt die fränkiſche Ritterſchaft einen Rittertag in Schweinfurt, um ihre vermeintlichen Rechte gegen die Fürſten geltend zu machen.“ Wie ſo vermeintliche Rechte? Und wie heißt der Rechtstitel der Fürſten?

Nicht anders verfährt Spieker. Er ſtellt uns mitten in die antinomiſtiſchen, oſiandriſtiſchen, kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten, welche, indem die Einen wie die Andern an das Nothepiscopat appellirten, zu jener abſcheulichen Verknechtung der Geiſter führten, die ihren Ausdruck in der Concordienformel fand. Aber wie es gekommen, daß der Proteſtantismus ſich ſofort von den Wirklichkeiten des gemeindlichen Lebens zur Doctrin wandte; und wenn dieß denn geſchah, warum gerade jene Fragen die Theologen ſo lebhaft beſchäftigen (und dieß wäre endlich nach Planck's rühmlichen Vorgange abermaliger Unterſuchung werth), unterſucht er nicht. Hätte er es gethan, ſo würde er ſchon bei Luther auf einen bedeutſamen Mangel geſtoßen ſein, der freilich weniger in ſeiner urſprünglichen Anſchauung, als in ſeiner kirchenpolitiſchen Thätigkeit hervortritt: die Vernachläßigung der Gemeinde, welcher Luther kein Gewicht zu geben verſtand. Daß ſie

aber als Macht in die großen Kämpfe des XVI. Jahrhunderts gar nicht eintrat, dieß war die letzte Ursache des absolutistischen Staats, der alsbald resultirte. Denn der lutherische Protestantismus, da er seine innere Rechtfertigung aufgab, welche in der Wiedererweckung der Gemeinde gelegen, mußte trotz allen Widerstrebens der Theologen sich zur Rechtfertigung des fürstlichen Absolutismus hergeben. — Trotz dieses Grundmangels sind beide Bücher sehr brauchbar. Was Beck über die Politik des arglistigen Fürsten August von Sachsen, über die Betrügerin Anna, über die theologischen Streitigkeiten auf der neu gegründeten Universität Jena, über die Grumbach'schen Händel sagt, ist zum guten Theil neu und sehr lehrreich. Das Verdienst des Spieker'schen Buches liegt vorzüglich in den Capiteln (besonders im achten), in denen über das Verhältniß des Pfarrers zum Magistrat und zum Kurfürsten gehandelt wird. *p.*

Hennes, J. H., Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und von Magdeburg. Mainz. (VIII, 336 S.) 8.

Der Fürst, dessen Lebensbeschreibung wir hier erhalten, gehört unzweifelhaft zu den bemerkenswerthesten Gestalten seiner Zeit. Einem der ersten deutschen Fürstenhäuser angehörig, gelangt er, noch kaum ein Mann an Jahren, zum Besitz des ersten kirchlichen Fürstenthums in Deutschland, und dieß zu einer Zeit, wo gerade durch die umfassendsten Bewegungen auf allen Gebieten des Staates und der Kirche überall der bisherige Bestand der Dinge in Frage gestellt wird, wo überall Neues oder für das Alte neue Formen angestrebt werden. Es muß jedenfalls von dem höchsten Interesse sein, zu sehen, wie diese Dinge sich in der Projection auf einen Mann von so bedeutungsvoller Stellung — auf den obersten deutschen Kirchenfürsten — gestalten, — und dies wird der Gesichtspunkt sein, von dem aus eine Biographie des Churf. Albrecht zu fassen ist.

Man kann nicht sagen, daß der Verf. der vorliegenden Biographie sich dies eben sehr klar gemacht habe; es mangelt ihm in diesem Buche nicht bloß der bezeichnete, sondern überhaupt jeder sichere Standpunkt zur Bearbeitung und Darstellung einer so reichen Zeit und eines in so verschiedenartigen Bezeichnungen stehenden Lebens. Es soll anerkannt werden, daß allerdings das Material zu einem vollkommenen Verständniß Albrecht's und seiner Plane noch lange nicht in ausreichender Fülle vorliegt; namentlich für die so überaus wichtigen Jahre (wohl die wichtigsten seines

Lebens) von ſeiner Erhebung zum Churfürſten (1514) bis zum Jahre 1525, wo gleichzeitig mit der Schlacht von Pavia und in Zuſammenhang mit ihr ein ſo denkwürdiger Umſchwung in allen deutſchen Verhältniſſen und auch in dem Leben Albrechts eintritt, muß ohne Zweifel durch noch zu erwartende archivaliſche Arbeiten das nöthige Licht auf manche dunkle Stellen fallen. Aber man ſollte erwarten, daß eine Biographie ſich eben dieſe Aufgabe ſtellte und wenigſtens den Verſuch machte, durch neu hinzu gebrachtes Material die offenen Fragen zu fördern. Dies iſt jedoch hier nicht geſchehen; ſelbſt von dem ſchon gedruckten Material iſt dem Verf. Mehreres, zum Theil ſehr Wichtiges völlig entgangen, und der Totaleindruck ſeines Buches kann nur der ſein, daß durch daſſelbe die Sache im Weſentlichen nicht weiter gebracht worden iſt. .ε.

Langenn, Friedr. Albr. v., Dr., Doctor Melchior von Oſſa. Eine Darſtellung aus dem XVI. Jahrhundert. Leipzig, J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung. (VIII, 206 S.) 8.

Eine willkommene Beigabe zur Geſchichte des Kurfürſten Moritz von Sachſen, die wir demſelben Verf. verdanken. Hier wird das Leben eines ſächſiſchen Staatsmannes Melchior von Oſſa († 1557) meiſtens nach deſſen „Handelsbuch“ (Tagebuch) und dem ſog. Teſtament, einer anziehenden Schrift über Staatsregierung, erzählt. Auch in ſeiner Einwirkung auf die Reichs- und Kirchengeſchichte erſcheint Oſſa, wie das Vorwort richtig bemerkt, nicht als ein hervorragender, aber doch als ein bedeutender Mann. Der Verf. hat in dem ſchlichten Tone das Kolorit ſeiner Quellen zu wahren gewußt, dabei aber die oft ſchwierigen Zuſammenhänge mit der allgemeinen Geſchichte, auf tüchtige Sachkenntniß geſtützt, erläutert.

— i —

Vehſe, Ed., Dr., Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. 41—44. Bd. (6. Abthl.) A. u. d. T.: Geſchichte der kleinern deutſchen Höfe. 7 - 10. Thl. Hamburg, Hofmann und Campe. 8.

***Hurter, Frdr. v.**, Geſchichte Kaiſer Ferdinand's II. und ſeiner Eltern. Perſonen-, Haus- und Landesgeſchichte. 9. Bd. A. u. d. T.: Geſchichte Kaiſer Ferdinand's II. 2. Bd. Schaffhauſen, Hurter. 652 S. 8.

Krauſe, G., Hofrath, Tagebuch Chriſtian's des Jüngern, Fürſt zu Anhalt; niedergeſchrieben in ſeiner Haft in Wien, im Geleite Kaiſer Ferdinand's II zur Vermählungsfeier nach Inſpruck, auf dem Reichstage zu Regens-

burg, und während seiner Reisen und Rasten in Deutschland, Dänemark und Italien. Nach dem Manuscripte der herzogl. Bibliothek zu Köthen herausgegeben. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. XVI, 320 S. 8.

Dies Tagebuch Christian's des Jüngern schließt sich an ein früheres von Aretin in den Beiträgen zur Geschichte und Literatur (München, 1806) herausgegebenes an und behandelt den Zeitraum vom November des Jahres 1821 bis zum Ende des Jahres 1824. Es giebt nicht gerade neue Aufschlüsse über die Geschichte jener Zeit, enthält aber außer kleinen Zeitungsnotizen und interessanten Zügen aus dem Hofleben Ferdinand's II und mancher zeitgenössischen Fürsten und Großen eine Menge von werthvollen Nachrichten über die Sitten und Einrichtungen in den von dem Autor besuchten Landen. Das Meiste ist auf einer italienischen Reise niedergeschrieben. Unter den beigegebenen Documenten ist ein hier zum erstenmal vollständig veröffentlichter Bericht Christian's des Aeltern über die Schlacht bei Prag bemerkenswerth. K.

Dudik, B., O. S. B., Dr., Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Ober-Kommando, vom 13. August 1630 bis 13. April 1632. Nach den Akten des k. k. Kriegsarchivs in Wien dargestellt. Wien, bei Carl Gerold's Sohn. XXII, 496 S. 8.

Dr. Dudik hat aus den ihm zur Benützung überlassenen Akten des Wiener Kriegsarchivs die Thätigkeit des Herzogs von Friedland seit seiner Entsetzung in Regensburg bis zu definitiver Uebernahme des Oberbefehls im Frühjahr 1632 beleuchtet. Man erfährt aus manchen interessanten Briefen von und an Waldstein, so wie anderen, die sich darauf beziehen, wie scharf der Herzog die Ereignisse der damaligen Zeit beobachtete und beurtheilte, wie der Kaiser den Herzog immer im Auge behielt und seit dem April 1631 bemüht war, ihn wieder in seine Dienste zu zieh'n, ferner wie der Herzog nach einigen allerdings zweideutigen Machinationen sich entschloß, im December 1631 auf 3 Monate das Kommando zu übernehmen, wie er unter den ungünstigsten Umständen mit großer Umsicht und Thätigkeit das Heer neu organisirte und darauf im April definitiv den Oberbefehl übernahm. Man sieht hieraus, daß man nichts wichtiges Neues erfährt. Wohl aber erhält man ein deutlicheres Bild von diesem Theile der Lebensgeschichte des Herzogs. Nur darauf muß besonders hingewiesen werden, daß bei den Unterhandlungen, welche zur Entscheidung führten, von einem Abtrotzen drückender Bedingungen hier wenigstens nir-

gends die Rede iſt, und man kann mit dem Verfaſſer übereinſtimmen, wenn er ſagt, daß des Herzogs Schuld nicht geweſen ſei, zu viel verlangt, ſondern vielmehr, was er erlangt, ſpäter in ehrgeiziger Selbſtſucht mißbraucht zu haben.

Was in den vom Verfaſſer benutzten Papieren dazu beiträgt, auf den Charakter und die Thätigkeit des Feldherrn ein helleres Licht zu werfen, das hätte Dr. Dudik taktvoll auswählen und in einem dünnen Bändchen veröffentlichen ſollen. Statt deſſen erhalten wir eine große Maſſe unbedeutender Dokumente, und die Verarbeitung derſelben, die Dr. Dudik verſucht hat, ſteht durchaus unter dem Niveau deſſen, was ein Hiſtoriker der Gegenwart zu leiſten verpflichtet iſt. Hlb.

Thomas, G. M., Wallenſtein's Ermordung. Ein gleichzeitiges italieniſches Gedicht. Hrsg., eingeführt und mit andern unbekannten handſchriftlichen Belegen ausgeſtattet. München, Giel. 24 S. 4.

* **Benſen, H. W., Dr.**, Das Verhängniß Magdeburg's. Eine Geſchichte aus dem großen Zwieſpalt der deutſchen Nation im 16. u. 17. Jahrh. Schaffhauſen, Hurter. XV, 615 S. 8.

Pappus, Leonh., Epitome rerum Germanicarum ab a. 1617 ad an. 1648 gestarum. Mit Anmerkungen herausgegeben von Reg.-Rath Prof. Dr. L. Arndts. 2. (Schluß) Theil vom J. 1641 bis z. J. 1648. Wien, Braumüller. XXIV, 290 S. 8.

Biedermann, Karl, Deutſchlands geiſtige, ſittliche und geſellige Zuſtände im 18. Jahrhundert. I. Bd. (Deutſchland im 18. Jahrh. II. Bd.) 1. Thl. Bis zur Thronbeſteigung Friedrich's des Großen (1740). Leipzig, Weber. XXIV, 560 S. 8.

Hr. Biedermann hat ſich in dem vorliegenden Werke um die Kenntniß der innern Geſchichte Deutſchlands während der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts und weiter zurück bis zum 30jährigen Kriege ein entſchiedenes Verdienſt erworben, indem er theils wirklich neues Material beibringt, theils das mancher Orten zerſtreute überſichtlich zuſammenſtellt, theils bekanntes durch geſchickte Gruppirung und Verbindung mit anderem in ein neues Licht rückt.

Ausgehend von den Zuſtänden vor dem 30jähr. Krieg, ſchildert der Verf. zunächſt die unheilvolle Wirkung dieſes auf Fürſten und Volk, um dann von der Sittenverderbniß der höheren Stände insbeſondere ein abſchreckendes Bild

zu entwerfen. Während hier für die Geschichte der Fürsten und des Adels das vorhandene Material mehr als ausreichend war, hat Hr. B., übergehend zu der Darstellung des wiedererwachenden wissenschaftlichen Geistes, namentlich für die Würdigung von Leibnitz und sein Verhältniß zu den verschiedensten Fragen der Wissenschaft und des Lebens eine Reihe neuer Momente aufgeführt, welche den wichtigen, von Hrn. Dr. Rößler aufgefundenen und leider noch ungedruckten Leibnitz'schen Handschriften entnommen sind. Dieser Abschnitt gehört zu den besten des Buches, so wie auch später, nach der lehrreichen Schilderung des kirchlichen und religiösen Lebens, die Darstellung der Wirksamkeit des Thomasius, als Repräsentanten der beginnenden Aufklärung, unter deren Vertretern dann Chr. Wolf eine weitere eingehende Würdigung findet. Hier wie in der nachfolgenden Geschichte der ästhetisch-literarischen Bewegung wäre wohl ohne Beeinträchtigung des Verständnisses eine größere Kürze möglich gewesen. Neue und interessante Züge enthält auch das Schlußkapitel, wo ein allgemeines Bild von den geistigen, sittlichen und geselligen Zuständen des Volkes vor d. J. 1740 entworfen wird. Im Ganzen aber sieht man auch gerade in diesem Theile, wie schwierig es selbst dem Kundigsten wird, Culturgeschichtliches als eine selbständige historische Disciplin zu behandeln; Religion, Philosophie, Literatur haben jede ihre eigene Geschichte und können recht wohl nach ihrer eigenthümlichen Entwicklung dargestellt werden, wer aber sittliche und noch mehr gesellige Verhältnisse von der eigentlichen Geschichte getrennt behandeln will, kann wohl eine Menge werthvoller Notizen zusammenstellen, nicht aber, wie es unsere Culturhistoriker wollen, daraus eine neue für sich bestehende Wissenschaft aufbauen. **K.**

Brodrück, Karl, Gr. Hess. Hauptmann, Lehrer der Kriegsgeschichte, Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte im 18. Jahrhundert. Leipzig, Verlag der Dyck'schen Buchhandlung. XII und 379 S. 8.

Während die bisherigen Darstellungen dieses Feldzugs fast nur auf preußischen Quellen beruhen, Schlosser und Stuhr aus dem Pariser Archiv nur fragmentarische Aufschlüsse bringen, und Huschberg's beschränktes Material weit hinter den Ansprüchen der Wissenschaft zurückbleibt, hat der Verfasser ein so vielfaches und vielartiges Quellenmaterial aufgesucht und verarbeitet, wie das bei wenigen historischen Schriften geschehen mag.

Die nächsten Funde ergaben sich ihm in dem Archiv zu Darmstadt,

das bei der politiſchen Haltung des damaligen Landgrafen von Heſſen und in Folge der Theilnahme eines ſeiner Prinzen am Feldzug von 1757 gerade für die Specialgeſchichte dieſer Zeit natürlich von beſonderem Werthe iſt. Eine Reihe von 49 Briefen des Sekretärs dieſes Prinzen und ein ergänzendes Tagebuch, alle aus dem Darmſtädter Archiv, bilden den erſten Haupttheil des Buchs, dem nur eine allgemeine Einleitung und eine Darſtellung der Ereigniſſe bis zu der Zeit, mit welcher dieſe Briefe beginnen, noch vorhergehen.

Der zweite Haupttheil, der die eigentlich kritiſche Geſchichte des Feldzugs enthält, beruht auf Quellenmaterial, das der Verfaſſer aus den Archiven zu Wien (Operationsjournal der Reichsarmee, Berichte des Reichsgenerals, Correſpondenzen ꝛc.), Paris, München, Würzburg, Stuttgart, Karlsruhe, Darmſtadt, Weimar, Meiningen, Eiſenach, Gotha, Altenburg ꝛc. ꝛc. erhoben hat, dann auf einer Menge von ortsgeſchichtlichen Materialien, handſchriftlichen Tagebüchern und Chroniken, endlich auf der gleichzeitigen Literatur, Sammelwerken und Zeitungen.

Der Fleiß, welchen der Verfaſſer dieſen Forſchungen zugewandt, hat dann reiche Früchte getragen. Der thatſächliche Verlauf des Feldzugs, wie er ſich hier für das Reichsheer herausſtellt, war im Einzelnen theils gar nicht gekannt, theils ſagenhaft entſtellt, wovon die Gefechte bei Pegau (S. 235) und Gotha (S. 247) ſchon denkwürdige Belege geben, während die Schlacht von Roßbach den Beweis liefert, wie dürftig das Urtheil iſt, „das man eben hier oft mit wenigen ſouveränen Worten abgethan findet“ (S. 363). Wie groß auch damals die Verkommenheit im Reich und Reichsheer war, ſo bleibt es immerhin auf deutſchem Standpunkt ein erfreuliches Reſultat, daß die Unehre, welche an dem ganzen Feldzug und namentlich an dem Tage von Roßbach haftet, weſentlich an den Namen des Prinzen Soubiſe ſich knüpft. Die vielen genauen Details, welche der Verfaſſer über die politiſchen und militäriſchen Zuſtände im Reich beibringt, ſind ein werthvoller Zuwachs für die hiſtoriſche Kenntniß jener Zeit. Hlm.

Kneſebeck, E. v. d., Oberſtlieutenant im kgl. hannöv. Generalſtab, **Ferdinand, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, während des ſiebenjährigen Krieges.** Aus engliſchen und preußiſchen Archiven geſammelt. II. Bd. Hannover, Helwing. 592 S. 8.

Es iſt die umfangreiche Correſpondenz des Herzogs Ferdinand mit

Friedrich dem Großen und dem englischen Ministerium, die hier in sorgfältiger deutscher Bearbeitung vorliegt. Während der erste 1857 erschienene Band die Jahre 1757—1759 umfaßte, behandelt diese zweite Hälfte die Jahre 1760—1762. Die mitgetheilten Briefe, Relationen und Auszüge aus dem Tagebuche des Oberanführers der allirten Armee nehmen in mehrfacher Beziehung ein hohes Interesse in Anspruch. Denn einmal lernen wir daraus die militärischen Vorgänge im südwestlichen Deutschland in manchen Punkten genauer und anschaulicher kennen, als aus den bisher zugänglichen Quellen — so u. a. die Kämpfe im Hessischen im J. 1760 und 1761 mit dem Gefecht bei Warburg und der Belagerung von Cassel, ferner die Diversion des Erbprinzen Karl gegen Wesel. Sodann erscheint die Thätigkeit und das Verdienst Ferdinand's, welcher von dem „gräulich schlechten Commissariat“ gehemmt, von den alliirten Regierungen nur schlecht unterstützt, nicht selten an dem Nothwendigsten Mangel leidend, dennoch gegen die Wucht der französischen Heere siegreich das Feld behauptete, erst nach der Schilderung, die er selbst von den ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten macht, in dem rechten Lichte. Endlich ist es nicht am wenigsten interessant, aus dem Briefwechsel des Herzogs mit Friedrich dem Großen nicht allein die persönlichen Beziehungen der befreundeten Feldherrn kennen zu lernen, sondern vor allem zu sehen, wie Friedrich von Schlesien oder Sachsen aus auch den Gang des Krieges an der Weser und in Westphalen zu bestimmen suchte, und den umsichtigen Oberbefehlshaber der alliirten Armee nicht selten zu einem raschen und entschiedenen Vorgehen drängte. K.

Schottmüller, Adolf, Dr., Prof., Die Schlacht bei Zorndorf. Eine Jubelschrift. Mit 1 lith. Schlachtplan. Berlin, Fr. Schulze. 83 S. 8.

Gottschalk, Fr., Die Feldzüge Friedrich's des Großen im siebenjährigen Kriege. 2. Ausg. Leipzig, Violet. IV, 590 S. 8.

Geschichte des preußisch-schwedischen Krieges in Pommern, der Mark und Mecklenburg 1757—1762. Zugleich als Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach gleichzeitigen preußischen und schwedischen Berichten von v. d. n. Berlin. VII, 174 S. 8.

Die kleine Schrift erstattet einen sorgfältigen und detaillirten Bericht über die mit sehr geringen Streitkräften geführten Kämpfe der Preußen mit den Schweden während des 7jährigen Krieges. Jedoch treten

die hier erzählten Waffenthaten dem großartigen Kampf mit den Oestreichern, Russen und Franzosen gegenüber zu sehr in den Hintergrund, um ein allgemeines Interesse zu erregen. Für den Forscher aber, dem das Mitgetheilte willkommen sein wird, hätten Quellenangaben nicht fehlen sollen. K.

Friedrich der Große von Kolin bis Roßbach und Leuthen nach den Cabinetsordres im kgl. Staatsarchiv. Nebst 2 Beilagen und 2 Schlachtplänen. Hersg. von der histor. Abtheil. des k. preuß. Generalstabes. Berlin, Mittler und Sohn. VII, 160 S. 8.

Etzel, F. A. v., Die Operationen gegen die Russen und Schweden im Jahre 1758 und die zweitägige Schlacht bei Zorndorf am 25. und 26. August. Nebst 1 Plan des Schlachtfeldes und einer Uebersichtskarte. Neu bearbeitet nach den Kriegsakten, unter Benützung des übrigen vorhandenen Materials. Berlin, Abelsdorff. VIII, 184 S. 8.

Loebell, Joh. W., Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Göthe's Tod. Zweiter Band: C. M. Wieland. — Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. XII, 378 S. 8.

Die Darstellung Wieland's ist dem Verf., wie er sagt, unter der Feder zu einem einen Band füllenden Umfang angewachsen. Diese monographische Behandlung rechtfertigt der Gesichtspunkt, von dem sie ausgeht: nicht blos über den Mann zu urtheilen, sondern ihn dem Publikum, das ihn heutzutage wenig kennt, erst wieder bekannt zu machen. Mit einer Unbefangenheit und Ruhe, wie sie unsere Literarhistoriker selten gegen Wieland bewiesen haben, mit feinem Geschmack und ausgebreiteter Kenntniß aller irgendwie betreffenden Literatur verfolgt der Verf. diesen Zweck und erschöpft seinen Gegenstand nach verschiedenen Seiten hin, während er auf andern eine neue Einsicht aufthut. Interessant sind vor Allem die längeren Ausführungen, die von der Darstellung der sinnlichen Liebe in der Poesie, mit besonderer Rücksicht auf Wieland, und von den vorzüglichsten Lieblingsschriftstellern desselben handeln; diese über den nächsten Zweck der Darstellung hinausgehenden Erörterungen, zu denen auch das Schlußkapitel: „Wieland's Schicksale in den Urtheilen der Zeitgenossen“ gehört, haben durch feines Urtheil und klare Zusammenstellung ein doppeltes Interesse und vervollständigen zugleich das Bild der dargestellten Persönlichkeit. — Die übrigen Excurse beschäftigen sich mit Wiedland's Jugenddichtungen, mit sei-

nem Kampfe gegen Enthusiasmus und Schwärmerei, und schließlich in einer Reihe einzelner Betrachtungen mit Wieland's wichtigeren Schriften nach der Zeitfolge und zur Geschichte seiner Entwickelung. — dt.

*Häusser, Ludwig, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Neue Ausgabe in 4 Bdn. Berlin, Weidmann. I. Bd. 544 S. 8.

Reitzenstein, Karl Frhr. v., Quellen zur deutschen Kriegsgeschichte von 1793. Urkundlicher Beitrag zu L. Häusser's deutscher Geschichte. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. XIV, 168 S. 8.

Die hier in aller Breite mitgetheilten Documente beziehen sich auf die Thätigkeit der Ansbach'schen Truppen, welche in dem Feldzuge von 1793 die Verbindung zwischen der holländischen und preußischen Armee aufrecht zu erhalten hatten. Einiges ist ohne allen historischen Werth, das Uebrige aber jedenfalls zu unbedeutend, um unter so stolzem Titel auftreten zu können. Ueberraschend ist unter den Notizen, welche der Herausgeber über die früher an England verkauften Ansbach'schen Truppen beifügt (S. V), die Bemerkung, Se. Durchlaucht der Markgraf Alexander habe i. J. 1777 die bezügliche Convention mit Großbritannien abgeschlossen, „um dafür sein Ländchen mit Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft zu segnen.“ K.

Düntzer, Heinrich, Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Nürnberg, 2 Bdch. 186 u. 224 S.

Neben manchen beiläufigen Beziehungen auf die Tagesereignisse finde ich in der hier veröffentlichten Correspondenz nicht gerade wichtige historische Documente. Doch scheinen mir zwei Briefe von allgemeinem geschichtlichen Interesse. Ein Schreiben der Frau von Herder vom 27. Okt. 1802 (II. Bd. S. 31), worin sie nach längerem Aufenthalt in Aachen die Heerschaft der Franzosen auf dem linken Rheinufer in derben Zügen charakterisirt: „Wir haben in ein Chaos der Dinge dort gesehen, die unsere Theilnahme auf ewig abgewandt hat. Alles ist Spiel, Blendwerk, Eitelkeit. — Die Franzosen haben nur eine Tendenz: zu stehlen, sinnlich zu genießen und die Deutschen zu verachten. Dies ist das Große der Nation.“ — Ein anderer sehr umfangreicher Brief von Heinrich v. Bülow, einem jungen preußischen Offizier, vom 25 August 1814 (S. 137—46) giebt einen interessanten Bericht von seiner thätigen Theilnahme an dem Befreiungskriege, vor allem von dem Zuge der Verbündeten nach Paris. Was er hier erzählt, ist zwar nicht neu, aber charakteristisch; darunter fol-

gendes Urtheil über die Franzoſen beim Einzug in Paris: „Der Charakter des franzöſiſchen Volkes erſchien höchſt verachtungswerth; denn mit einer Unverſchämtheit ſonder Gleichen ſpotteten ſie über Verhältniſſe, deren leiſeſte Berührung ihnen vor wenigen Tagen noch höchſt gefährlich hätte werden können. Eine Mittelſtraße ſcheint der Franzoſe nicht zu kennen; die niedrigſte Schmeichelei und die größte Inſolenz folgen ſich bei ihm, wie Schlag und Blitz. K.

Förſter, Fr., Dr., Geſchichte der Befreiungskriege, 1813, 1814, 1815. Dargeſtellt nach theilweiſe ungedruckten Quellen und mündlichen Aufſchlüſſen bedeutender Zeitgenoſſen ſowie vielen Beiträgen von Mitkämpfern unter Mittheilung eigner Erlebniſſe. Dritte Auflage. Erſter Band. Mit 6 Schlacht- und Operationsplänen, 2 Facſimiles und einem lithochromirten Titelbild. Berlin, Guſtav Hempel. XI, 870 S. 4. (Preußens Helden im Krieg und Frieden. V. Bd. Neuere und neueſte preußiſche Geſchichte. III. Bd.)

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 2 Bde. Berlin, G. Reimer. X, 421, 485. 8.

Die vorliegenden Briefe Schleiermacher's ſind vertraute Mittheilungen an ſeine Angehörigen, ſowie an nahe Freunde und Freundinnen, in welchen nicht öffentliche Angelegenheiten, ſondern das eigene innere Leben oft in ſeinen zarteſten Verhältniſſen behandelt wird. Gleichwohl fehlt es nicht an intereſſanten Beziehungen auch zu dem politiſchen Leben ſeiner Zeit. So namentlich in den Briefen aus der zweiten Hälfte des Jahres 1806 (II. Bd. S. 60—80), wo Schleiermacher aus ſeiner glänzenden Wirkſamkeit in Halle durch das Unglück vertrieben wurde, welches alsbald über die preußiſche Monarchie hereinbrach und für Halle die einſtweilige Aufhebung der Univerſität herbeiführte. Die damaligen Ereigniſſe bilden auch für einige Zeit den Hauptinhalt der Briefe Schleiermacher's. Und ähnlich gewähren 7 Jahre ſpäter, vom Mai bis Juli 1815, ſeine Briefe von Berlin, zu der Zeit, als dort die erſten Vorbereitungen für einen allgemeinen Befreiungskrieg getroffen wurden, in etwas einen Einblick in den Zuſtand und die Stimmung der preußiſchen Hauptſtadt. Aber merkwürdiger als die kleinen Züge, die dort wie hier aus den Tagesereigniſſen eingeflochten werden, ſind auch in hiſtoriſcher Beziehung die faſt prophetiſchen Aeußerungen des großen Geiſtes über die ſchönere Zukunft, die dem Vaterlande aus der damaligen Noth erblühen werde.

Schon am 20. Juni 1806, ehe noch der neue Krieg Preußens mit Frankreich begonnen, schrieb Schleiermacher einer Freundin (Bd, II S. 65) die denkwürdigen Worte: „Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußern Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich Jeder, Jeder, wie es die gemeine Sache erfordert, anschließen muß“. Und später gegen Ende des Jahrs (S. 70), „als die allgemeine Auflösung schrecklich war, und man von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit sah“ und „in Halle die Franzosen selbst von den Berlinern sagten, daß sie ihnen auf eine recht verächtliche Weise schmeichelten (S. 73)“, tröstete sich Schleiermacher: „die Zuchtruthe muß nun schon über Alles gehen, was deutsch ist; nur unter dieser Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entstehen (S. 75)“ und: „Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönern Gestalt wieder sich bilden wird; wann aber — und ob nicht erst nach weit härtern Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Drucks, das weiß Gott.“ K.

Arndt, E. M., Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. C. v. Stein. Zweiter unveränderter Abdruck. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. IV, 313 S. 8.

Schmid-Weißenfels, Friedrich Gentz, eine Biographie. Zwei Bände. Prag, 312 u. 323 S. 8.

Ein mit leichter Feder geschriebenes Buch, welches den Lebenslauf des großen Publicisten in gewandter, im Ganzen anschaulicher, nirgend tief eindringender Darstellung vor Augen führt. Es wird jedem willkommen sein, welcher Gentz überhaupt erst kennen zu lernen und zur äußeren Orientirung bei der Lectüre der Gentz'schen Werke zunächst einen biographischen Ueberblick zu nehmen wünscht. Neues Material für die politische Geschichte oder eine durchgreifende Würdigung der Gentz'schen Schriften bietet das Buch nicht. S.

Görres, Marie, Joſeph v. Görres geſammelte Briefe. I. Band (der geſammelten Schriften VII. Band). München. lit.-art. Anſtalt. 509 S. 8.

Der Band enthält Briefe von Görres an ſeine Braut 1799 und 1800, an ſeine Familie 1816 bis 1845, darunter eine Reihe Briefe ſeines Sohnes Guido, endlich von Görres an ſeine Schwiegermutter 1806 bis 1808. Sie umfaſſen alſo alle Perioden ſeiner wechſelvollen geiſtigen Entwicklung und ſind von großem biographiſchen Intereſſe, indem die ſtarken und ſchwachen Seiten des markanten Charakters in den vertraulichen Ergießungen noch viel heller und greller als in den für den Druck beſtimmten Schriften zu Tage treten. Im Uebrigen iſt die Ausbeute, welche das Buch gewährt, gering, weder über rheiniſche noch über bayeriſche Zuſtände, weder über deutſche noch franzöſiſche Geſchichte, weder über politiſche noch Culturentwicklung gibt es irgend welche neue Aufſchlüſſe. S.

Eilers, Geh. Reg.-R. a. D., Meine Wanderung durch's Leben. Ein Beitrag zur inneren Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrh. 3. u. 4. Thl. Leipzig, Brockhaus. 370 S. 8.

Vilmar, A. F. C., Zur neueſten Culturgeſchichte Deutſchlands. Zerſtreute Blätter wiederum geſammelt. 2 Thle.: Politiſches und Sociales, Kirchliches und Vermiſchtes. Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder u. Zimmer. VIII, 576. VI, 338 S. 8.

Eine Reihe von Zeitungsartikeln, welche in den Jahren 1848—53 in dem von Hrn. Vilmar herausgegebenen „Heſſiſchen Volksfreund“ veröffentlicht ſind. Wir leſen hier u. a. vom Königthum und von der Republik, von Preßfreiheit und Todesſtrafe, von Communismus und Jagdfreiheit, von der Demuth in politiſchen Dingen, vom Ehrgeize, von der Ehe, von der Gewalt über die Geiſter, vom Kirchengeläute, von der Zukunft des Chriſtenthums, von Treue, Liebe und Gerechtigkeit. Was dies Alles mit der Culturgeſchichte Deutſchland's zu thun hat, ſieht man freilich nicht ein; aber dieſe gute Wiſſenſchaft muß einmal den Namen für alles dasjenige hergeben, was unter keinem andern Titel recht zu Markte gehen will. K.

(Die deutſche Specialgeſchichte und die Geſchichte der auswärtigen Staaten im 2. Hefte.)

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München.